

Band 7 | 2021



Regensburger Land

Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart



Landkreis
Regensburg

Regensburger Land

Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart

Regensburger Land

Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart

Band 7 | 2021

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7917-3272-5

© 2021 by Landkreis Regensburg und Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Herausgeber: Landkreis Regensburg

Schriftleitung: Sandra Adler und Dr. Thomas Feuerer

Gestaltung und Satz: Günter Lichtenstern, Neutraubling

Covermotiv: Rupert Schmid © Landratsamt Regensburg

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany, 2021

Weitere Publikationen aus unserem Programm

finden Sie auf www.verlag-pustet.de

Kontakt und Bestellungen unter verlag@pustet.de

Inhalt

Tanja Schweiger	Vorwort	7
Tanja Schweiger	Nachruf für Landrat a.D. Rupert Schmid	8
	Verstorben am 4. Januar 2021	
Rudolf Ebner	Wie BMW nach Regensburg kam	10
	... und welche Rolle der Landkreis dabei spielte	
Armin Gugau	„Drei der wonnigsten, heitersten u. schönsten Tage ...“	28
	Schloss Regendorf und die Grafen von Faber-Castell	
Bernhard Hopfensperger	Zwischen Kirchweih und Militärmusik	40
	Eine kleine Historie der Tanz- und Musikkapelle Schleinkofer	
Sandra Adler und Renate Christin	Lebenszeichen nach dem Lockdown	60
	Das Landkreis-Projekt „Kultur lebt!“	
Dieter Schwaiger	„Der Kroat“ im Schloss Eichhofen	68
	Eine Spurensuche in der Zeit der österreichischen Besatzung Bayerns	
Christoph Steinmann	Ein außergewöhnliches Grab der Glockenbecherkultur	76
	Neue archäologische Funde bei Köfering	
Petra Aichinger	Ein neues Zuhause aus Trümmern	86
	Zeitzeugen erinnern sich an die Anfänge Neutraublings	
Stephanie Fleiner	125 Jahre grüne Kompetenz	104
	Chronik des Kreisverbands für Gartenkultur und Landespflege	
Dominik Hagenmaier	St. Nikolaus in Haugenried	112
	Die Baugeschichte der mittelalterlichen Bergleutkirche	
Säm Wagner	Komödie ist Tragödie plus Zeit	126
	Die Kabarettistin Eva Karl-Faltermeier im Gespräch	

Wolfgang Voigt	Der vergessene Ministerpräsident	132
	Die Geschichte von Hugo Graf von und zu Lerchenfeld aus Köfering	
Fritz Wallner	„Ihr Gennßhenkher!“	142
	Wie Schierling verarmte, geplündert, verspottet wurde	
Michael Scheiner	Jeder Ton braucht Raum zu klingen	158
	Ein Porträt des Gründers und Inhabers von TYXart	
Werner Chrobak	1100 Jahre Sinzing (921–2021)	166
	Ein Blick in die Vergangenheit und Gegenwart der Großgemeinde	
Sandra Adler	Heimatsound im Landkreis Regensburg	178
	Hadé, Susi Raith, Isa Fischer und Die Nowak	
Christine Schmid	Von Kunst und Kultur, ihren Machern und Bewahrern	190
	Landkreiskulturfahrten 2021 führten in alle vier Himmelsrichtungen	
	Autorenverzeichnis und Abbildungsnachweise	198

Vorwort



Liebe Leserin, lieber Leser,

um zu verstehen, wo wir leben und was den Landkreis Regensburg ausmacht, hilft es, in seine Vergangenheit zu schauen. Manchmal liegt diese Vergangenheit gar nicht so weit zurück. So gedenken wir im Rahmen dieses Buches auch Landrat a.D. Rupert Schmid, der von 1978 bis 2002 den Landkreis entscheidend prägte. Er hatte einen wesentlichen Anteil an der Ansiedlung des BMW-Werks im Regensburger Osten, mit dem sich ein Aufsatz in diesem Band beschäftigt.

Wo wir herkommen und was unsere Vorfahren erlebt haben, zeigen in unserem diesjährigen Almanach außerdem die Beiträge anlässlich zweier Ortsjubiläen: Sinzing blickt auf eine 1100-jährige Geschichte zurück. Neutraubling als Nachkriegsgemeinde ist dagegen vergleichsweise jung. Aus dem kulturellen Schatz unseres Landkreises nimmt uns noch so einiges mehr mit auf eine Reise in die Geschichte: Das Schierlinger „Gennßhenkher-Fest“ lässt die Lebensumstände während des Dreißigjährigen Krieges lebendig werden. Und ein Grabfund bei Köfering im Rahmen unseres Straßenneubauprojekts zeigt uns das Leben und Sterben der Menschen der sogenannten Glockenbecherkultur in der Jungsteinzeit.

Gleichzeitig wollen wir aber auch die Gegenwart in den Blick nehmen. Wie vielfältig das Regensburger Land kulturell ist, zeigte sich bei den Landkreiskulturfahrten und bei der Veranstaltung „Kultur lebt!“, die von unserem Kulturreferat organisiert wurden. Die Kabarettistin Eva Karl-Faltermeier führt uns vor Augen, wie die Oberpfälzer aus dem Regensburger Land ticken, granteln und lachen. Für ihren Podcast „Es lafft“ erhält sie dieses Jahr den Kulturpreis des Bezirks Oberpfalz. Dem Phänomen Heimatsound und seinen heimischen Vertreterinnen und Vertretern geht ein weiterer Text auf den Grund.

All das und noch viele weitere Themen aus dem kulturellen Leben und dem geschichtlichen Erbe unserer Region erwarten Sie zwischen diesen beiden Buchdeckeln. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen beim Lesen!

Ihre Landrätin

Tanja Schweiger

A stylized, handwritten signature in blue ink, consisting of a large, looped 'T' followed by a series of connected strokes that form the name 'Schweiger'.



Abb. 1: Rupert Schmid mit Landrätin Tanja Schweiger bei der Feier zu seinem 80. Geburtstag

Nachruf für Landrat a.D. Rupert Schmid

Verstorben am 4. Januar 2021

Der Landkreis Regensburg trauert um seinen früheren Landrat Rupert Schmid, der von 1978 bis 2002 dieses Amt bekleidete.

Rupert Schmid wurde 1935 in Regensburg geboren. Nach dem Abitur entschloss er sich zum Jurastudium. Nach Referendarstellen in Berlin und in Speyer kehrte er nach Regensburg zurück, um hier als Rechtsanwalt zu arbeiten. Im Alter von 28 Jahren wechselte er in den Staatsdienst, zuerst im Landratsamt Riedenburg und später im Landratsamt Regensburg. Bereits 1968 wurde ihm unter seinem Amtsvorgänger Leonhard Deininger die Aufgabe als Stellvertreter des Landrats im Amt übertragen.

1978 wurde Rupert Schmid zum Landrat des Landkreises Regensburg gewählt. In seiner 24-jährigen Amtszeit war er maßgeblich am Bau des Universitätsklinikums beteiligt und hat in einvernehmlicher Zusammenarbeit mit dem ehemaligen Oberbürgermeister Viehbacher die Voraussetzungen für die Ansiedlung von BMW am Standort Regensburg geschaffen. Zu seinen Erfolgen zählen die Sparkassenfusion, die Installation des Regensburger Verkehrsverbundes und die kontinuierliche Steigerung des Arbeitsplatzangebotes. Der christlich-soziale Politiker und Verwaltungsexperte galt als Vordenker beim Natur- und Umweltschutz.

Geordnete Finanzen waren eines der großen Anliegen von Rupert Schmid. Was im Landkreis gelang, konnte er in den Jahren 1999 bis 2008 auch auf den Bezirk anwenden. Als Bezirkstagspräsident konzen-

trierte er sich auf die Konsolidierung des Haushaltes und weitere Kernaufgaben wie die soziale Sicherung, das Gesundheitswesen, insbesondere in den Bereichen Psychiatrie und Neurologie, sowie die Kulturarbeit.

Das öffentliche Engagement von Rupert Schmid spiegelt sich in mehr als 40 Ehrenämtern und führenden Tätigkeiten in verschiedenen Verbänden wider. Sein Einsatz wurde gewürdigt mit dem Verdienstkreuz am Bande und dem Verdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland, dem Bayerischen Verdienstorden, der Bezirksmedaille des Bezirkes Oberpfalz und dem Ehrenring des Landkreises Regensburg. Er ist Ehrenbürger seiner Heimatgemeinde Nittendorf sowie der Stadt Wörth an der Donau.

Mit Rupert Schmid verliert der Landkreis Regensburg eine herausragende Persönlichkeit, die mit zukunftsweisenden Entscheidungen die Entwicklung des Landkreises maßgeblich geprägt hat. Das Wohl der Menschen in der Region war für ihn stets das größte Anliegen seines politischen Handelns. Seine Tätigkeit war geprägt von großem Engagement, gegenseitigem Vertrauen und Wertschätzung gegenüber seinen Mitmenschen.

Wir werden Herrn Rupert Schmid stets ein ehrendes Gedenken bewahren.



Tanja Schweiger
Landrätin



Abb. 1: Rund 9000 Beschäftigte arbeiten aktuell im Regensburger BMW-Werk. Bevor es vor mehr als 35 Jahren gebaut wurde, waren hohe Hürden zu überwinden.

Rudolf Ebner

Wie BMW nach Regensburg kam

... und welche Rolle der Landkreis dabei spielte

Obwohl das Werksgelände heute auf dem Gebiet der Stadt Regensburg liegt, hatte der Landkreis wesentlichen Anteil an der Ansiedlung. Bedenken, Geld oder Bedingungen des Autobauers sorgten mehr als einmal dafür, dass die Entstehung des Werks am seidenen Faden hing.

25. November 1982: Die Entscheidung ist gefallen. Der BMW-Vorstand gibt den Bau eines neuen Automobilwerkes bekannt. Es soll auf einem etwa 140 Hektar großen Gelände zwischen den Orten Harting und Obertraubling entstehen. Der größere Teil liegt in der Stadt Regensburg, fast ein Drittel, rund 40 Hektar, gehören zur Gemeinde Obertraubling und somit zum Landkreis Regensburg. Es wird eine interkommunale Zusammenarbeit nötig, denn BMW will mit nur einem Partner über Grunderwerb, Erschließung und Baurecht verhandeln.

Landrat Rupert Schmid hatte sich schon bald nach seinem Amtsantritt im Frühjahr 1978 als Nachfolger von Leonhard Deininger mit der Standortfrage für ein neues BMW-Automobilwerk befasst. Es war nämlich allgemein bekannt und es wurde auch breit und

intensiv darüber diskutiert, dass BMW auf Standort-suche war.

Die unter dem Vorstandsvorsitzenden Eberhard von Kuenheim ab 1970 eingeleitete Internationalisierung des Unternehmens und die deutliche Erweiterung der Modellpalette führten seit Mitte der 1970er Jahre zu wesentlich höheren Absatzzahlen und zur Ausschöpfung der Produktionskapazitäten in den Werken München und Dingolfing. 1975 wurde in Rosslyn (Südafrika) ein Werk gegründet, das aber vornehmlich die Nachfrage nach BMW-Automobilen in der südlichen Hemisphäre abdecken sollte.

Der Landrat schaltete sich in die Diskussion um das dann vierte Automobilwerk von BMW ein und startete, so sein Bericht in der Kreistagssitzung im Dezember 1979, bei Wirtschaftsminister Anton Jau-mann eine „Initiative zur Ansiedlung des Werkes in Regensburg“, die er aber bewusst nicht in die Öffentlichkeit getragen habe.¹ Er entwickelte diesen Gedanken weiter, vor allem über den Regionalen Planungsverband Regensburg. Als dessen Vorsitzender konnte er zunächst seine Vorstandskollegen für seine Initiative gewinnen, nämlich den Chamer Landrat Ernst Girmindl, den Neumarkter Landrat Josef Werner Bauer, den Regensburger Oberbürgermeister Friedrich Viehbacher und den Kelheimer Bürgermeister Friedrich Mathes. Anschließend plädierten in der Verbandsversammlung alle Landräte und Bürgermeister der Region für den Standort Regensburg.

Damit war die Stadt Regensburg gemeint, weil ihr die größte Chance eingeräumt wurde, den Zuschlag zu bekommen.

Unmut im Kreistag

Vielleicht waren diese Bekundungen der Anstoß, auf alle Fälle waren sie eine willkommene und bedeutende Unterstützung, als Oberbürgermeister Viehbacher am 14. November 1979 dem BMW-Vorstandsvorsitzenden Eberhard von Kuenheim die Bewerbung von Regensburg in einem Brief mitteilte, wozu am 10. Januar 1980 ein 30-seitiger Standortvorschlag für ein 150 Hektar großes Gelände nördlich von Harting nachgereicht wurde.²

Im Landkreis wurden Stimmen laut gegen die Verortung des Begriffs „Standort Regensburg“ in der Stadt Regensburg. Die SPD-Kreistagsfraktion, die 18 Sitze – eingeschlossen eines FDP-Kreisrats – im Kreistag hatte, legte den Antrag vor, das Werk solle „im Landkreis“ angesiedelt werden.³ Die CSU-Fraktion, die über 42 Sitze verfügte, sprach sich in ihrem Antrag entsprechend dem Vorschlag des Landrats für die Stadt aus.

In der Sitzung des Kreistags am 17. Dezember 1979 wurden beide Anträge, die Landrat Schmid im Vorfeld mit den Fraktionsvorsitzenden Adolf Beck (CSU) und Josef Schreiner (SPD) bereits besprochen hatte, behandelt. Aus der SPD-Fraktion kamen zwar noch einige Wortmeldungen, vor allem für Neutraubling und Regenstauf, letztendlich setzte sich jedoch das Argument durch, dass eine Landkreismunicipalität, selbst mit größtmöglicher Unterstützung des Landkreises, ein derartiges Projekt nicht stemmen könne. Die SPD-Fraktion nahm die Formulierung „im Landkreis“ zurück, so dass einstimmig beschlossen wurde: „Der Kreistag unterstützt die Bemühungen von Landrat Ru-

pert Schmid voll und ganz, ein Werk von BMW nach Regensburg zu bringen. Der Landrat wird beauftragt, seine Verhandlungen fortzusetzen.“ Aufschlussreich ist die Diskussion um den letzten Satz des Beschlusses: Der Formulierungsvorschlag, der Landrat werde beauftragt, Verhandlungen zu führen, d.h. aufzunehmen, wurde mit dem Hinweis abgelehnt, Verhandlungen seien seit einiger Zeit bereits im Gange.

Dieser Beschluss eröffnete dem Landrat Handlungsspielraum und war für ihn später ein wichtiges Argument gegen Kritik, er handle eigenmächtig, begünstige die Stadt, informiere zu wenig oder sehr spät und lasse zu, dass nicht mehr änderbare Fakten geschaffen werden.

SPD-Kreisrat Xaver Wolf, zugleich Mitglied des Bayerischen Landtags, scherte allerdings einige Wochen später aus dieser gemeinsamen Front aus. Mit seinen Landtagskollegen Christa Meier, Regensburg, und Hans Hölzl, Bruck, reichte er im Januar 1980 im Landtag den Antrag ein, das neue Automobilwerk von BMW solle in die mittlere Oberpfalz kommen. Eine ähnliche Auffassung herrschte zu diesem Zeitpunkt übrigens auch im Bezirkstag der Oberpfalz vor. Als Josef Schreiner, damals auch SPD-Bezirksrat, einen Antrag zugunsten von Regensburg eingebracht hatte, lehnte ihn die CSU-Mehrheit ab und sprach sich für eine BMW-Ansiedlung in der mittleren Oberpfalz aus.⁴

Erste Absage an Regensburg

Das Interesse an den Plänen von BMW für ein neues Automobilwerk war riesengroß. Rund 120 Bewerbungen aus dem In- und Ausland wurden eingereicht. 28 wurden genauer untersucht, 12 in die engere Wahl genommen, darunter auch Regensburg. Am 22. Januar 1980 besichtigten Vertreter von BMW, des

bayerischen Wirtschaftsministeriums, der Regierung der Oberpfalz und der Stadt – in Anwesenheit von Landrat Schmid – das Gelände nördlich von Harting. Wahrscheinlich waren Bedenken bereits erkennbar, dennoch wurden eingehendere Untersuchungen unternommen. Anfang Mai sonderte die BMW-Findungskommission die Regensburger Bewerbung jedoch aus. Hauptgründe waren die Untergrundbeschaffenheit und ein ungünstiger Geländezuschnitt.

Nach dieser Absage begann sofort die Suche nach einem neuen Standort. Bereits am 30. Mai 1980 wurde bei einer Absprache zwischen Oberbürgermeister Friedrich Viehbacher, Landrat Rupert Schmid, dem Obertraublinger Bürgermeister Hermann Zierer und dem Neutraublinger Bürgermeister Herbert Scholz ein 140 Hektar großes Gelände südlich von Harting in Richtung Ortschaft Obertraubling festgelegt.⁵ Die Stadtverwaltung Regensburg erarbeitete unter Federführung von Günter Stöberl und Hans Schaidinger einen neuen Standortvorschlag, den Oberbürgermeister Viehbacher im März 1982 dem BMW-Vorstandsvorsitzenden Eberhard von Kuenheim in München vorstellte.

Standortentscheidung 1982

Die Lage entwickelte sich für Regensburg allerdings ungünstig. Hirschaid im Landkreis Bamberg hatte eine schlüssige, entscheidungsreife Bewerbung ausgearbeitet. Zudem beschloss der BMW-Vorstand Maßnahmen zur Mobilisierung von Kapazitätsreserven in den bestehenden Werken, speziell die Erweiterung des Werkes Dingolfing, so dass die Diskussion aufkam, ob ein neues Werk überhaupt erforderlich sei. Andererseits hatten die BMW-Planer Regensburg nicht aus den Augen verloren, hauptsächlich wegen der geringen Entfernung zu den Automobilwerken in München und Dingolfing, zum Komponentenwerk in Landshut

und zum Motorenwerk in Steyr (Oberösterreich). Mitte 1982 wurde Regensburg aufgefordert, ein umfassendes Standortkonzept einzureichen.⁶ Dieses wurde sehr gut aufgenommen, und Eberhard von Kuenheim sowie Aufsichtsratsvorsitzender Hans Graf von der Goltz kamen im September zu einem „Blitzbesuch“ nach Regensburg, um das Gelände zu besichtigen, aber auch um die Forderung von BMW nach nur einem Verhandlungspartner, nämlich der Stadt, deutlich zu machen.⁷ Viehbacher zog deshalb zu diesem Termin spontan Landrat Schmid hinzu.⁸

Der BMW-Vorstand drängte auf eine rasche Entscheidung und übte gehörigen Druck aus. Am 26. Oktober 1982 wurde die Stadt Regensburg aufgefordert, binnen einer Woche eine Grobplanung der Erschließungsmaßnahmen sowie eine Kostenschätzung für die Baureifmachung des geplanten Werksgeländes nachzuliefern.⁹ Auf dieser Grundlage wurden zwischen BMW, Freistaat und Stadt Finanzierungsregelungen vereinbart. Regensburg setzte sich in letzter Minute gegen die rund 8000 Einwohner zählende Gemeinde Hirschaid durch. Der BMW-Vorstand entschied sich am 25. November 1982 für Regensburg „mit dem Vorbehalt, dass die bisher in den Verhandlungen erzielten Ergebnisse in rechtlich verbindliche Verträge umgesetzt werden können.“

Grundlage der Entscheidung für den Standort Regensburg war ein umfangreicher Kriterienkatalog. Er ist in fünf Abschnitte gegliedert, die innerhalb der Gesamtbewertung (100) unterschiedlich gewichtet sind.¹⁰

Grundstück (26)

- Grundstücksform, Bebaubarkeit, Größe, Erweiterungsmöglichkeit, Niveauunterschiede, Bodentragfähigkeit, Grundwasserspiegel, Anzahl der Grundstücksbesitzer, Flächennutzungsplan, Zeitraum bis Planungssicherheit, Geländeeinschränkungen (elek-



Abb. 2:
Die Fluren zwischen
Harting (im Vorder-
grund) und Ober-
traubling um 1980

- trische Leitungen, Straßen, Wassergräben, Teiche), Grundstückspreis, Entfernung zur nächsten Wohnbebauung
- Arbeitskräftepotential (25)
- Gesamtbeschäftigte, Beschäftigte im produzierenden Gewerbe, Beschäftigte in der metallverarbeitenden Industrie, Arbeitskräftereserve, Arbeitslose, offene Stellen, Auspendler
- Infrastruktur (22)
- Entfernung zum nächsten Güterbahnhof, Entfernung zum nächsten Autobahnanschluss, Entfernung zum nächsten Flughafen, Sozialer Bereich, Bildungs- und Freizeiteinrichtungen, Nähe zu einer größeren attraktiven Stadt (Oberzentrum), Stromversorgung (Art, Entfernung, Leistungsgrenze), Wasser (Stadtwasser, Leistungsgrenze, eigene Brun-

- nerversorgung), Abwasserbeseitigung (Kläranlage), Müllbeseitigung (Normalmüll, Sondermüll)
- Externe Logistik (15)
- LKW-Verkehr (Transportzeit nach Dingolfing, München, Landshut, Steyr), Bahnverkehr (Transportzeit wie eben), Transportkosten (Zwischenwerksverkehr, Materialanlieferung, Fahrzeugversand), PKW-Reisezeit nach München
- Präferenzen (12)
- Investitionshilfen, direkte Zuschüsse, Sonderabschreibungen, Steuerart/Hebesatz

Die Abschnitte „Arbeitskräftepotential“ und „Infrastruktur“ brachten deutliche Vorteile für Regensburg. Hirschaid dagegen lag ganz klar bei den Kriterien unter „Präferenzen“ vorn.

Kritische Stimmen

In Stadt und Region Regensburg wurde die Entscheidung von BMW erleichtert, erfreut und zum Teil begeistert aufgenommen. Dennoch waren, vor allem in den Medien, auch kritische und ablehnende Stimmen zu vernehmen: Das Werk werde auf besten landwirtschaftlichen Böden errichtet. Es erzeuge Lärm, Verkehr und Emissionen. Heimische mittelständische Betriebe würden Arbeitskräfte verlieren. Die regionale Wirtschaftsstruktur könne eher durch neue, kleinere und mittlere Betriebe gestärkt werden, wodurch auch die Gefahr einer Monostruktur vermieden werde. Eigentlich müsse das Werk angesichts der großen strukturellen Probleme in der mittleren Oberpfalz angesiedelt werden.¹¹

Ähnlicher Meinung war übrigens (zunächst) auch Ministerpräsident Franz Josef Strauß. Er hätte die Ansiedlung gerne in Nordbayern gesehen, stellte sich aber unverzüglich und nachdrücklich hinter die Entscheidung für Regensburg, war sie doch zumindest für Bayern positiv ausgegangen. Die Standortfrage war einige Wochen zuvor sogar in den Wahlkampf zur Landtagswahl am 10. Oktober 1982 eingeflossen. Es wurden Zweifel an der Ernsthaftigkeit des Projekts und an den Erfolgsaussichten für Regensburg geäußert. In einer Wahlzeitung wurde BMW mit „B(itte) M(ehr) W(arten)“ gedeutet und gemutmaßt, die Ansiedlung in Regensburg sei eines der Projekte, „die nach dem Wahltag als Seifenblasen zerplatzen.“¹²

Die Einwände und Bedenken störten Landrat Schmid und ließen bei ihm die Sorge aufkommen, BMW könne seine Entscheidung überdenken. Deshalb schrieb er Mitte Dezember 1982 an Eberhard von Kuenheim, die kritischen Stimmen, die in der Presse zu lesen seien, seien nicht „repräsentativ“. Vielmehr herrsche in der Region deutliche Zustimmung und große Dank-

barkeit. Sogar der Bauernverband begrüße die Ansiedlung, obwohl beste landwirtschaftliche Flächen verloren gingen. Gleichzeitig bemühte Schmid sich um positive Äußerungen aus dem kommunalpolitischen Umfeld. Er aktualisierte die Stellungnahme des Regionalen Planungsverbandes von Mitte 1979. Alle Bürgermeister und Landräte der Region, besonders nachdrücklich die Landräte von Kelheim, Cham und Neumarkt, begrüßten Mitte Dezember 1982 die Entscheidung für Regensburg.

Um Bedenken und Vorbehalte abzubauen und um deutlich zu machen, dass die Werksansiedlung nicht nur neue Arbeitsplätze, sondern viele andere und breit gestreute Vorteile für die Region bringe, wurde BMW in der Öffentlichkeit häufig mit den Begriffen „Bäcker, Metzger, Wirte“ gleichgesetzt. BMW selber lud ab Ende 1982 interessierte Bürgerinnen und Bürger, vor allem aus dem räumlichen Umfeld, zu Informationsabenden ein. Diese Veranstaltungen sollten dazu beitragen, die positive Grundstimmung in der Bevölkerung und in den Medien aufrecht zu erhalten bzw. zu erzeugen.

Die Umgemeindung als Voraussetzung

Im Zusammenhang mit der bereits geschilderten Absprache im Mai 1980, ein Areal zwischen Harting und Obertraubling als BMW-Werksgelände anzubieten, stand die Umgliederung der 40 Hektar, die in der Gemeinde Obertraubling lagen, in die Stadt schon im Raum. Konkret wurde sie aber, als das Blatt sich ab Mitte 1982 zugunsten Regensburgs wendete. BMW forderte, und dies schon in Sondierungsgesprächen, lediglich einen Ansprechpartner für Grunderwerb, Erschließung und Baurecht. Obwohl nicht immer und überall eigens betont, zielte diese Forderung stets auf die Stadt als alleinigen Ansprechpartner ab. Die Umge-

meindung der Obertraublinger Fläche war unabdingbare Voraussetzung für den späteren Ansiedlungsvertrag.¹³ Diese wurde in mehreren Schriftstücken klar und eindeutig dargelegt. So teilte die BMW-Rechtsabteilung am 9. Dezember 1982 Oberbürgermeister Viehbacher mit, seit Beginn der Verhandlungen über das angebotene Grundstück im Jahre 1981 sei BMW von einer Eingemeindung des Obertraublinger Teils in die Stadt ausgegangen – zumal dieser das kleinere Areal sei: „Insoweit war der Landkreis in die Verantwortung miteinbezogen.“¹⁴

Noch deutlicher war die Formulierung von BMW an Landrat Schmid vom 15. Dezember 1982: BMW wolle nochmals „unmißverständlich zum Ausdruck bringen“, dass das Werk nicht auf Regensburger und Obertraublinger Gebiet entstehen könne. In früheren Gesprächen sei die Umgliederung als Voraussetzung einer Ansiedlung besprochen, entsprechende Optionen seien gegeben worden. Es werde daran erinnert, dass „ohne die Kooperation zwischen der Stadt Regensburg und dem Landkreis Regensburg eine Entscheidung in dieser Form noch nicht getroffen wäre“. Es werden rasche Beschlüsse von Gemeinde und Landkreis angemahnt, „damit die Ansiedlung unseres Werkes in Regensburg nicht noch in Frage gestellt wird“. Auch Eberhard von Kuenheim machte den Landrat am 22. Dezember nochmals auf die „unabdingbare Forderung nach Umgemeindung“ aufmerksam, zumal Schwierigkeiten beim Grunderwerb absehbar seien.

Die BMW-Forderung war also bekannt – und zwar schon seit Beginn der Standortverhandlungen. Deshalb stellte Landrat Schmid bereits Anfang November 1982 mit den Vorsitzenden der Kreistagsfraktionen und mit Leo Graß, Bürgermeister von Obertraubling, Einvernehmen bezüglich der Umgemeindung her und signalisierte dieses am 7. November Oberbürgermeister Viehbacher. Dieser informierte sofort BMW und ebnete so

wohl den Weg für den Beschluss des BMW-Vorstandes am 25. November 1982. Einen Tag danach teilte Viehbacher dem Landrat mit, die Stadt rechne „fest“ mit der Hilfe des Landkreises bei der Umgemeindung und bitte außerdem um einen „angemessenen Finanzierungsbeitrag“ bei den Grundstückskosten.¹⁵

In der Kreistagssitzung am 17. Dezember 1982 wurde die Umgemeindung ausführlich diskutiert. Ungeachtet der Tatsache, dass die Fraktionsvorsitzenden im Voraus eingebunden waren und Zustimmung schon signalisiert hatten, wurde anfänglich besonders aus der SPD-Fraktion kritisiert, dass der Landkreis die Umgemeindung gewissermaßen bereits zugesagt und vollendete Tatsachen geschaffen habe.¹⁶ Es wurde die Frage aufgeworfen, ob BMW diese tatsächlich gefordert habe, und wenn ja, ob die BMW-Bedingungen nicht auch ohne Umgemeindung hätten erfüllt werden können, auch wenn dies vielleicht schwieriger und zeitaufwendiger gewesen wäre.

Der Landrat machte deutlich, dass die Standortentscheidung unter fachlichen Aspekten erfolgt sei, dass BMW immer die Umgemeindung vorgetragen habe und dass sie unverzichtbar sei für einen mit der Stadt Regensburg abzuschließenden Ansiedlungsvertrag. BMW erwarte rasche Beschlüsse. Diese seien schon deshalb sinnvoll, damit Firmen in der Region bereits im Jahr 1983 Aufträge zur Geländeerschließung bekommen könnten.

Zustimmung in allen Gremien

Im Grunde war sich der Kreistag einig. Ein Beschluss wurde jedoch nicht gefasst, weil die Entscheidung des Gemeinderates Obertraubling abgewartet werden sollte. CSU-Fraktionsvorsitzender Adolf Beck äußerte aber die Auffassung, der Kreistag solle seine positive Haltung kundtun, und gab folgende bemerkenswer-

te Erklärung ab: Seine Fraktion habe bisher mit aller Entschiedenheit Gebietsansprüche der Stadt Regensburg abgelehnt und werde dies auch künftig tun. Bei den jetzt zur Umgemeindung anstehenden 30 Hektar sei die Sachlage jedoch völlig anders. Hier sei die Umgliederung sinnvoll und sollte vom Kreistag gebilligt werden, zumal auch keine Einwohner betroffen seien. Der Landrat werde gebeten, die Gemeinde Obertraubling unterstützend zu beraten.

Bewegung in das Verfahren brachte vor allem auch die Regierung der Oberpfalz mit Regierungspräsident Karl Krampol. Sie erklärte am 23. Dezember 1982, der BMW-Forderung zum 1. Februar 1983 entsprechen zu wollen, und leitete ein Raumordnungsverfahren ein.¹⁷ Abgabeschluss für Stellungnahmen war der 27. Januar 1983. Am 12. Januar 1983 beschloss der Gemeinderat Obertraubling einstimmig die Umgemeindung, genauer gesagt eine Umgliederung. Obertraubling gab zwar 40 Hektar an die Stadt ab, bekam von dieser aber 45 Hektar aus der Gemarkung Burgweinting. Im Beschluss des Gemeinderates ist ferner enthalten, dass für alle Flächen, auch für Feldwege usw., ein einheitlicher Preis bezahlt wird, dass alle praktizierenden Landwirte im Rahmen des Grunderwerbs einen vollen Wertausgleich erhalten und dass die Gemeinde Obertraubling ein Mitspracherecht bei der Neutrassierung der B15 bekommt.

Die Weichen für die Zustimmung auch des Kreistags waren gestellt. In der Sondersitzung am 17. Januar 1983 wurde die Expertise des Landratsamtes zum Raumordnungsverfahren begrüßt, aber ergänzend darauf hingewiesen, dass für alle betroffenen Bereiche der Gemeinde Obertraubling ein ausreichender Immissionsschutz zu gewährleisten sei und dass insgesamt gesehen die Werksansiedlung die Entwicklung der Gemeinde nicht beeinträchtigen dürfe. Vorbehaltlich des Einvernehmens zwischen Stadt und Gemeinde

billigte das Gremium einstimmig die „Änderung des Gebiets der Gemeinde Obertraubling sowie des Landkreises Regensburg und der Stadt Regensburg aus Anlaß der Ansiedlung eines BMW-Werkes in Regensburg“. Entsprechend dem Plan der Regierung wurde die Umgliederung am 1. Februar 1983 wirksam.

Wie zügig und trotz mancher Diskussionen und Einwendungen einvernehmlich sie abgewickelt wurde, war eine „kleine Sensation“.¹⁸ Die Auseinandersetzungen zwischen Stadt und Landkreis Regensburg im Zusammenhang mit der Gebietsreform 1972 – 1978 und der Streit um den Osthafen, der mit Entscheidung des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofes am 1. Januar 1978 in die Stadt eingegliedert wurde, lagen nämlich nur wenige Jahre zurück.

Finanzierungsbeitrag des Landkreises

War das Umgliederungsverfahren ziemlich reibungslos und rasch abgewickelt worden, so gestalteten sich die Grundstücksverhandlungen weitaus schwieriger und zeitaufwendiger. Die Stadt war bereits Eigentümerin von nahezu der Hälfte des vorgesehenen Werksgeländes. Den Rest musste sie aus Privateigentum erwerben. Oberbürgermeister, Landrat und BMW-Unterhändler trafen sich mit den Grundstückseigentümern am 27. Dezember 1982 in Obertraubling und am 28. Dezember in Regensburg. Hinzugezogen wurde auch ein Fachanwalt für Steuerfragen.¹⁹ Es prallten sehr unterschiedliche Preisvorstellungen aufeinander. BMW war nicht bereit, mehr als die von Anfang an zugesagten 19,50 DM pro Quadratmeter zu bezahlen. Die Eigentümer forderten jedoch ein Mehrfaches. In einer breiten öffentlichen Diskussion wurde nicht mehrheitlich, aber doch sehr deutlich, die Meinung laut, die Stadt dürfe wegen der BMW-Ansiedlung ihre Leistungsfähigkeit nicht gefährden. Andererseits

wurde Besorgnis geäußert, die schleppenden Grundstücksverhandlungen könnten die Werksgründung „in Gefahr bringen“ und das Projekt hänge sogar „am seidenen Faden“.²⁰ Tatsächlich geriet es im Frühjahr 1983 in eine kritische Phase.

Es war immer klar, dass die Grundstücksfrage für die Stadt eine hohe Belastung sein würde. Mit dem Hinweis auf die positiven wirtschaftlichen Auswirkungen des Werkes auch auf den Landkreis hatte Landrat Schmid schon im November 1982 mit den Vorsitzenden der beiden Kreistagsfraktionen einen Zuschuss von 2 Mio. DM besprochen.²¹ Oberbürgermeister Viehbacher bat, wie bereits geschildert, einen Tag nach der BMW-Standortentscheidung um einen „angemessenen Finanzierungsbeitrag des Landkreises“. In seiner Sitzung am 25. März 1983 stellte der Kreistag eine finanzielle Beteiligung des Landkreises zwar in Aussicht, fasste jedoch keinen Beschluss.²²

Die Lage spitzte sich zu, vor allem als bekannt wurde, dass die im Herbst 1982 für Erschließung und Grunderwerb berechneten Kosten von 215 Mio. DM auf fast 300 Mio. DM angestiegen waren. Von den Mehrkosten von rund 85 Mio. DM entfielen 45 Mio. DM auf Erschließungsmaßnahmen und 40 Mio. DM auf den Grunderwerb. Kreiskämmerer Walter Rimsl erläuterte am 22. Juli 1983 im Kreistag diese Zahlen und berichtete von einer Art Krisensitzung Anfang Juni im bayerischen Wirtschaftsministerium, an der er als Vertreter des Landkreises teilgenommen hatte. In dieser Zusammenkunft sei ein aktualisiertes Finanzkonzept mit 136 Mio. DM für den Freistaat, 73 Mio. DM für BMW und 87 Mio. DM für die Stadt Regensburg vorgelegt worden. Gegenüber früheren Berechnungen erhöhe sich der Finanzierungsanteil für den Staat um 20 Mio. DM, für BMW um 35 Mio. DM und für die Stadt um 27 Mio. DM. Allerdings sei festgestellt worden, die Stadt könne diese Kostenmehrung nicht

mehr alleine übernehmen, das Innenministerium halte eine weitere Verschuldung der Stadt für nicht tragbar, und da der Freistaat aufgrund rechtlicher Erwägungen den Grunderwerb nicht fördern dürfe, sollten auf Vorschlag des Finanz- und des Wirtschaftsministers Stadt und Landkreis Regensburg gemeinsam die einschlägigen Mehrkosten finanzieren. Der Landkreis solle 10 Mio. DM aufbringen.²³

Rimsl führte des Weiteren aus, der Landrat habe einen Zuschuss abgelehnt, eine rückzahlbare Zuweisung, d.h. ein zinsloses Darlehen, in Höhe von 10 Mio. DM sei aber denkbar. Nach der positiven Aufnahme im Wirtschaftsministerium habe sich der Landrat mit den Vorsitzenden der Kreistagsfraktionen auf diese Lösung verständigt und dem Ministerium dieses Übereinkommen mitgeteilt, natürlich vorbehaltlich der Genehmigung durch die zuständigen politischen Gremien. Am 10. Juni stimmte der Kreisausschuss zu und empfahl dem Kreistag die Genehmigung. Das Darlehen des Landkreises war also de facto gesichert, die Stadt konnte somit die Grundstückskäufe abschließen und mit BMW den Ansiedlungsvertrag ausarbeiten.

Die Brisanz der Situation wird deutlich einerseits durch die Befürchtung in der erwähnten Sitzung im Wirtschaftsministerium, die BMW-Ansiedlung drohe zu scheitern, andererseits durch die Zeitleiste: Das bayerische Kabinett hatte zum 7. Juni ein aktualisiertes Finanzierungskonzept gefordert, und die Stadt Regensburg konnte nur bis zum 16. Juni von abgeschlossenen Kaufverträgen zurücktreten.

Der Kreistag hatte am 22. Juli 1983 im Grunde gar keine andere Wahl, als der Empfehlung des Kreisausschusses zu folgen und das Darlehen zu genehmigen. Dennoch entstand eine intensive und zum Teil sehr kontrovers geführte Diskussion. Landrat Schmid verwahrte sich gegen die Vermutung, nicht das Wirt-

schaftsministerium, sondern er habe die Finanzierungsbeteiligung des Landkreises ins Gespräch gebracht. Er stellte erneut klar, dass die Mehrkosten beim Grunderwerb allein auf die erhöhten Forderungen der privaten Eigentümer zurückzuführen seien. Josef Schreiner, der SPD-Fraktionsvorsitzende, gab zu bedenken, dass die Stadt den Landkreis nicht immer wohlwollend behandelt habe, während nun dem Landkreis allein schon wegen der Gebietsumgliederung anteilige Gewerbesteureinnahmen verloren gingen. Aus seiner Fraktion kamen auch Anregungen zu Gegenleistungen für die Darlehensgewährung, z.B. dass im BMW-Werk als Energieträger ausschließlich umweltfreundliches Gas eingesetzt werde oder dass die Stadt dem Landkreis beim Projekt Sinzinger Nahverkehrsbrücke und bei Verbesserungen im Öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV) entgegen kommen müsse.

Ausführlich diskutiert wurde über den auch vom Landrat erwogenen Gedanken, der Stadt einen Zuschuss von 3 Mio. DM zu gewähren, also 1 Mio. DM mehr als früher bereits erörtert. Diese Idee wurde jedoch rasch aufgegeben, denn der Kreiskämmerer zeigte auf, dass der Landkreis bei einem zehnjährigen, kreditfinanzierten zinslosen Darlehen von 10 Mio. DM sogar etwas weniger belastet werde, nämlich bei Zinssätzen von 6,5 bis 7,5 Prozent mit 3,5 bis 4,0 Mio. DM, als bei einem verlorenen, aber ebenfalls kreditfinanzierten Zuschuss von 3 Mio. DM. Sehr förderlich für die Darlehenslösung war auch der Hinweis, dass auf diese Weise der Stadt viel stärker geholfen werden könne. Letztendlich ging es um die Absicherung der Darlehensrückzahlung. Nach zufriedenstellenden Aussagen von Landrat und Kreiskämmerer erteilte der Kreistag der Kreisverwaltung schließlich einstimmig den Auftrag, „mit der Stadt eine vertragliche Regelung hinsichtlich der

Bereitstellung und Rückzahlung eines Finanzierungsanteiles des Landkreises von 10 Mio. DM für die BMW-Ansiedlung in Regensburg zu treffen. Hinsichtlich der Tilgung ist festzulegen, dass diese jährlich in Höhe von mindestens 20 % des Gewerbesteuer-Bruttoaufkommens der Stadt Regensburg aus dem BMW-Werk zu leisten ist und daß die Tilgungsrate ab dem Haushaltsjahr 1989 bis zur Darlehenstilgung jährlich mindestens 2 Mio. DM betragen muß. Der Finanzierungsanteil von 10 Mio. DM ist im Haushaltsjahr 1984 bereitzustellen.“

Das Darlehen wurde im Jahr 1984 ausgezahlt. Bereits im Jahr 1987 setzte die Tilgung ein, sie endete im Jahr 1992.²⁴ Die kürzere Laufzeit ergab für den Landkreis eine geringere Zinsbelastung. Sie erreichte rund 1 Mio. DM, die der Landkreis der Stadt, wie Landrat Schmid es einmal formulierte, „quasi geschenkt“ hat.²⁵

Ansiedlungsvertrag

Am 21. Juli 1983 wurde im Alten Rathaus zu Regensburg der Ansiedlungsvertrag zwischen Stadt und BMW unterzeichnet.²⁶

In den ersten 15 Paragraphen werden die Verpflichtungen der Stadt, vor allem hinsichtlich Bereitstellung, Erschließung und Baureifmachung des Grundstücks, beschrieben. Dann folgen die Zusagen von BMW, nämlich bis Ende 1986 mit einem Investitionsaufwand von rund 650 Mio. DM etwa 600 Stellen und bis Ende 1991 mit rund 1,2 Mrd. DM Investitionsvolumen (jeweils auf Preisbasis 1982) 3500 Dauerarbeitsplätze bei einer Tagesproduktion von 400 Fahrzeugen zu schaffen. Sollte BMW von 1992 bis 1999 diese Zahlen bzw. eine Produktion gleich hoher Wertschöpfung nicht erreichen, müsste das Unternehmen Anfang 2000 der Stadt 60 Mio. DM (samt



*Abb. 3: Die Unterzeichnung des Ansiedlungsvertrags im Alten Rathaus Regensburg
sitzend (v.l.n.r.): Hans Koch (BMW-Produktionsvorstand), Eberhard von Kuenheim (BMW-Vorstandsvorsitzender), Friedrich Viehbacher (Oberbürgermeister), stehend (v.l.n.r.): Dieter Hendel (Leiter BMW-Werksplanung, von Dezember 1984 bis Januar 1992 technischer, danach bis 1994 alleiniger Leiter des BMW-Werkes Regensburg), Alfons Schneider (Stadtrat, halbverdeckt), Günther Jacobi (BMW-Rechtsabteilung), Horst Eifler (3. Bürgermeister), Karl Krampol (Regierungspräsident), Dieter Brielmeier (Stadtrat), Rupert Schmid (Landrat), Hans Schaidinger (Leiter des Amtes für Stadtentwicklung und Statistik der Stadt Regensburg), Günter Stöberl (Planungs- und Baureferent der Stadt Regensburg)*

anteiliger Zinsen) erstatten. Darüber hinaus steht der Stadt das Wiederkaufsrecht zu. Auch an den Freistaat müsste BMW zurückzahlen, sollte der Vertrag nicht eingehalten werden. Das Unternehmen musste sich außerdem zur Mitfinanzierung der Kosten für Stromversorgung und Geländeerschließung verpflichten und

zusagen, bei Bau und Betrieb des Automobilwerkes – soweit möglich – Aufträge an Firmen mit Sitz in der Region und vor allem im Stadtgebiet von Regensburg zu vergeben und darüber „die Stadt auf Verlangen in angemessenem Umfang zu unterrichten.“

Rascher Aufbau des Werkes

BMW wollte das Werk so schnell wie möglich erbauen. Schon wenige Tage nach Unterzeichnung des Ansiedlungsvertrages begann auf dem Werksgelände ein umfangreicher Bodenaustausch. Rund 4 Mio. Kubikmeter Humus und Löss wurden durch Kies ersetzt, um die für die Produktionsanlagen erforderliche Untergrundfestigkeit zu erreichen. Sofern geeignet und brauchbar wurde das Aushubmaterial auf Flächen im Umfeld des Werksgeländes ausgebracht, z.B. in dem Gebiet, das im Zuge der Umgliederung von der Stadt Regensburg an die Gemeinde Obertraubling gefallen war.²⁷

Den zügigen Fortgang der Erschließungsmaßnahmen behinderten auch flächendeckende archäologische Ausgrabungen nicht, die in dem seit jeher fundträchtigen Gebiet zu erwarten und aufgrund von aktuellen Luftbildaufnahmen angeordnet worden waren.

Am 2. April 1984 wurde Grundsteinlegung gefeiert. Eberhard von Kuenheim äußerte in seiner Festrede die Auffassung²⁸, Kostenniveau und starre Arbeitszeitregelungen sprächen eigentlich gegen den Standort Deutschland. Allerdings schlugen die hervorragende Facharbeiterausbildung, die hochentwickelte Zulieferindustrie und die leistungsfähige Infrastruktur positiv zu Buche. Ausdrücklich dankte er den Repräsentanten von Staat, Regierungsbezirk, Stadt und Landkreis für die wirksame Unterstützung. Respekt zollte er den beteiligten Behörden und Ämtern für die zügige und kompetente Sachbearbeitung.

Am 8. Mai 1985 war Richtfest. Am 17. November 1986 wurde das Werk offiziell mit einer kleinen Feier in Betrieb genommen. Zu dieser waren aus dem öffentlichen Leben nur Regierungspräsident, Oberbürgermeister und Landrat sowie die lokalen Medien eingeladen. Von BMW-Seite hingegen waren alle 1300 Beschäftigte, die zu diesem Zeitpunkt bereits im Werk



Abb. 4: Das Ausmaß der Erdarbeiten beim Bodenaustausch war enorm.



Abb. 5: Landrat Schmid im Gespräch mit Peter Klein von der BMW-Bauleitung, November 1983



Abb. 6: Kommunalpolitiker, darunter Landrat Rupert Schmid (2.v.l.) und der Obertraublinger Bürgermeister Leo Graß (2.v.r.), auf der Baustelle mit dem technischen Werkleiter Dieter Hendel (r.) und dem kaufmännischen Werkleiter Bernd KaltheGener (3.v.l.), September 1985

tätig waren, dabei. Die offizielle Werkseinweihung in großem Rahmen fand am 22. Mai 1987 statt.

Wirtschaftliche Auswirkungen des Werkes

Das BMW-Werk hat wesentlich zur dynamischen wirtschaftlichen Entwicklung der Region seit den 1980er Jahren beigetragen und die Hoffnungen und Erwartungen weit übertroffen. Bereits in der Bauphase entstanden nicht nur beachtliche Beschäftigungs-

impulse, sondern auch Gewerbesteureffekte. Wegen der Zerlegung der Gewerbesteuer nach Lohnsummen mussten auch auswärtige Firmen, die länger als sechs Monate am Werksaufbau beteiligt waren, Gewerbesteuer an die Stadt zahlen. Erstmals im März 1984 und danach mindestens einmal im Jahr lieferte BMW eine Auflistung über die Auftragsvergaben. Je mehr es um spezifische Produktionsanlagen ging, desto höher war naturgemäß der Anteil auswärtiger Firmen. Ende 1988 lag das Auftragsvolumen bei rund 1,2 Mrd. DM. Davon war etwa ein Viertel, also rund 300 Mio. DM, an Firmen aus Regensburg und dem Umkreis gegangen. Insgesamt gesehen hat BMW im Werk Regensburg bis 2020 rund 5 Mrd. Euro investiert.

Die Beschäftigtenzahlen entwickelten sich weit besser als erwartet bzw. vertraglich festgelegt. Die Verpflichtung, bis Ende 1991 3500 Dauerarbeitsplätze zu schaffen, wurde schon Ende 1989 erreicht. In den Folgejahren stieg die Mitarbeiterzahl ständig an. Aktuell (und schon seit vielen Jahren) liegt sie – bei einer Tagesproduktion von rund 1000 Fahrzeugen – bei rund 9000. Etwa 3200 Beschäftigte wohnen im Landkreis Regensburg, 1500 in der Stadt Regensburg und weitere 2900 in den unmittelbar angrenzenden Landkreisen. Zu dieser Stammbesetzung kommen noch Arbeitskräfte, die über Zeitarbeitsfirmen und mit Werkverträgen tätig sind. Sie ermöglichen die Flexibilität, die aufgrund von Nachfrage- und Produktionsschwankungen erforderlich ist. In Zulieferbetrieben und Dienstleistungsfirmen, die für das BMW-Werk arbeiten, sind weitere rund 15.000 Arbeitsplätze entstanden, davon etwa 2000 im Innovationspark Wackersdorf, der ab 1989 von BMW aufgebaut wurde.²⁹

Nicht übersehen werden dürfen die Kaufkrafteffekte aus den Lohn- und Gehaltszahlungen von BMW und den mit dem Werk verbundenen Unternehmungen. Die Lohn- und Gehaltssumme von BMW Re-

gensburg beträgt derzeit etwas mehr als 600 Mio. Euro im Jahr. Davon fließen entsprechend den Wohnorten der Beschäftigten etwa 200 Mio. Euro in den Landkreis Regensburg. Nach Abzug von Steuern, Abgaben, Sparquote usw. werden etwa 400 Mio. Euro im Jahr als Kaufkraft in der Region insgesamt und ungefähr 140 Mio. Euro im Landkreis Regensburg wirksam, d.h. für Mieten, Bau/Kauf von Eigenheimen und Wohnungen, für Lebenshaltung (siehe „Bäcker, Metzger, Wirte“), Freizeit, Sport und Kultur, wodurch wiederum Einkommen entstehen. Somit führt das Werk zu einem Einkommenseffekt von insgesamt etwa 1 Mrd. Euro jährlich. Berücksichtigt man alle Multiplikatoren, so steigen die Einkommenseffekte in der Region auf etwa 1,4 Mrd. Euro. Ungefähr 45.000 Menschen in Ostbayern sind direkt oder indirekt vom BMW-Werk Regensburg abhängig.

Viele Kommunen profitieren von den Lohn- und Einkommensteuerzahlungen der BMW-Beschäftigten, weil ihnen 15 Prozent des bei der Lohn- und der veranlagten Einkommensteuer erzielten Aufkommens als Gemeindeanteil zugewiesen werden. Insgesamt dürften dies derzeit ungefähr 35 Mio. Euro sein. Entsprechend den Wohnorten fließt davon ungefähr ein Drittel in den Landkreis Regensburg.

Für die Stadt Regensburg ist die Gewerbesteuer als weiterhin bedeutendste Gemeindesteuer sehr wichtig. Sie hängt von der gesamtwirtschaftlichen Lage und dem zu versteuernden Ertrag der einzelnen Unternehmen ab. Das BMW-Werk ist trotz der aktuellen Anpassungen weiterhin der größte Gewerbesteuerzahler der Stadt. Es hat die meisten Jahre über die Schätzungen und Berechnungen hinaus und insgesamt gesehen entscheidend dazu beigetragen, dass deren Gewerbesteueraufkommen (auf Euro umgerechnet) von 47 Mio. Euro im Jahr 1986 über 106 Mio. Euro im Jahr 2000 auf den Rekordwert von 252 Mio. Euro im



Abb. 7: Vorstandsvorsitzender Eberhard von Kuenheim hielt beim offiziellen Produktionsbeginn am 17. November 1986 eine Ansprache.

Jahr 2012 gestiegen ist. 2018 wurden 224 Mio. Euro erreicht, 2019 jedoch nur noch 166 Mio. Euro.³⁰

In Studien über die wirtschaftlichen Auswirkungen der Werksansiedlung wurde die anfangs verschiedentlich geäußerte Meinung widerlegt, die öffentliche Hand habe sich zu stark engagiert.³¹ Es konnte aufgezeigt werden, dass die Aufwendungen der Stadt Regensburg bereits Anfang der 1990er Jahre durch Gewerbe- und Grundsteuereinnahmen sowie durch den Gemeindeanteil an den Lohn- und Einkommen-



Abb. 8: In der Fahrzeugendmontage am 17. November 1986 (v.r.n.l.): Produktionsvorstand Hans Koch (halbverdeckt), Vorstandsvorsitzender Eberhard von Kuenheim, Landrat Rupert Schmid, Oberbürgermeister Friedrich Viehbach, Regierungspräsident Karl Krampol (halbverdeckt), technischer Werkleiter Dieter Hendel, kaufmännischer Werkleiter Bernd Kalthegener

steuerleistungen ausgeglichen waren. Betrachtet man die staatliche Förderung, einerseits an die Stadt für Erschließungsmaßnahmen, andererseits an BMW in Form von steuerpflichtigen Zuschüssen und steuerfreien Zulagen, so betrug sie, gemessen an den Gesamtinvestitionen bis 1990 schon weniger als zehn Prozent. Nach ungefähr zehn Jahren Produktionsbe-

trieb war sie durch das induzierte Steueraufkommen bereits kompensiert.

Ein positiver Aspekt des Werksaufbaus, besonders für die Wirtschaft, war die A93. BMW setzte sich in Verhandlungen mit dem Freistaat erfolgreich für die Weiterführung dieser Autobahn nach Regensburg und in die Oberpfalz ein. Rechtzeitig zum Produktionsbe-

ginn im BMW-Werk im November 1986 war das gesamte Teilstück Holledau-Regensburg fertiggestellt.

Kooperation von Landkreis und Stadt

Die Ansiedelung des BMW-Werkes war ein zentraler Punkt in der 24-jährigen Amtszeit von Landrat Rupert Schmid.³² Er brachte Regensburg sehr früh ins Gespräch und startete eine entsprechende Initiative.³³ Vielleicht war diese sogar der Zündfunke für die Bewerbung, wobei er immer an die Stadt als Standort dachte. Die Zusammenarbeit zwischen Landkreis und Stadt war entscheidend für die Ansiedelung. Die Umgliederung eines Teils des Werksgeländes in die Stadt und die Beteiligung des Landkreises an den Grunderwerbskosten standen dabei im Mittelpunkt. Grundlage waren die sehr guten persönlichen Kontakte zwischen Schmid und Oberbürgermeister Viehbacher. Beide waren Juristen, kannten sich aus der Studienzeit und bauten nach ihrer Wahl zum Landrat und Oberbürgermeister im Frühjahr 1978 „konkurrenzlose Kontakte“ auf, d.h. unter vier Augen ohne Einbindung anderer Personen, auf kürzestem Weg und mit einer direkten Telefonverbindung, gewissermaßen einem „roten Telefon“.³⁴ Dieses nutzte der Oberbürgermeister zum Beispiel, als er den Landrat spontan zu dem erwähnten „Blitzbesuch“ von Eberhard von Kuenheim in Regensburg im September 1982 bat.

Rückblickend erwähnte Rupert Schmid auch die nachdrückliche und wirkungsvolle Unterstützung besonders durch Leo Graß, den Bürgermeister von Obertraubling, und Senator Richard Koch, den Präsidenten des Oberpfälzer Bauernverbandes. Diese war wichtig, weil im bäuerlichen Bereich die Ansiedlung auf dem geplanten Werksareal überwiegend negativ betrachtet wurde, die beteiligten Grundstückseigentümer zumeist ausgenommen.

Im Wissen um die Bedeutung auch sogenannter weicher Standortfaktoren führte der Landrat den BMW-Repräsentanten, u.a. durch Rundfahrten, landschaftliche und kulturelle Schwerpunkte des Landkreises vor Augen. In diesem Zusammenhang versuchte er auch, BMW zu einem Engagement im Schloss Alteglofsheim zu bewegen, dessen endgültige Nutzung damals noch nicht geklärt war – in Form eines Umbaus zu einem Gäste- und Schulungshauses des Unternehmens.³⁵ Dieses Ansinnen blieb erfolglos, andere Anfragen auf Unterstützung waren jedoch erfolgreich. Zum Beispiel stiftete BMW schon in der Anfangszeit einen Notarztwagen und trug mit einem ansehnlichen Zuschuss zur Errichtung einer Atemschutzübungsstrecke in Neutraubling für die Freiwilligen Feuerwehren des Landkreises bei.

Bei BMW wurden die energischen und wirksamen Bemühungen von Rupert Schmid um die Werksansiedlung sehr wohl zur Kenntnis genommen. Bei einer Sitzung des Kreistags am 6. November 1987 im Bildungszentrum des Werkes wies der kaufmännische Werkleiter Bernd Kalthegeener auf „das mitentscheidende Zusammenwirken der beteiligten Körperschaften“ hin. Er dankte dem Landkreis für den „Mut zur Zustimmung zur Gebietsumgliederung“ und für die Gewährung des zinslosen Darlehens an die Stadt. Somit habe der Landkreis auf die Standortentscheidung entscheidend Einfluss genommen.³⁶

Die gute Zusammenarbeit von Landrat und Oberbürgermeister zeigte sich im Übrigen auch bei anderen regionalen Themen und Aufgaben, beispielsweise bei der Fusion von Kreis- und Stadtparkasse am 15. Juli 1982 sowie bei der Gründung der öffentlich-rechtlichen Arbeitsgemeinschaft „Verkehrsverbund Regensburg“ im Jahr 1981 und in Folge davon der RVV GmbH am 2. Dezember 1983.



Abb. 9: Übergabe eines Notarztwagens an das Rote Kreuz
im Vordergrund (v.r.) Landrat Rupert Schmid, Bürgermeister Alfred Hofmaier (Regensburg), und Gerhard Bihl, Personalchef im Werk Regensburg, November 1985

Nachbemerkung des Autors in eigener Sache

Als im Jahre 1978 erstmals gewählter CSU-Kreisrat war die BMW-Ansiedlung und die hierfür unabdingbare Mitwirkung des Landkreises natürlich auch für mich ein wichtiges Thema. Auch in meiner Fraktion, der Mehrheitsfraktion, wurde intensiv und manchmal kontrovers diskutiert. Ab und an machte sich das Gefühl breit, es sei alles ohnehin schon entschieden, und die Mitwirkung bzw. Zustimmung des Kreistags sei nur noch Formsache. Allerdings waren die Komplexität und die Eilbedürftigkeit gewisser Themen und Anforderungen mehrfach erst im Nachhinein offenkundig. Die Brisanz, dass das Projekt auch hätte scheitern können, war sicher vielen Kolleginnen und Kollegen nicht

geläufig. Dass es immer zu einstimmigen Beschlüssen gekommen ist, habe ich befriedigt zur Kenntnis genommen. Nicht geahnt habe ich deren Bedeutung und die der Ansiedlung des BMW-Werkes für meinen persönlichen und beruflichen Lebensweg. Denn nach fast zwölfjähriger Tätigkeit an den Universitäten Augsburg (Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fach Bayerische Landesgeschichte) und Regensburg (Pressereferent/Persönlicher Referent des Präsidenten) konnte ich im Februar 1986 zu BMW wechseln und im Werk Regensburg – ab 1989 auch am Standort Wackersdorf – bis 2008 als Leiter der Presse-/Öffentlichkeitsarbeit und Mitarbeiterkommunikation tätig sein. (Rudolf Ebnet)

Anmerkungen

- 1 Landratsamt Regensburg Registratur (künftig: LRAR), Protokoll Kreistagssitzung 17. Dezember 1979.
- 2 LRAR, BMW nach Standortentscheidung/Vorlage zur Sitzung des Stadtrats Regensburg am 16. Dezember 1982.
- 3 LRAR, Protokoll Kreistagssitzung (wie Anm. 1).
- 4 LRAR, Protokoll Kreistagssitzung 22. Juli 1983.
- 5 LRAR, BMW (wie Anm. 2)
- 6 Dieter HENDEL, mündliche Mitteilung, März 2021.
- 7 LRAR, BMW (wie Anm. 2)
- 8 Rupert SCHMID, mündliche Mitteilung, Oktober 2020.
- 9 Hier und im Folgenden LRAR, BMW (wie Anm. 2).
- 10 Archiv BMW Group Werk Regensburg (künftig: BMWAR).
- 11 BMWAR, Presseberichte.
- 12 LRAR, BMW nach Standortentscheidung.
- 13 HENDEL, Mitteilung (wie Anm. 6).
- 14 LRAR, BMW (wie Anm. 2).
- 15 Ebd.
- 16 LRAR, Protokoll Kreistagssitzung 17. Dezember 1982.
- 17 LRAR, Protokoll Kreistagssitzung 17. Januar 1983.
- 18 Joachim MERK (damals Pressesprecher, dann Leiter des Sachgebiets Regionalentwicklung bei der Regierung der Oberpfalz), mündliche Mitteilung, April 2021.
- 19 LRAR, BMW nach Standortentscheidung (wie Anm. 12).
- 20 BMWAR, Presseberichte; LRAR, Presseberichte.
- 21 LRAR, BMW nach Standortentscheidung.
- 22 LRAR, Protokoll Kreistagssitzung 25. März 1983.
- 23 LRAR, Protokoll Kreistagssitzung 22. Juli 1983 (gerundete Zahlen).
- 24 Petra GRIMM (Kreiskammerin), schriftliche Mitteilung im Juli 2021.
- 25 O.V., Der Weichensteller, in: Unser Land. Zeitung des Landkreises Regensburg 2/2012, S. 38.
- 26 BMWAR.
- 27 HENDEL, Mitteilung (wie Anm. 6).
- 28 Im Folgenden BMWAR (wie Anm. 26).
- 29 Gerhard D. KLEINHENZ – Stephan HEBLICH – Robert GOLD, Das BMW Werk Regensburg. Wirtschaftliche und soziale Vernetzung in der Region, Passau 2006, S. 51–66.
- 30 Stadt Regensburg, Statistisches Jahrbuch 2020, S. 445.
- 31 KLEINHENZ et al., BMW Werk (wie Anm. 29); Gerhard KLEINHENZ – Bernd-Felix HOFFMANN – Rainer SCHMIDT, BMW in Ostbayern. Strukturelle Veränderungen eines Agrarraumes durch Industriensiedlung, Passau 1991; Joachim MÖLLER, Der Strukturwandel in der Oberpfalz, in: Joachim MÖLLER – Walter OBERHOFER, Universität und Region, Regensburg 1997, S. 165–182; Rudolf EBNETH, Die Autostadt. Die BMW-Ansiedlung in Regensburg. Neue Perspektiven für Stadt und Region, in: Peter SCHMID (Hg.), Geschichte der Stadt Regensburg Band 1, Regensburg 2000, S. 517–532.
- 32 Unser Land (wie Anm. 25).
- 33 LRAR, Protokoll Kreistag (wie Anm. 1).
- 34 Hier und im Folgenden SCHMID, Mitteilung (wie Anm. 8).
- 35 HENDEL, Mitteilung (wie Anm. 6).
- 36 LRAR, Protokoll Kreistagssitzung 6. November 1987; Im Oktober 2021 wiederholte Dr. Bernd Kalthegeger in einem Gespräch diese anerkennenden Worte in Bezug auf die Person Rupert Schmid.



Abb. 1: Aufnahme des Schlosses Regendorf von Norden, um 1900

Armin Gugau

„Drei der wonnigsten, heitersten u. schönsten Tage ...“

Schloss Regendorf und die Grafen von Faber-Castell

Von 1882 bis 1916 befand sich Schloss Regendorf im Besitz der adeligen Industriellen aus der Nähe von Nürnberg. Sie produzierten nicht nur Bleistifte, sondern in Regendorf auch Bier. Ein Blick in das Privatarchiv der Familie zeigt die Lebenswelt um die vorletzte Jahrhundertwende und die Baugeschichte des Schlosses.

Im Sommer 1893 verbrachte Otilie von Faber¹ (1831–1903) in Begleitung ihrer Schwägerin Luise Richter, ihrer Nichten Lina und Käthchen, einer Freundin sowie den beiden Dienstmädchen Zenzi und Anna vom 22. bis 25. Juni drei Tage auf ihrem Schloss in Regendorf. Über diesen Kurzaufenthalt in der Oberpfalz notierte die Freifrau in ihrem Tagebuch: *Drei der wonnigsten, heitersten u. schönsten Tage wurden dort verlebt, glücklich u. befriedigt im Bewusstsein des schönen Besitzthums.*² Das Schlossgut hatte ihr Ehemann Lothar von Faber³ (1817–1896), der als emporstrebender Industrieller mit der Herstellung von Bleistiften in mittelfränkischen Stein bei Nürnberg über das nötige Kapital verfügte, am 1. Mai 1882 für 590.000 Mark von Graf Karl von Oberndorff erworben und als Fideikommiss dem Ver-



Abb. 2: Lothar und Otilie von Faber mit ihren Enkeltöchtern



Abb. 3: Alexander und Sophie Ottilie von Faber-Castell



Abb. 4: Graf Roland von Faber-Castell

mögen seiner Familie einverleibt.⁴ Für die nächsten 35 Jahre sollte Regendorf damit Eigentum der Freiherren von Faber bzw. Grafen von Faber-Castell sein, bevor das Hofmarksschloss 1916 an Georg Ludwig von Harnier veräußert wurde.⁵ Im Privatarhiv Faber-Castell haben sich mehrere unbekannte und unveröffentlichte Aufnahmen des Schlossgutes aus der Zeit der Jahrhundertwende erhalten, die einen Einblick in eine längst vergangene Lebenswelt bieten und die Gebäude in ihrer ursprünglichen weißen Fassadengestaltung zeigen.

Die idyllisch am Regen gelegene Schlossanlage stellt ein wahres Kleinod im Landkreis Regensburg dar und ist der unbestrittene Mittelpunkt des zur Gemeinde Zeitlarn gehörenden Ortsteils. Zusammen mit der Parkanlage, der bewaldeten Anhöhe und dem Flussufer bildete das Schloss ein reizvolles Ensemble in herrlicher Lage. Schon der Historiker Joseph Schue-



graf schwärmte 1830 in seiner Beschreibung des Umlandes von Regensburg über die Lage des gräflichen Schlosses: „Irrgänge, wozu man Ariadne’s Faden bedürfte, Ruhebänke, Eremitagen, Grotten, Hügel und Felsengruppen, Asyle für Liebe und Freundschaft, zieren, mannigfaltig wechselnd, des Berges lange Kette.“⁶ Das Gebäude, das 1515 vom Regensburger Münzmeister Martin Lerch neu errichtet und 1840 von Gustav Graf von Oberndorff um ein drittes Geschoss erhöht wurde, besteht im Kern aus zwei durch einen Mittelbau verbundenen parallelen Flügeln und zwei viergeschossigen Türmen mit Zeltedächern. Westlich vom Schloss befand sich einst ein rund 1,7 Hekt-

ar großer und in Terrassen angelegter geometrischer Landschaftsgarten im Stil des 18. Jahrhunderts mit zahlreichen Obstbäumen, einem Teehaus und einem Springbrunnen. Eine Kapelle wurde nachträglich 1688 an den Westflügel angebaut.⁷ Wohnungen für Gärtner, Jäger und Dienerschaft befanden sich im so genannten Marstallgebäude.⁸ Im Kataster wird die imposante Anlage schlicht als „Schloß mit angebauter Kapelle, Thurm, Brunnen und Hofraum“⁹ bezeichnet. Unter dem neuen Besitzer Lothar von Faber wurde das Schloss grundlegend renoviert und in Stand gesetzt. Da Wilhelm von Faber, das einzige Kind von Lothar von Faber, bereits vor seinem Vater

*Abb. 5:
Schloss und
Bediensteten-
wohnung, um 1900*



Abb. 6: Aufnahme der Westseite, um 1900



Abb. 7: Der englische Garten, um 1900



Abb. 8: Das erhöht gelegene Teehaus mit Walmdach, um 1900

das Zeitliche gesegnet hatte, erbte das Schloss 1896 die Enkeltochter Ottilie, die 1898 Graf Alexander zu Castell-Rüdenhausen heiratete und mit dieser Eheschließung die Familie der Grafen von Faber-Castell begründete.¹⁰

1907 stifteten der Graf und die Gräfin außerhalb der Schlossanlage das kleine Kirchlein zur Heiligsten Dreifaltigkeit, das durch das Wappen an seiner Außenmauer noch heute an die einstigen Schlossbesitzer erinnert.¹¹ Zudem ließ Graf Alexander kurz nach der Jahrhundertwende Postkarten der Besitzung vom bekannten Regensburger Künstler Johann Graf anfertigen.¹²

Nach der Scheidung des gräflichen Ehepaares wurde die Familienstiftung 1916 dem ältesten Sohn, Roland von Faber-Castell (1905–1978), überschrieben, dessen Verwaltung sich 1917 vom gesamten Besitz im Landkreis Regensburg trennte und um 778.000 Mark an Eduard Georg von Harnier verkaufte.¹³

Zum Schlossgut Regendorf, dem auch der Zweigbetrieb in Grub unterstellt war, gehörten eine Ökonomie, eine Brauerei mit Brauschenke, eine Gärtnerei sowie eine Kunstmühle. Während man Brauerei und Gärtnerei in Eigenregie bewirtschaftete, wurden die beiden Gutshöfe verpachtet. Der Landwirtschaftsbetrieb bot der ortsansässigen Bevölkerung vielfältige Beschäftigungsmöglichkeiten und umfasste insgesamt 395 Hektar an Wiesen, Äckern und Wald. Er zeichnete sich vor allem durch einen hohen Tierbestand aus. Dieser betrug in Regendorf für das Jahr 1907 zwei Zuchtstiere, 50 Kühe, zehn Zugochsen, 30 Stück Jungvieh, elf Pferde sowie 15 Schweine und Geflügel. Beim Milchvieh handelte es sich um eine besondere Schweizer Rasse, die jährlich durch Zukauf aus der Schweiz und dem Allgäu ergänzt wurde. Die produzierte Milch wurde nach Regensburg gebracht und dort für 14 bis 16 Pfennig pro Liter verkauft. Haupt-



Abb. 9:
Das bewohnbare
Ökonomiegebäude



Abb. 10:
Stallungen und
Scheunen



Abb. 11: Schlossschänke mit Personal und Gästen



Abb. 12: Brauerei mit Brauschänke, um 1900



Abb. 13:
Gesamtansicht des
Schlossgutes

anbaupflanzen auf den Feldern waren Mais, Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Rotklee, die direkt oder über ein Lagerhaus in Regensburg vermarktet wurden.¹⁴ Wie die vorhandenen Baupläne zeigen, investierte die Familie von 1883 bis 1914 regelmäßig in den Neu- oder Umbau von Gebäuden des Ökonomiegutes und errichtete neue Stallungen, Stadel und Remisen.¹⁵

Die Faber-Castellsche Brauerei und das dort produzierte Regendorfer Braun- und Sommerbier, das als „ein Bier, das nicht leicht irgendwo lieblicher schmeckt“¹⁶ gerühmt wurde, erfreuten sich großer Beliebtheit. Schon der ehemalige Sommerkeller des Rittergutes war lange Zeit „der gefeiertste Vergnü-

gungsort in der Umgegend und wurde von unzähligen Gästen besucht“¹⁷. Die 1859 gebaute Schlossschänke ersetze das alte Kellergebäude. Zur Lagerung des Bieres wurde 1883 eine neue Eiskelleranlage und zur Trocknung des Malzes 1892 eine neue Malztenne errichtet.¹⁸ Als Braumeister ist 1901/1902 Eduard Moser belegt.¹⁹ Die jährliche Produktion von Malzsud betrug durchschnittlich 2000 Hektoliter.²⁰ Damit gehörte die Bierbrauerei zu den mittelgroßen Brauereien im Stadt- und Landkreis.

Die größte Fabersche Baumaßnahme in Regendorf war 1891/1892 der Neubau der Mühle am Regen, die wöchentlich zwischen 700 bis 800 Zentner mahlte.



Abb. 14:
Die neue Mühle
am Regen

- 1 Otilie von Faber, geb. Richter, wurde am 14. Januar 1831 in Dinkelsbühl geboren. Sie heiratete am 1. August 1847 Lothar von Faber.
- 2 Archiv Faber-Castell, dp 02-0204.
- 3 Der 1817 geborene Johann Lothar von Faber übernahm 1839 die Bleistiftfabrik A.W. Faber. Lothar wurde 1862 in den Adelsstand und 1881 in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Vgl. zu seiner Person den Überblick von Bernhard HOFFMANN, Faber, Lothar von, in: NDB 4 (1959), S. 722f.
- 4 StAam Finanzamt Regensburg Stadt I 737 S. 12 1/10. Urkunde Notar Weigert, Stadthof vom 1. Mai 1882.
- 5 StAam Finanzamt Regensburg Stadt I 737 S. 12 1/37. Urkunden des Notariats Nürnberg II vom 2. Oktober 1916 Nr. 1025 und vom 19. Februar 1917 Nr. 162.
- 6 Joseph SCHUEGRAF, Die Umgebungen der k. Bayer. Kreishauptstadt Regensburg, 1830, S. 71.
- 7 Zum Schlossbau vgl. grundlegend den Eintrag bei Hans KARLINGER – Georg HAGER, Die Kunstdenkmäler von Bayern. Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Bd. 20, 1914, S. 245f.; Jolanda DREXLER – Achim HUBEL (Bearb.), Bayern 5: Regensburg und die Oberpfalz (Georg Dehio. Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler), München–Berlin 1991, S. 415. Zu seiner Geschichte vgl. zudem Hans KÖPPL, Heimatkundliche Sammlung aus dem Gemeindebereich Zeitlarn, 1992, S. 46–58.
- 8 Bei diesem Gebäude mit der Hausnummer 3 auf Plannummer 105 handelt es sich nach Ausweis des Katasters um die *Gerichtsdieners Wohnung mit Arrestzimmer, Stall, Hofraum*.
- 9 StAam Kataster Regensburg-Stadt I 729 fol. 1.
- 10 StAam Finanzamt Regensburg Kataster Regensburg Stadt I 737 S. 12 1/27. Gemäß Beschluss des Oberlandesgerichts Nürnberg vom 16. März 1897 und vom 15. Juli 1898 ging der Besitz auf die Enkeltochter Otilie über.
- 11 Hans K. GROSSHAUSER, Kirche zur Heiligsten Dreifaltigkeit in Regendorf, in: Pfarrgemeinde Zeitlarn (Hg.), Kirchenführer Zeitlarn – Regendorf – Laub, 2011, S. 18–25, S. 23.
- 12 Johann Graf (1842–1909) wurde in Tirol geboren und kam 1881 nach Regensburg. Hier wurde er durch seine erstklassigen Postkartenansichten zum Überlieferer des Regensburger Stadtensembles. Vgl. zu ihm Wilhelm AMANN, Kumpfmühl in der bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts, in: Pfarrei St. Wolfgang – Pfarrei St. Johannes – Werbegemeinschaft Kumpfmühl GbR (Hg.), Ein Stadtteil schreibt Geschichte. Regensburg-Kumpfmühl, 2008, S. 215–249, S. 216.
- 13 StAam Kataster Regensburg Stadt I 737 S. 12 1/37.
- 14 Bayerischer Landwirtschaftsrat (Hg.), Handbuch des größeren Grundbesitzes in Bayern, 1907, S. 349–351.
- 15 Vgl. hierzu die zahlreichen Baupläne in StAam Bezirksamt Stadthof zwischen 1883 und 1914.
- 16 Joseph SCHUEGRAF (wie Anm. 6), S. 71.
- 17 Hugo Graf von WALDERDORFF, Joseph Rudolf Schuegraf, der verdiente Geschichtsforscher. Ein Lebensbild, in: VHVO 27 (1871), S. 125–438, hier S. 294.
- 18 StAam Bezirksamt Stadthof. Baupläne 3/1883; 15/1892.
- 19 Carl LINTNER (Hg.), Zeitschrift für das gesammte Brauwesen. Neue Folge 28 (1905), S. 44.
- 20 Bayerischer Landwirtschaftsrat (wie Anm. 14), S. 351.



Abb. 1: Besetzung der Kapelle Schleinkofer, Mitte der 1920er Jahre

Stehend v.l.: Lambert Schleinkofer aus Hackenberg (Es-Klarinette), Johann Zierer (Basstrompete) aus Wenzelbach, Josef Bauer (Tenorhorn) aus Altenthann, Johann Schleinkofer 3 (Tuba) aus Hackenberg; sitzend v.l.: Hans Engl (Es-Trompete) aus Hackenberg, Josef Aumüller (Es-Klarinette) aus Kürn, Josef Schleinkofer 1 (Trompete) aus Hackenberg, Johann Schleinkofer 1 (Flügelhorn) aus Pettenreuth

Bernhard Hopfensperger

Zwischen Kirchweih und Militärmusik

Eine kleine Historie der Tanz- und Musikkapelle Schleinkofer

Bis in die Sechziger Jahre hinein bespielte Musiker, Kapellenleiter und Hochzeitslader Hans Schleinkofer mit seiner Tanzkapelle unzählige Tanzböden in der Region – wie bereits sein Großvater vor dem Ersten Weltkrieg. Eine Reminiszenz an die Musikerdynastie aus Hackenberg/Bernhardswald und ihre Mitstreiter.

Den älteren Leuten aus der Gemeinde Bernhardswald und darüber hinaus ist der Musiker, Kapellenleiter und Hochzeitslader Hans Schleinkofer (1904–1976) noch in bester Erinnerung. Bis in die 1960er Jahre hinein bespielte Hans Schleinkofer mit seiner Tanzkapelle unzählige Tanzböden in der Region und begleitete viele feierliche Veranstaltungen in der Nachkriegszeit. Dieser Aufsatz dient als kleine Reminiszenz an die Kapelle Schleinkofer und ihre Musikanten.

Wie weit die Entstehung der Musikkapelle Schleinkofer zurückliegt, konnte nicht geklärt werden. Allerdings wusste der jüngste Sohn von Hans Schleinkofer, Hans Schleinkofer jun. (1935–2015), bei einer Befragung Folgendes zu berichten: „Zu mir ham’s g’sagt, dass mit mir die Kapelle Schleinkofer nach 200 Jahren ausgestorben ist!“ Hans Schleinkofer jun., zuletzt

Nittendorf, und auch sein älterer Bruder Fritz (1926–2005) führten die familiäre Kapellentradition aus beruflichen Gründen nicht weiter.¹ Sicher ist allerdings, dass bereits Johann Schleinkofer 1 (1848–1935) aus Pettenreuth eine Tanz- und Musikkapelle vor dem Ersten Weltkrieg leitete. Johann Schleinkofer 1, in Abb. 1 rechts sitzend, spielte neben dem Flügelhorn auch Geige und Klavier,² was darauf hindeutet, dass er bereits in einer Musikerdynastie aufwuchs. Als Haupterwerbsberuf führte Johann 1 das Zimmermannshandwerk aus, das neben der Musikalität auch die nächsten beiden Generationen der Schleinkofer-Musikanten, siehe Abb. 2, beruflich auszeichnete.

Die Kapelle Schleinkofer vor dem Ersten Weltkrieg

Wie in einer traditionsreichen Musikerfamilie üblich, dürfte Johann Schleinkofer 1 seine Söhne Johann 2 (1875–1921), Josef 1 (1879–1973), Eduard 1 (1886–1923) und Xaver (1888–1914) bereits in Kindesjahren an Geige und Blasinstrument unterrichtet haben, um sie bald in die eigene Tanzkapelle einzubinden. Die Musikerfamilie Schleinkofer bildete damit den Kern der Schleinkofer-Kapelle, die für ihre Spielfähigkeit mit weiteren Musikanten vervollständigt wurde.

Der Lichtenwalder Hans, wie der älteste Sohn Johann Schleinkofer 2 (1875–1921) aus Oberlichtenwald später genannt wurde, spielte in der Kapelle seines

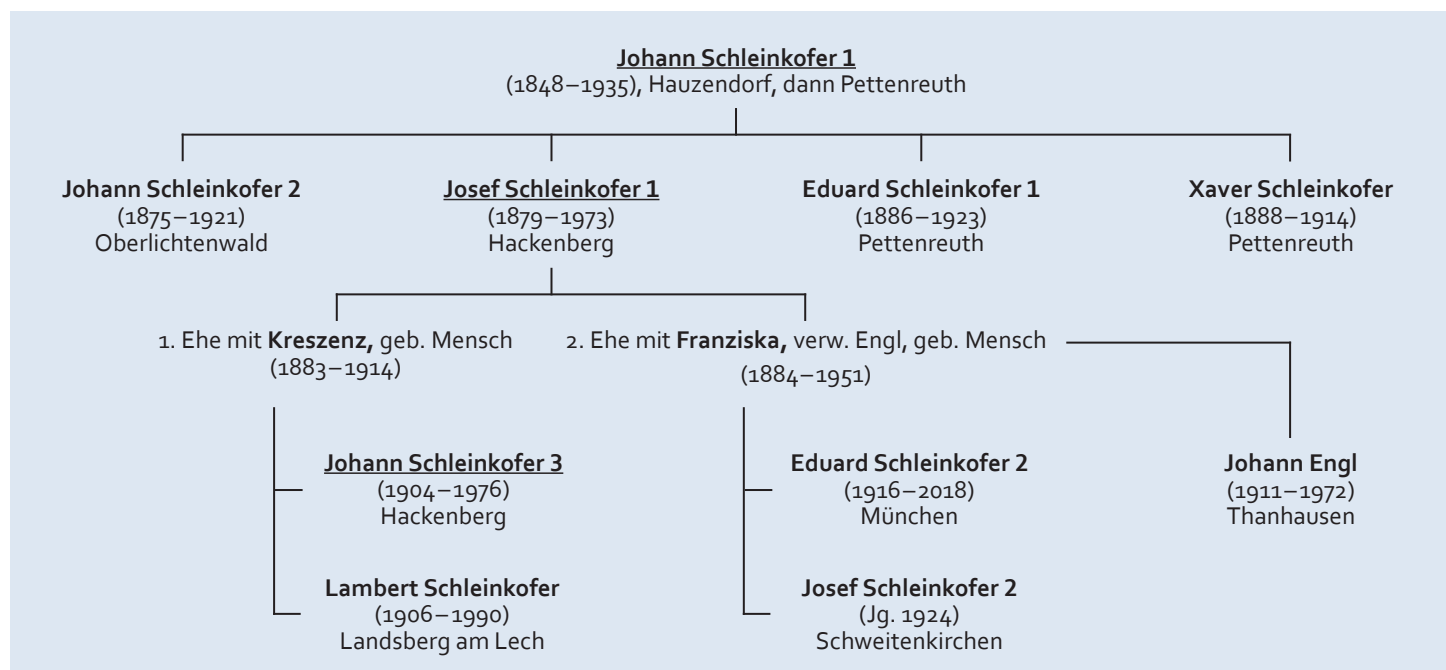


Abb. 2: Generationenübersicht der Schleinkofer-Musikanten

Johann Schleinkofer 1 (Kapellenleiter sind unterstrichen) aus der ersten Generation leitete die Musikkapelle, in der auch seine Söhne Johann 2, Josef 1, Eduard 1 und Xaver spielten. Noch vor dem Ersten Weltkrieg übernahm Josef Schleinkofer 1 (1879–1973) die Kapellenleitung. Die dritte Generation bestand aus den Söhnen von Josef Schleinkofer 1 aus 1. und 2. Ehe und seinem Stiefsohn Hans Engl. Nach dem Zweiten Weltkrieg führte Johann Schleinkofer 3 die Tanzkapelle.

Vaters auf der Bassstrompete – von den Musikanten als „Bassschnalzn“ bezeichnet – die Nachschlagstimme.³ Nach dem Ersten Weltkrieg war er kaum noch in der Kapelle im Einsatz. Er starb 1921.

Der zweite Sohn und spätere Kapellenleiter Josef Schleinkofer 1 (1879–1973) hatte seinen ersten Einsatz bei einer Hochzeitstanzfeier nachweislich als neun-jähriger Bub.⁴ Wie sein Vater erlernte er das Zimmerhandwerk, das er als Zimmermeister bis zu seinem

60. Lebensjahr ausübte.⁵ Nach seinem Militärdienst 1901/02 heiratete Josef Schleinkofer ins nahe gelegene Hackenberg (ehemals Hackenberg 5, nicht mehr im Familienbesitz). Zusammen mit seiner Frau Kreszenz, die 1914 starb, hatte er vier Kinder. Durch Verabredung seiner Schwiegermutter heiratete er 1915 Franziska, die Schwester seiner verstorbenen Frau. Franziska, wohnhaft in Kelheim, war ein Jahr zuvor Witwe geworden und brachte drei Kinder mit in die Ehe, aus der



*Abb. 3: Die Regimentskapelle des Kgl. Musikmeisters Ferdinand Stolz
Josef Schleinkofer (1879–1973) steht in der zweiten Reihe als fünfter Mann von links direkt hinter dem Kapellmeister. Das Bild entstand 1917 während der Stationierung in Pfaffenhofen/Ilm.*

weiterhin drei Kinder hervorgingen. Noch mit 38 Jahren wurde Josef Schleinkofer ab Juli 1917 im Ersten Weltkrieg zur Regimentsmusik eingezogen.⁶ Sein Kapellmeister war der Königliche Musikmeister Ferdinand Stolz, von dem er bei seiner Entlassung aus dem Militärdienst das in Abb. 4 dargestellte Zeugnis erhalten hat. Ein Gruppenfoto der Regimentskapelle zeigt Abb. 3.

Eduard Schleinkofer 1 (1886–1923), ebenfalls Musiker und Zimmermann, spielte in der Kapelle seines Vaters die Tuba. Zudem war er leidenschaftlicher Jäger und kam 1923 beim Reini-

gen seines Jagdgewehrs tragisch ums Leben.⁷ Sein Bruder Xaver Schleinkofer (1888–1914) fiel gleich in den ersten Monaten des Ersten Weltkrieges. Im entsprechenden Kriegsstammrolleneintrag heißt es hierzu: „Am 10.9.14 vormittags um 8 Uhr auf Patrouille zwischen Montesecc u. Richecourt an einem Lungenschuss gefallen. Begräbnisort unbekannt.“⁸

Während des Ersten Weltkrieges waren Musiker in der Heimat Mangelware. Das führte dazu, dass die beiden ältesten Söhne von Josef Schleinkofer 1, Johann 3 (1904–1976) und Lam-

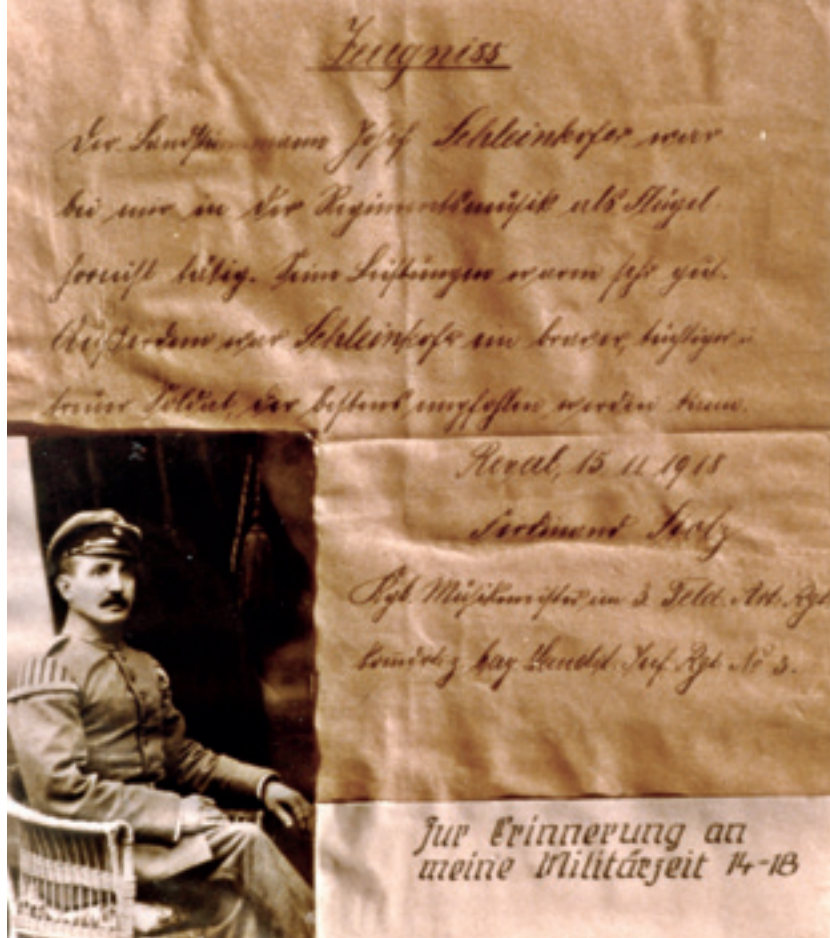


Abb. 4: Entlassungszeugnis aus dem Militärdienst für Josef Schleinkofer (1879–1973)

Der Landsturmmann Josef Schleinkofer war bei mir in der Regimentsmusik als Flügelhornist tätig. Seine Leistungen waren sehr gut. Außerdem war Schleinkofer ein braver, tüchtiger u. treuer Soldat, der bestens empfohlen werden kann.
 Reval, 15. 11. 1918
 Ferdinand Stolz
 Kgl. Musikmeister im 3. Feld. Art. Rgt.
 kommandiert z. bay. Landst. Inf. Rgt. No 3.

bert (1906–1990), die ganz in der Familientradition in jungen Jahren an Blasinstrumenten ausgebildet worden waren, für die musikalische Umrahmung von Beerdigungen herangezogen wurden. Zusammen mit ihrem Großvater Johann Schleinkofer 1 bildeten sie im Alter von zehn und acht Jahren für solche Trauerfeierlichkeiten eine musikalische Minimalbesetzung und wurden so in ernster Weise in das Musikerhandwerk eingeführt.⁹

Die Musikkapelle Schleinkofer zwischen den beiden Weltkriegen

Nachdem Johann 2, Eduard 1 und Xaver Schleinkofer jeweils verstorben waren, nahmen ab Mitte der 1920er Jahre die herangewachsenen Söhne von Josef Schleinkofer deren Stellung in der Kapelle ein. Hans Schleinkofer 3 (1904–1976) übernahm die Tuba seines verstorbenen Onkels Eduard und Lambert (1906–1990) war zwischenzeitlich ein versierter Es-Klarinetist geworden. Auch bei Hans Engl (1911–1972) trug der musikalische Unterricht durch seinen Stiefvater früh Früchte, so dass er bald zu seinen ersten Auftritten eingesetzt werden konnte.

Die Musikerfamilie Schleinkofer stellte damit folgende Instrumentierung:

- Es-Klarinette – Lambert Schleinkofer (Melodiestimme)
- Trompete – Josef Schleinkofer 1 (Kapellenleiter mit Melodiestimme)
- Basstrompete – Hans Engl (Begleitstimme)
- Tuba – Hans Schleinkofer 3

Johann Schleinkofer 1 (1848–1935) stand altersbedingt nur noch vereinzelt am Flügelhorn zur Verfügung. Für eine spielbare Kapellenbesetzung bedurfte es weiterer Musikanten.



Abb. 5: Kapelle Schleinkofer bei einer Wirtshausveranstaltung, unbekannter Ort, ca. 1920er Jahre
 Musiker in der 2. Reihe v.l.: Johann Schleinkofer 3 (Tuba), Josef Weber (Aushilfe an der großen Trommel), Josef Bauer (Ventilposaune), Josef Schrottenloher (Aushilfe am Begleitenhorn), Josef Schleinkofer 1 (Trompete), Lambert Schleinkofer (Es-Klarinette)

Genannt seien hier vor allem:

- Es-Klarinette – Josef Aumüller (Melodiestimme)
- Basstrompete/Tenorhorn – Johann Zierer (Melodie- und Begleitstimme)
- Tenorhorn/Posaune – Josef Bauer (Begleitstimme)

Neben der Besetzung in Abb. 1 ist eine zweite Variante in Abb. 5 bei einer Wirtshausveranstaltung zu sehen.

Josef Aumüller (1876–1949), Schuhmacher aus Kürn, war regelmäßiger Es-Klarinettist in der Kapelle Schleinkofer, auch wenn es zu einer etwas ungewöhnlichen Doppelbesetzung von zwei Es-Klarinettisten wie in Abb. 1 führte. Johann Zierer (1885–1965), Landwirt aus Wenzenbach, leitete selbst die Wenzenbacher Blaskapelle Zierer. Er spielte in der Kapelle Schleinkofer meist am Tenorhorn und war damit für die Melodie- oder auch Nebenmelodiestimme verantwortlich. Der Landwirt Josef Bauer (1888–1941) aus

Ein Musiker von Kindesbeinen an

Ehrendirigent Schleinkofer mit 83 Jahren verstorben

LANDSBERG (gth). Im Alter von 83 Jahren ist der Ehrendirigent der Landsberger Stadtkapelle, Lambert Schleinkofer, verstorben. Musiker von Kindesbeinen an, leitete Schleinkofer über Jahrzehnte hinweg zahlreiche Gruppen aus dem Landkreis Landsberg und dem angrenzenden Schwaben. Auch als Komponist und Arrangeur trat er wiederholt an die Öffentlichkeit. Für seine 60jährige musikalische Tätigkeit wurde Schleinkofer unter anderem mit dem Ehrenzeichen des Musikbundes von Ober- und Niederbayern ausgezeichnet.

Bereits im Alter von sieben Jahren lernte Lambert Schleinkofer zu Hause in Niederbayern Trompete spielen, und schon nach wenigen Monaten mußte er sich an diesem Instrument bewähren: Der Erste Weltkrieg war ausgebrochen, und weil die erwachsenen Musiker alle im Felde waren, spielten die Jungen bei den Beerdigungen der Gefallenen. Auch nach Kriegsende setzte Schleinkofer, damals gerade zwölf Jahre alt, die musikalische Ausbildung mit Klarinette, Posaune, Tuba und Tenorhorn fort. Mit 16 Jahren leitete er seine erste Elf-Mann-Kapelle.

1926 rückte er zum berittenen Trompeten-

korps AR 7 in Landsberg ein; damit begann Schleinkofers Karriere als Militärmusiker. Nach dem Besuch des Konservatoriums Augsburg spielte er, nun auch am Fagott ausgebildet, bei der Regimentsmusik in München, Augsburg, Heidelberg und Darmstadt. Der Zweite Weltkrieg unterbrach dieses Spiel, doch am 27. Februar 1947 gründete er die Stadtkapelle Landsberg wieder.

Mit dem Fahrrad fuhr er über Land und holte Lebensmittel, um sie gegen Musikinstrumente für seine Kapelle eintauschen zu können. Da auch kein Notenmaterial zu bekommen war, schrieb er Partituren bei Tag und Nacht mit der Hand ab – und unbeschreiblicher Zeitaufwand, der auch mit erheblichen Kosten für ihn verbunden war. Erst 1971 gab er den Dirigentenstab der Stadtkapelle ab, die ihn jedoch später zum Ehrendirigenten ernannte. Ruhestand gab es für den leidenschaftlichen Musiker nicht. Hatte er zuvor schon die Musikkapelle Petzenhausen und die Trachtenkapellen von Scheuring und Schöffelding geleitet, übernahm er 1971 den Musikverein Buchloe, den er drei Jahre lang leitete.

Weitere Stationen seines Schaffens war die Blaskapelle Klosterlechfeld, die Blaskapelle in Neusäß, die Musikvereine von Pitzling, Jengen und Lamerdingen. Sie alle ernannten ihn, der 15 Jahre lang Bezirksdirigent im Bezirk Lech-Ammersee war, zu ihrem Ehrendirigenten. Auch im Kirchenorchester von Mariä Himmelfahrt in Landsberg spielte Lambert Schleinkofer viele Jahre lang das Fagott. Die Beisetzung findet im Familienkreis statt.



Lambert Schleinkofer, Dirigent zahlreicher Musikkapellen, ist gestorben.

Abb. 6:
Würdigung zum
Tod von Lambert
Schleinkofer 1990,
Lambert war von
1947 bis 1971 Stadt-
kapellmeister in
Landsberg am Lech.

Steinklippen, Gemeinde Altenthann, dürfte als Nachschlagspieler die Begleitstimme in der Kapelle zusammen mit Hans Engl übernommen haben.

Lambert (Bert) Schleinkofer (1906–1990) erlernte zuhause das Zimmerhandwerk von seinem Vater, von dem er im Kindesalter musikalisch unterrichtet wurde. „Bert spielte in seinen Jugendjahren eigentlich ständig Musik. Damals hauptsächlich Klarinette. Später beim Militär Trompete. Beim Konservatorium, das er nebenbei besuchte, Fagott“, so formulierte Eduard Schleinkofer 2 den Musikenthusiasmus seines älteren Bruders. 1926 kam Lambert zur Militärmusik nach Landsberg am Lech, das bis zu seinem Tod seine neue Heimat wurde. Mehr über die musikalische Laufbahn von Lambert fasst die Würdigung zu seinem Tod in Abb. 6 zusammen.

Obwohl Lambert ab 1926 nicht mehr daheim war, baute er damals den handschriftlichen Notenbestand der Kapelle Schleinkofer enorm aus. In seiner Freizeit schrieb er unentwegt Noten. Er arrangierte bekannte Militärmärsche und beliebte Ouvertüren (z. B. Dichter und Bauern, Leichte Kavallerie, Banditenstrieche) auf die Kapellenbesetzung um und übte diese bei seinen Heimaturlauben in Hackenberg mit der Kapelle ein. Dann drillte er fast täglich die Musikanten und hob dadurch das musikalische Niveau der Kapelle, das bereits durch den Anspruch seines Vaters sehr hoch war, weiter an.¹⁰

Aufgewachsen in einer Musikerfamilie bekam auch Eduard Schleinkofer 2 (1916–2018) früh ein Instrument in die Hand. Bereits im Alter von sieben Jahren nahmen ihn seine beiden älteren Brüder Hans und



Lambert mit zu Christbaumversteigerungen, wo Eduard an der Trompete mitspielte. Bei der Aufnahmeprüfung 1935 zum Musikkorps des Artillerie-Regiments 10 in Regensburg meisterte Eduard den Marsch „Von der Tann“ beim Vorspiel mit Bravour, weil er zum Standardrepertoire der Kapelle Schleinkofer gehörte. Ausgebildet in „Musizieren und Reiten“ wurde Eduard im Juli 1937 als Fanfarenbläser zur Eröffnung des „Hauses der Kunst“ nach München beordert. Nach Beendigung seiner Militärpflicht im Sommer 1937 sollte München seine neue Heimat werden, wo er mit seiner Familie sein weiteres Leben verbrachte. Das aktive Musizieren musste er aus gesundheitlichen Gründen ab 1942 einstellen. Eduard Schleinkofer blieb der Musik jedoch als regelmäßiger Konzertgänger zeitlebens verbunden.¹¹

Abb. 7: Josef Schleinkofer 2 (Saxophon, Bildmitte) in einer Soldatenkapelle während des Zweiten Weltkrieges auf den britischen Kanalinseln

Der Bert war eigentlich der Wichtigste und hat sehr viel für die Kapelle getan! (Aussage von Eduard Schleinkofer 2, 1916–2018, über seinen älteren Bruder Lambert Schleinkofer, der in den Vorkriegsjahren die Kapelle Schleinkofer musikalisch sehr prägte.)



Abb. 8: Tanzkapelle Schleinkofer in ihrer Standardbesetzung zwischen 1946 und 1952

v.l.: Ludwig Bauer (Geige), Ulrich Graml (Akkordeon), Hans Engl (Posaune), Hans Schleinkofer (Schlagzeug), Willi Kroll (Streichbass), Ulrich Graml jun. (Es-Saxophon), Josef Aumüller (Trompete und Geige)

Josef Schleinkofer 2 (Jg. 1924) war noch zu jung, um vor dem Zweiten Weltkrieg in der Blaskapelle Schleinkofer mitzuwirken. Dennoch, ausgestattet mit dem Musiktalent seiner Familie, erlernte er zu Hause das Spielen auf der Klarinette und dem Akkordeon. Während des Zweiten Weltkrieges war es seiner Musikalität zu verdanken, dass Josef Schleinkofer 2 den Krieg unbeschadet überstand. Stationiert auf der britischen Kanalinsel Guernsey stattete sein Hauptfeldwebel musikalisch ausgebildete Soldaten mit Instrumenten aus und sorgte mit einer kleinen Soldatenkapelle

regelmäßig für Tanzmusik für die Truppe und die lokale Bevölkerung, siehe Abb. 7. Dieser Sonderstellung als Musikant war es zu verdanken, dass Josef Schleinkofer bis Kriegsende auf den britischen Kanalinseln verbleiben konnte. Der Russlandfeldzug blieb ihm dadurch erspart. Nach dem Krieg spielte Josef Schleinkofer nur noch wenig Musik. Von Schweitenkirchen aus, das sein familiärer Lebensmittelpunkt wurde, gab es jedoch viele Gelegenheiten für Konzertbesuche in München, oft zusammen mit seinem älteren Bruder Eduard. Das Musiktalent der Familie Schleinkofer und die Musikbegabung seiner Frau, Mitglied des Philharmonischen Chores in München, hat auch seine Tochter geerbt. Sie studierte an der Musikhochschule München im Hauptfach Viola und Schulmusik, ist heute Musiklehrerin am Gymnasium, Mitglied des Kammerorchesters Regensburg und wirkt volksmusikalisch bereits in der vierten Generation beim Eberwein Dreigesang mit.¹²

Die Musikkapelle Schleinkofer nach dem Zweiten Weltkrieg

Johann (Hans) Schleinkofer 3 (1904–1976) verlor nach dem Zweiten Weltkrieg keine Zeit, um eine neue Kapellenbesetzung aufzustellen. Die alte Generation um seinen Vater Josef Schleinkofer 1 mit Josef Aumüller, Johann Zierer und Josef Bauer war im Alter zu weit fortgeschritten oder verstorben. Sein jüngerer Bruder Lambert Schleinkofer (1906–1990) fand nach dem Krieg seine neue Aufgabe im Aufbau der Stadtkapelle Landsberg am Lech und konnte höchstens als gelegentliche Aushilfe eingeplant werden. Aus der ehemaligen Vorkriegsbesetzung verblieb neben Hans nur sein Stiefbruder Hans Engl (1911–1972). Allerdings konnte Hans Schleinkofer 3 nun auf die Musikanten Ulrich Graml (1903–1985) aus Süssen-

bach und Ludwig Bauer (1913–1959) aus Mainsbauern zurückgreifen. Beide entstammten seiner Altersgeneration und waren bereits in den 1930er Jahren als Aushilfen in der Kapelle mit von der Partie. Dies war ebenso der Fall bei dem ehemaligen Militärmusiker Josef Aumüller jun. (1907–1985) aus Keilberg. Ulrich Graml brachte seinen Sohn Ulrich Graml jun. (Jg. 1929) als frischen Abgänger der Musikschule Rothenburg ob der Tauber mit zur Kapelle. Der Musiker Willi Kroll (1896–1972) war mit seiner Familie aus Oberschlesien vertrieben worden und kam so nach Altenthann. Hans Schleinkofer hatte vermutlich wenig Mühe, ihn davon zu überzeugen in seiner Kapelle als Bassist mitzuwirken. Mit den neuen Leuten hatte Hans Schleinkofer eine musikalisch sehr hochwertige und instrumental variable Sieben-Mann-Kapelle aufgestellt. Die Tanzmusikbesetzung, die für die nächsten sechs Jahre Bestand haben sollte und in Abb. 8 zu sehen ist, sah demnach so aus:

Tanzmusikbesetzung zwischen 1946 und 1952:

- Es-Saxophon, Klarinette, Trompete, Gesang – Ulrich Graml jun.
- Trompete, Geige, Gesang – Josef Aumüller
- Geige, Gitarre, Begleittenorhorn – Ludwig Bauer
- Posaune, Tenorhorn – Hans Engl
- Akkordeon, Gesang – Ulrich Graml sen.
- Tuba, Streichbass, Gesang – Willi Kroll
- Schlagzeug, Trompete, Gesang – Hans Schleinkofer (Kapellenleiter)

Die Zeichnung und Aufschrift „So sind wir“ auf dem Fell der großen Trommel wurde von Josef Schleinkofer (Jg. 1924) kreiert. Sein älterer Bruder Hans Schleinkofer bat ihn darum, dass er „etwas“ auf die große Trommel malen sollte. Der Titel des in den 1940er

Jahren beliebten Schlagers von Albert Vossen erschien Josef Schleinkofer dazu perfekt geeignet zu sein.

Gleich im Frühjahr 1946 kamen die ersten Auftritte. Los ging es mit regelmäßigen Auftritten zu Bierfesten für die Amerikaner im Schröttinger Bräu in Falkenstein. Aber auch in der Post in Falkenstein spielte die Kapelle sehr oft. „Sie spielten damals traditionelle Sachen und deutsche Schlager aus der Zeit. Amerikanische Musik gab es damals noch nicht“, so beschreibt Ulrich Graml jun. die damalige Musik der Kapelle Schleinkofer. Er fügt weiter hinzu: „Sie spielten das ganze Gäu von Regensburg bis Roding, Sallern, Fussenberg, Kürn, Hauzendorf, Pettenreuth, Bernhardswald, Wolferszwing, Rossbach, Wald, Walderbach und andere Dörfer. Sie waren damals fast überall.“¹³

Anlässe waren Bierfeste, Hochzeiten (siehe Abb. 9), Kirchweihen oder öffentliche Tanzveranstaltungen. So zum Beispiel in Trasching, wo in den Nachkriegsjahren an jedem zweiten Sonntag ein Tanz stattfand. Albert Maierhofer (1928–2014), später selbst Musikanter, beschreibt die damalige Veranstaltung so: „Der Tanz fing nachmittags um 15.00 Uhr an, davor standen die Leute schon für den Eintritt an. Ab 17.00 Uhr war der Saal genagelt voll. Die Schleinkofer waren die Besten weit und breit.“¹⁴

Ich war mal in Reichenbach, da spielten die Schleinkofer den Kirta beim Eichinger. Am Nachmittag spielten sie im Biergarten Ouvertüren und Operettensachen. Alles auswendig! Wunderschöne Sachen! (Aussage von Albert Maierhofer, 1928–2014, selbst Musikanter, über einen Auftritt der Kapelle Schleinkofer Anfang der 1950er Jahre in Reichenbach)



Abb. 9: Hochzeitsgesellschaft von Karl und Maria Gold aus Willmannsberg vor dem Wirtshaus Eder in Mainsbauern, 5. Juni 1950
Musikanten v.l.: Willi Kroll (Tuba), Ulrich Graml (Tenorhorn), Hans Schleinkofer (Trompete), Ludwig Bauer (Tenorhorn), Hans Engl (Posaune), Josef Aumüller (Trompete), Ulrich Graml jun. (Es-Saxophon). Hochzeitslader war Hans Galli aus Schillertswiesen.

Ein weiterer besonderer Auftritt war der Kirchweihmontag in Hirschenbühl, Gem. Wald, der bereits vormittags begann. Ab dem Mittag kamen die Arbeiter aus dem Steinbruch. Ihren bald einsetzenden Gesängen musste die Kapelle in der gleichen Tonart und Melodiefolge nachspielen.¹⁵

Mit ihrer Sieben-Mann-Besetzung war die Kapelle in der instrumentalen Ausführung der Spielstücke sehr vielfältig:¹⁶ Für die Tanzmusik gab es drei Solisten. Jeder spielte jede Stimme, doch meistens war die Stimmenaufteilung so, dass Josef Aumüller an der Trompete die 1. Stimme, Ulrich Graml jun. mit dem Es-Saxophon die 2. Stimme und Hans Engl an der Posaune oder dem Tenorhorn die 3. Stimme spielte, sofern die 3. Stimme in die Melodie passte. Zusätzlich begleitete Ulrich Graml sen. mit dem Akkordeon und Ludwig Bauer spielte auf diesem Klangteppich mit der Geige die erste Stimme. Den Rhythmus stellten Hans Schleinkofer am Schlagzeug und Willi Kroll am Streichbass her. Dieser spezielle und füllige Klang war der charakteristische Schleinkofer-Klang. Abwechselnd waren auch Solopassagen mit zwei Geigen durch Ludwig Bauer und Josef Aumüller möglich.

Auch wenn es damals keine elektrischen Verstärker gab, so wurde bei der Tanzmusik viel gesungen, vor allem bei den Schlagern. „Alle haben gesungen, meist dreistimmig. Hans Schleinkofer nutzte für den Gesang und zur Ansage oft auch ein Sprachrohr, obwohl er eine kräftige Stimme hatte“, so Ulrich Graml jun., der weiter erwähnte, dass sie gelegentlich auch vierstimmige Männerchormessen sangen. Sein Vater, Ulrich Graml sen., spielte dazu an der Orgel.

Hans Schleinkofer fungierte bei manchen Hochzeiten sogar in doppelter Funktion. Tagsüber spielte er bei der Tanzmusik Schlagzeug, beim Danken übernahm er die Rolle des Hochzeitsladers. Ulrich Graml jun. ersetzte ihn währenddessen am Schlagzeug.

Proben gab es keine. Ab und zu mussten sie sich vielleicht zusammensetzen, aber richtige Proben setzten sie nie an. Noten hatten sie höchstens für Märsche, aber die gingen auch bald auswendig! (Aussage von Ulrich Graml jun., Jg. 1929)

Bei der Blas- und Marschmusik griffen Ludwig Bauer und Ulrich Graml sen. zum Tenorhorn für den Nachschlag. Willi Kroll blies Tuba und Hans Schleinkofer Trompete, zu der er sogar gelegentlich bei der Tanzmusik zusätzlich zum Schlagzeug griff, um eine Stimme aufzudoppeln oder für die 3. Stimme. Hans Engl am Tenorhorn für die (Neben-)Melodie und Josef Aumüller an der Trompete brauchten ihre Instrumente nicht zu wechseln. Ulrich Graml jun. spielte je nach Bedarf Klarinette, Es-Saxophon, Trompete oder große Trommel.

Im Jahr 1952 führte der Abgang von Josef Aumüller zu einer ersten Veränderung in der langjährig stabilen Besetzung der Kapelle Schleinkofer. Josef Aumüller verabschiedete sich aufgrund von Meinungsverschiedenheiten aus der Kapelle und gründete eine eigene Formation. Hans Schleinkofer holte daraufhin über die nachfolgenden Jahre wechselnde Aushilfen an der Trompete, was für den musikalischen Anspruch jedoch keine Abstriche bedeutete, weil es sich jeweils um versierte Trompeter handelte. Zuallererst sei hier der Berufsmusiker Josef Schäffer (1915–1967), besser bekannt als „Gockel Sepp“, aus Regenstauf genannt. Er entstammte selbst einer traditionsreichen Musikerfamilie und war Mitglied bei der Oktoberfestkapelle Schwarzfischer. Weiterhin sind Ludwig Gress (1933–2000), Berufsmusiker, ebenfalls aus Regenstauf, und der ehemalige Militärmusiker Hans Brandl (1905–



*Abb. 10: Die Kapelle Schleinkofer Mitte der 1950er Jahre
v.l. Willi Kroll (Tuba), Ludwig Bauer (Tenorhorn), Ulrich Graml jun. (Klarinette),
Hans Brandl (Trompete), Hans Schleinkofer (Trompete), Ulrich Graml sen. (Tenor-
horn), Josef Schächter (Trompete)*

1966) aus Schillertswiesen zu nennen. Josef Schächter und Hans Brandl sind in Abb. 10 zu sehen.

1953 zog Ulrich Graml jun. aus beruflichen Gründen nach Nürnberg, das mit der Zeit mehr und mehr seine neue Heimat wurde, nachdem er dort musikalisch Anschluss gefunden hatte. Für die Kapelle Schleinkofer war dieser Einschnitt weniger dramatisch, weil er dennoch an den Wochenenden für Auftritte über die nächsten Jahre zur Verfügung stand.

Was für die Kapelle jedoch einen gravierenden Einschnitt bedeutete war der Tod von Ludwig Bauer im Jahre 1959. Mit ihm verlor die Kapelle einen in der Bevölkerung äußerst beliebten Musikanten, der mit seinem Geigenspiel ein charakteristisches Merkmal in der Spielweise der Kapelle darstellte. Bald danach wurden die Auftritte der Kapelle Schleinkofer weniger, was allerdings nicht nur dem Tod von Ludwig Bauer, sondern auch anderen Umständen geschuldet war. Der Jüngste in der Kapelle, Ulrich Graml jun., führte in Nürnberg seine musikalischen Aktivitäten fort. Die anderen Kapellenmitglieder waren mittlerweile in die Jahre gekommen und gut eine Generation älter als die jüngere und tanzfreudige Bevölkerung, für die sich der Musikgeschmack zwischenzeitlich gewandelt hatte. Andere Tanzkapellen, die um mindestens eine Generation jünger waren, wussten sich den neuen aufkommenden Musikstücken besser anzupassen. Hier sind vor allem die Kapelle Schlegl aus Nittenau oder die Kapelle Dallmeier aus Wulkersdorf aufzuführen. Letztendlich führten all diese Umstände zu Beginn der 1960er Jahre zum Ende der Tanzkapelle Schleinkofer.

Personen der Nachkriegsbesetzung

Der Kapellenleiter Hans Schleinkofer 3 (1904–1976) war ein musikalischer Universalist, ein geborener Unterhalter, Faxenmacher, feiner Kerl,¹⁷ Hochzeitslader und musikalischer Ausbilder. Als ältester Sohn von Josef Schleinkofer 1 (1879–1973) wuchs er noch in die alte Besetzung der Kapelle Schleinkofer um seinen Großvater, Vater und seine Onkel hinein. Nach dem Tod seines Onkels Eduard fiel ihm ab 1923 die Rolle als Tubist in der Kapelle zu. Mit Leichtigkeit spielte er jedes andere Blechblasinstrument, von der Tuba bis hin zur Trompete, je nachdem was gebraucht wurde.

Nur an Holzblasinstrumente wagte er sich nicht. Zur Tanzmusik saß er am Schlagzeug. Bei kleinen Besetzungen für Geburtstagsfeiern oder kleinen Hochzeitsveranstaltungen griff er zur Gitarre, siehe Abb. 11. Die Zither war sein ständiger Begleiter, stets im Kofferraum seines VW Käfers mit dabei. Sie diente ihm zur Wirtshausunterhaltung genauso wie für die Begleitung von Gesangsgruppen, worauf er sich im fortgeschrittenen Alter fokussierte, siehe Abb. 12.

Hans Schleinkofer, in Abb. 12 links sitzend an der Zither, initiierte und leitete den Hackenberger Viergesang und setzte die Gesangsstimmen. Zum Teil dichtete und komponierte er eigene Gesangsstücke. Am bekanntesten ist sein Stück „Waldlerbuam“, siehe Abb. 13 und Abb. 14. Sein Freund Karl Bauer (1916–1999) (rechts sitzend) aus Steinklippen, Bruder von Ludwig Bauer, begleitete an der Gitarre.

Die Sorgfalt und Übersichtlichkeit, mit der Hans Schleinkofer seine Notenhandschriften anfertigte, ist bemerkenswert!

Hans Schleinkofer übernahm das elterliche Anwesen (ehemals Hackenberg 5, nicht mehr im Familienbesitz). Ganz in der Familientradition erlernte er von 1918–1921 im Lehrbetrieb Altmeister in Hackenberg das Zimmerhandwerk¹⁸ und führte den Beruf bis Mitte der 1930er Jahre aus. Danach konzentrierte er sich vermehrt aufs Planzeichnen, das er zeitweise als Selbständiger ausführte. Unzählige Häuser in der Umgebung wurden von ihm als Bauzeichner geplant. Ab Mitte der 1950er Jahren war er als Vertreter für Schmierstoffe, Waschmittel und landwirtschaftliche Gebrauchsgüter tätig.¹⁹ Aus der Ehe mit seiner Frau Gustl gingen die zwei Söhne Fritz (1926–2005) und Hans (1935–2015) hervor, die beide Bauingenieure wurden und die Musiktradition der Familie nicht fortführten.

Für Hans Schleinkofer war die Musik eine Herzensangelegenheit. Nicht nur, dass er von Kindesbei-



Abb. 11: Hans Schleinkofer, Ludwig Bauer und Ulrich Graml jun. als Trio zur musikalischen Unterhaltung bei einer Geburtstagsfeier, ca. Anfang 1950er

nen an begeistert musizierte, er gab seine Kenntnisse vielfach an andere weiter. Hans bildete, ebenso wie sein Vater und sein Bruder Lambert, viele andere an Blasinstrumenten aus.²⁰ Zu nennen ist hier beispielsweise Hans Obermeier (1927–1995) aus Orhalm bei Althenthann, der später in der Kapelle Schillertswiesen Trompete spielte und bei Hans Schleinkofer lernte. In den 1970er Jahren unterrichtete Hans Schleinkofer in Althenthann teilweise bis zu 20 Musikschüler an der Gitarre, dem Hackbrett und an der Zither.



Abb. 12: Hackenberger Viergesang, ca. 1969–1975
stehend v.l.: die Sänger Max Jobst aus Hackenberg (1. Tenor), Willi Weigert aus Wulkersdorf (2. Tenor), Franz Bodensteiner aus Plitting (1. Bass), Hans Weber aus Lambertsneukirchen (2. Bass); sitzend: Hans Schleinkofer (links), Karl Bauer (rechts)

Die Schleinkofer waren nicht die Schleinkofer, wenn der Luk nicht mit seiner Geige dabei war. Die hat so wunderbar reingepasst! (Aussage von Albert Maierhofer, 1928–2014, selbst Musikant, über die Spielart der Kapelle Schleinkofer. Ludwig „Luk“ Bauer spielte auf dem dreistimmigen Bläsersatz und der Akkordeonbegleitung mit seiner Geige die erste Melodiestimme. Dieser Spielstil war der typische satte Schleinkofer-Klang.)

Eine weitere, künstlerische Facette von Hans Schleinkofer war sein Talent für den Gesang und die gesellschaftliche Unterhaltung. Nachdem die Auftritte mit seiner Tanzkapelle zurückgingen, widmete er sich verstärkt der Rolle des Hochzeitsladers, die er schon immer teilweise nebenher ausführte. Sehr gerne trug man ihm auch die Aufgabe eines Conférenciers für Vereinsfeiern oder andere musikalische Veranstaltungen zu. Mit seinen humorvollen Texten und Reden wusste er gekonnt zu unterhalten. Für seine Wirtshausunterhaltung an der Zither und das Singen lustiger Couplets war er ohnehin bekannt.²¹

Hans Schleinkofer verstarb im August 1976 in einem Regensburger Krankenhaus. Für viele seiner Altenthanner Schüler, die er bis zuletzt unterrichtete, legte er durch seine Musikausbildung den musikalischen Grundstein und sorgte so indirekt für die Gründung späterer Volksmusikgruppen oder Tanzkapellen.

Mit seinen beiden Geschwistern kam Hans Engl (1911–1972) in zweiter Ehe in die Familie von Josef Schleinkofer 1 (1879–1973). Sein Stiefvater unterrichtete ihn an Blasinstrumenten genauso wie seine beiden älteren Söhne zuvor. Hans Engl spielte in der Kapelle Posaune und Tenorhorn, meist die dritte Stimme oder Nebenmelodie. Er wohnte später in Thanhausen und hatte keine eigenen Kinder.

Ludwig Bauer (1913–1959) war in der Bevölkerung besser bekannt als „Zimmerbauern Luk“ oder „Klupperer Luk“. Letzteres deshalb, weil er aus Steinklippen bei Altenthann entstammte. Als Sohn von Josef Bauer (1888–1941) aus der Vorkriegsbesetzung der Kapelle Schleinkofer wuchs er mit seinen vier Geschwistern in einer musikalisch sehr vitalen Familie auf. Sein älterer Bruder Josef wurde Militärberufsmusiker (Tubist) und seine Schwestern waren bis ins hohe Alter Sängerinnen in Kirchenchören. Ludwig Bauer heiratete nach Mainsbauern, Gemein-

de Wald, und führte zusammen mit seiner Frau eine kleine Landwirtschaft mit Krämerladen. Schon in den 1930er Jahren sammelte er in der Kapelle Kagerer aus Hetzenbach erste musikalische Erfahrungen. Nach dem Zweiten Weltkrieg holte ihn Hans Schleinkofer in seine Kapelle, deren musikalische Ausdrucksweise sehr durch das Geigenspiel von Ludwig Bauer gekennzeichnet wurde.²²

Josef Aumüller jun. (1907–1985), Keilberg, spielte in zweiter Generation in der Kapelle Schleinkofer. Bereits sein Vater gehörte der Kapellenformation vor dem Ersten Weltkrieg an. Josef Aumüller jun. besuchte eine Musikschule und war während des Zweiten Weltkrieges Militärmusiker in Bamberg.²³ Seine Hauptinstrumente waren die Trompete für die erste Stimme und die Geige für die zweite Stimme. Nachdem er sich aus der Kapelle Schleinkofer verabschiedet hatte, leitete er von 1952 bis 1962 selbst eine eigene Tanzkapelle. Beruflich war Josef Aumüller jun. nach dem Krieg als Maurer-Polier tätig. 1967 gründete er den Männergesangsverein Keilberg und leitete ihn bis ca. 1980.

Wilhelm (Willi) Kroll (1896–1973) wurde in Hindenburg/Oberschlesien (heute Zabrze/Polen) geboren und wuchs dort mit drei Brüdern und einer Schwester auf. Sein Vater war Berufsmusiker und daher verwundert es nicht, dass er und seine Geschwister von Kind auf eine musikalische Ausbildung genossen. Willi Kroll wurde Orchestermusiker in Polizeianstellung. Auch seine Brüder wurden Musiker. Im Jahre 1929 heiratete Willi Kroll und übersiedelte 1935 mit seiner Familie mit zwei Söhnen und einer Tochter nach Berlin, wo er 1936 bei der Eröffnung der Olympischen Sommerspiele als Bassist eines Musikkorps mitmarschierte. 1941 trat er eine Stelle als Polizeimeister in Berlin an. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges geriet er in russische Gefangenschaft aus der er 1946

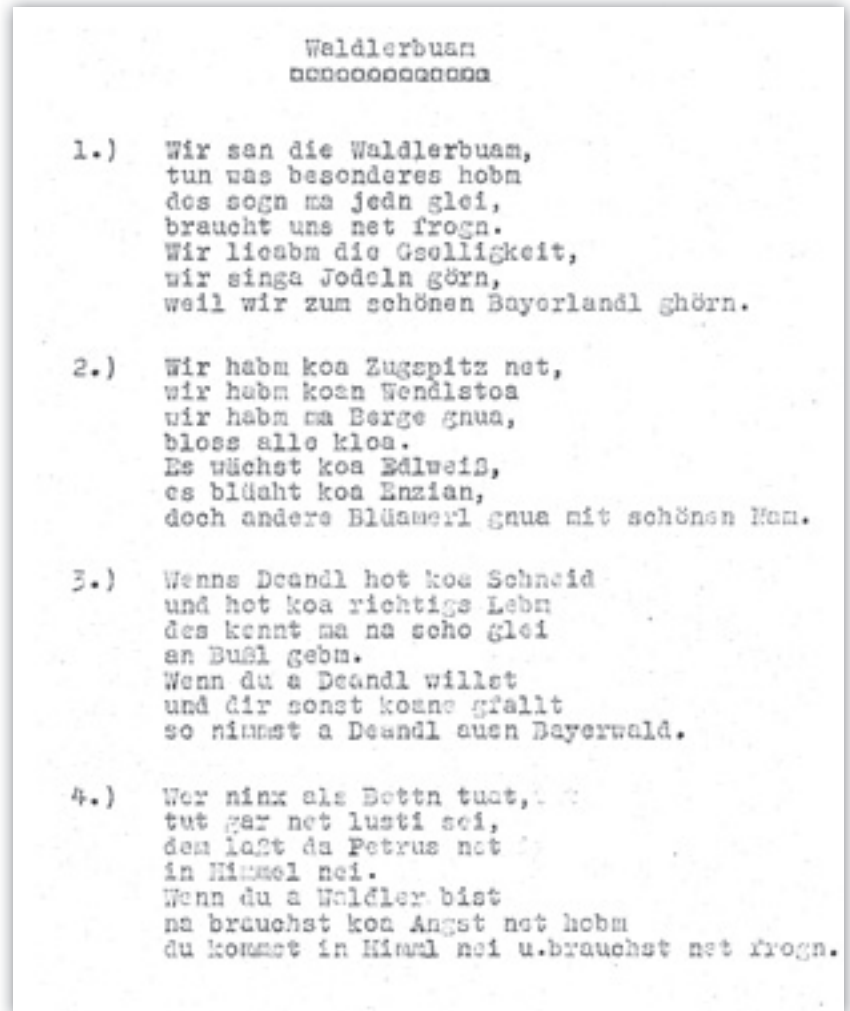


Abb. 13: Von Hans Schleinkofer 3 (1904–1976) gedichteter Text zum Stück „Waldlerbuam“



Abb. 14: Notenhandschrift von Hans Schleinkofer 3 (1904 – 1976)

aus Sibirien nach Bayern zurückkehrte. Seine Familie fand er wieder in Haid bei Altenthann, aufgenommen von der Bauersfamilie Nichtl. Von 1946 bis 1953 lebte Willi Kroll mit seiner Familie in Weiherhaus bei Altenthann. Damit kam er wie gerufen für den Neustart der Kapelle Schleinkofer. Als Bassist (Tuba und Streichbass) war er in dieser auftrittsreichen Zeit aus der Kapelle nicht wegzudenken. Zudem beherrschte er Geige und Akkordeon. 1953 konnte er mit seiner

Der Graml Uller hatte ein absolutes Gehör. Es war ein Genuss, ihn am Akkordeon spielen zu hören! (Aussage des Militärmusikers Hans Brandl, 1905–1966, überliefert durch den Musikanten Hans Dummer, 1930–2018, beide aus Schillerts-wiesen)

Familie in die für die Vertriebenen in Neutraubling errichteten Gebäude an der Schlesischen Straße ziehen. Sein Sohn Georg (1935–1998) setzte die musikalische Familientradition fort und spielte Jahrzehnte am Streichbass seines Vaters im bekannten Regensburger Hansen-Trio.²⁴

Bereits im Alter von 16 Jahren saß Ulrich Graml (1903–1985), genannt Uller, an der Kirchenorgel in Süssenbach, Gemeinde Wald. Den Unterricht an der Orgel und in der Harmonielehre erhielt er zuvor von Pfarrer Renner aus dem nahen Steinbach. Am Akkordeon, das er sich nebenher selbst beibrachte, hatte er schon in den 1930er Jahren gelegentliche Einsätze in der Kapelle Schleinkofer. Ab 1946 war er zusammen mit seinem ältesten Sohn festes Kapellenmitglied in der Nachkriegsbesetzung der Kapelle von Hans Schleinkofer. Bei der Marsch- und Blasmusik spielte er am Tenorhorn die Nachschlagstimme.

Ulrich Graml betrieb daheim in Süssenbach eine kleine Landwirtschaft mit Krämerladen. Von 1956 bis 1971 war er Bürgermeister von Süssenbach. Es war jedoch die Musik, die Ulrich Graml ein Leben lang begleitete. Die Organistenrolle in Süssenbach füllte er bis zu seinem 80. Lebensjahr aus und leitete darüber hinaus den Kirchenchor. Noch im Alter von 73 Jahren gründete er 1975 den Männergesangsverein, der bis 2008 existierte. Ulrich Graml starb im Alter von 82 Jahren.²⁵

Ulrich Graml jun. (Jg. 1929), geboren in Süssenbach, probierte sich bereits als Kind am Akkordeon seines Vaters Ulrich Graml sen. (1903–1985). Mit elf Jahren bekam er Klavierunterricht von Pfarrer Wolker in Asang bei Nittenau. Die gut sieben Kilometer dorthin legte er mit dem Fahrrad zurück. Seine Eltern ermöglichten ihm ab Ostern 1943 den Besuch der internatsmäßigen Gebietsmusikschule I in Rothenburg ob der Tauber, siehe Abb. 15. Dort wurde er



*Abb. 15 und 16:
Ulrich Graml jun.
1944 und 2019
links: 1944 als
15-Jähriger in der
Musikschule in
Rothenburg ob der
Tauber
rechts: 2019 als
90-Jähriger mit sei-
ner Bassklarinette*

im Hauptinstrument an der Klarinette, im Nebeninstrument an der Geige und generell am Klavier, sowie in Musiktheorie und Harmonielehre ausgebildet. Im März 1945 wurde die Musikschule vor dem Eintreffen der Amerikaner aufgelöst und die Schüler mussten sich alleine auf den Weg nach Hause machen. Das ins Auge gefasste Musikstudium war nach 1945 passé. Daheim angekommen erwarb sein Vater von der Witwe eines Marinemusikers für ihn ein Saxophon und

führte ihn in der Kapelle Schleinkofer ein, die damit als erste Tanzkapelle in der Umgebung mit einem Saxophonisten glänzen konnte.

Weil der Beruf als Musiker für Ulrich Graml zu unsicher war, nahm er 1953 eine Stelle im Laborlager der Siemens-Schuckert Trafowerke in Nürnberg an. Auch wenn er durch die Musik in Nürnberg schnell Anschluss fand, so stand er stets bei den Auftritten der Kapelle Schleinkofer an den Wochenenden zur

Bei der Kapelle Schleinkofer erlernte ich schnell das Auswendigspielen. Viele Bauern hatten ihre besonderen Tanztouren, so dass wir oft eine halbe bis dreiviertel Stunde lauter Bairische (Zwiefache) spielen mussten. Wir wussten mindesten 40 bis 50 Bairische. Davon gab es keine Noten. (Ulrich Graml jun., Jg. 1929, über das Auswendigspielen bei der Kapelle Schleinkofer)

Verfügung. Über die Postkapelle Nürnberg, die er später leitete, wechselte er 1957 beruflich bis zu seiner Pensionierung zur Post. Aus der Heirat mit seiner Frau Mathilde gingen drei Töchter und ein Sohn hervor. 1972 zog die Familie nach Postbauer-Heng. In seiner Nürnberger Zeit gründete Ulrich Graml 1958 die Jugendblaskapelle St. Theresia und übernahm die Leitung des dortigen Kirchenchors. Von 1974 bis 1999 leitete er den Männergesangverein Postbauer-Heng und wurde 1979 Gründungsdirigent der Blaskapelle „Eppelein“, deren Ausbildung und Leitung er bis 1987 innehatte. Selbst nach seiner Pensionierung drehte sich sein Leben weiter um die Musik. Ob als Duo in der Besetzung Klarinette und Steierisches Akkordeon für kleine Anlässe oder als Klarinetist in der Neumarkter Volksmusikgruppe „Jeder gegen Jeden“,

Ulrich Graml fand genügend musikalische Betätigung. Zuletzt wurde die Bassklarinette aus ergonomischen Gründen sein Hauptinstrument, siehe Abb. 16.²⁶

Zu guter Letzt

Der Bayerische Rundfunk hat zu Beginn der 1950er Jahre eine Tanzveranstaltung der Kapelle Schleinkofer im Gasthaus Hubertushöhe (Gemeinde Bernhardswald) aufgezeichnet und an einem Sonntagnachmittag in Ausschnitten im Radio gesendet.²⁷ Leider sind davon keine Archivalien mehr vorhanden.

Immerhin wurde die Musikwissenschaft auf die Kapelle Schleinkofer aufmerksam. Der bekannte Volksmusikethnologe Prof. Dr. Felix Hoerburger (1916–1997), ehemals Universität Regensburg, führt in seinem Buch „Die Zwiefachen“ insgesamt dreizehn Zwiefache von der Kapelle Schleinkofer auf, die er größtenteils bei einer Kirchweihveranstaltung am 12. September 1948 in Lambertsneukirchen (Gemeinde Bernhardswald) handschriftlich festgehalten hat.²⁸

Vielleicht war Prof. Hoerburger sogar der Initiator für die Aufzeichnung der Tanzveranstaltung im Gasthaus Hubertushöhe durch den Bayerischen Rundfunk? Wenn das so war, dann musste er von der originellen Spielweise der Kapelle Schleinkofer sehr beeindruckt gewesen sein!

Gewährspersonen und Quellen:

- 1 Hans SCHLEINKOFER jun. (1935–2015), Nittendorf, Sohn von Hans Schleinkofer (1904–1976) – Befragung 2005.
- 2 Hans Schleinkofer ging 1950 mit 15 Jahren zur Maurerlehre von daheim fort, studierte später Bauingenieurwesen und leitete zuletzt bis zur Pensionierung ein Bauunternehmen. Weil er mit einer „anständigen“ Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen wollte, fand er nie Gefallen am Musizieren.
- 3 Eduard SCHLEINKOFER (1916–2018), München, Sohn von Josef Schleinkofer (1879–1973) – Befragung 2005.
- 4 Josef SCHLEINKOFER jun. (Jg. 1924), Schweitenkirchen, Sohn von Josef Schleinkofer (1879–1973) – erste Befragung 2004, Telefonate bis 2021; Eduard SCHLEINKOFER (wie Anm. 2).
- 5 Wolfgang ADLHOCH (1934–2017), Altenthann, ehemals Bauer und Fleischbeschauer aus Röhren, Gem. Altenthann – Gespräch 2015.
- 6 Josef Schleinkofer (1879–1973) erzählte ihm, dass die Hochzeitsfeier seines Großvaters für ihn als neunjähriger Bub sein erster Hochzeitstanzmusikeinsatz war.
- 7 Eduard SCHLEINKOFER (wie Anm. 2).
- 8 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abt. IV Kriegsarchiv, Kriegsstammrollen 1914–1918, Band 8076; Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abt. IV Kriegsarchiv, Kriegsstammrollen 1914–1918, Band 8500.
- 9 Eduard SCHLEINKOFER (wie Anm. 2).
- 10 Eduard SCHLEINKOFER (wie Anm. 2).
- 11 Eduard SCHLEINKOFER (wie Anm. 2).
- 12 Josef SCHLEINKOFER jun. (wie Anm. 3).
- 13 Ulrich GRAML jun. (Jg. 1929), Postbauer-Heng, Sohn von Ulrich Graml sen. und Musikant bei der Kapelle Schleinkofer in den Nachkriegsjahren – Befragungen 2007 und 2017.
- 14 Albert MAIERHOFER (1928–2014) (Decheier Albert), Dechei bei Trasching – Befragung 2008. Inspiriert von der Kapelle Schleinkofer war er von 1948–1995 selbst Musikant und Tanzkapellenleiter.
- 15 Ulrich GRAML jun. (wie Anm. 13).
- 16 Ebd.
- 17 Helga BRANDL (Jg. 1938), Pfaffenfang, ehemalige Wirtin in Pfaffenfang – Befragung 2016.
- 18 Arbeitsbuch von Hans Schleinkofer, 1936–39
- 19 Wandergewerbeschein von Hans Schleinkofer, 1958–60
- 20 Eduard SCHLEINKOFER (wie Anm. 2).
- 21 Helga BRANDL (wie Anm. 17).
- 22 Florian SPITZER (Jg. 1959), Mainsbauern, Enkel von Ludwig Bauer (1913–1959) – Befragung 2005.
- 23 Josef AUMÜLLER (Jg. 1939), Keilberg, Sohn von Josef Aumüller (1907–1985) – Befragung 2011.
- 24 Martina KROLL (Jg. 1976), Neutraubling, Enkelin von Willi Kroll (1896–1973) – Befragung 2017.
- 25 Reinhold GRAML (Jg. 1949), Süssenbach, Sohn von Ulrich Graml sen. – Befragung 2017.
- 26 Ulrich GRAML jun. (wie Anm. 13).
- 27 Helga BRANDL (wie Anm. 17).
- 28 Felix HOERBURGER, Die Zwiefachen. Gestaltung und Umgestaltung der Tanzmelodien im nördlichen Altbayern, Laaber 1991.



Abb. 1: Bei „Kultur lebt!“ wurde ein neues Format ausprobiert: Die Kurzauftritte im Rahmen der Kunstaussstellung – hier die musikalische Lesung von Heinz Grobmeier und Martin Hofer – wurden auch auf Video aufgezeichnet.

Sandra Adler und Renate Christin

Lebenszeichen nach dem Lockdown

Das Landkreis-Projekt „Kultur lebt!“

Punktlandung für die Veranstaltung in der Alten Mühle Eichhofen: Gerade als Lockerungen Kultur vor Ort wieder ermöglichten, öffnete die Ausstellung ihre Pforten. Die Kurzauftritte mit Musik, Literatur und Performance-Kunst wurden auch auf Video aufgezeichnet.

Die Corona-Pandemie bedeutete eine lange Zwangspause für die Kulturschaffenden. Auch die Kulturarbeit im Landkreis Regensburg konnte ohne Veranstaltungen vor Ort nur auf Sparflamme laufen. Im Frühjahr 2021 keimte langsam die Hoffnung auf, dass mit der wärmeren Jahreszeit auch die Beschränkungen zum Infektionsschutz gelockert werden würden. Die Künstlerin Renate Christin aus Sinzing und Daniela Schönharting von der mühlen.kunst Eichhofen berichteten dem Kulturreferat des Landkreises von ihrer Idee: Sobald es möglich wäre, würden sie gerne eine Ausstellung mit bildenden Künstlerinnen und Künstlern aus dem Landkreis organisieren. Kulturreferent Dr. Thomas Feuerer und sein Team waren begeistert. Schnell war jedoch auch klar: Ein solches Lebenszeichen sollte aus dem ganzen Kulturspektrum kommen.

Das Organisations-Team machte sich voller Enthusiasmus und Hoffnung an die Arbeit. Der Berufsverband Bildender Künstlerinnen und Künstler Niederbayern Oberpfalz plante die Ausstellung, bei der elf Kunstschaffende ihre Werke zeigten. Die mühlen.kunst Eichhofen übernahm die Organisation in den Räumlichkeiten der Alten Mühle. Das Kulturreferat stellte ein Rahmenprogramm mit Musik, Schauspiel, Lesung und Performances auf die Beine. Damit, auch bei Besucherbeschränkungen, möglichst viele Kulturinteressierte daran teilhaben konnten, wurden diese Kurzauftritte an den Donnerstagen im Ausstellungszeitraum aufgezeichnet. Die Videos wurden zum einen als Teil der Ausstellung auf eine Leinwand projiziert, zum anderen sind sie dauerhaft online zu sehen.

Der Wahnsinn im Alltäglichen

Groß war die Erleichterung bei den Organisatorinnen und Organisatoren, als die Ausstellung am Pfingstwochenende tatsächlich eröffnen konnte. Eingeläutet wurde damit auch die diesjährige Veranstaltungsreihe des Landkreises, die unter dem treffenden Motto „Kultur schafft Begegnung“ stand. Musiker Heinz Grobmeier und Schauspieler Martin Hofer standen als Erste vor der Kamera. Ihre musikalische Lesung „Realität und Wahnsinn“ zu Texten von Robert Walser war dann auch am darauffolgenden Wochenende als Videoprojektion in der Ausstellung zu sehen.



Abb. 2: Herbert Pilz (links) und Sigi Feldmeier (rechts) spielten an Fronleichnam traditionelle Blasmusik.

Martin Hofer und Heinz Grobmeier haben in der Vergangenheit bereits mehrmals musikalisch-literarische Konzepte realisiert. Die Texte des Schweizer Schriftstellers Robert Walser (1878–1956) inspirieren beide Akteure. „Die Texte sind durchaus musikalisch. Was bei Walser unübertroffen mitschwingt ist sein Talent, banale Dinge aufzugreifen, um dann diesen Nebensächlichkeiten wirkliche Größe einzuhauchen“, erklären sie. „Robert Walser ist ein ganz Großer und doch immer noch für die meisten ein Unbekannter.“

Bei dem spannenden und skurrilen Zusammentreffen wurden Walsers Texte mit Martin Hofers ausdrucksstarker Vortragsweise „Realität“. Während es vordergründig um eine Wurst und das Leben eines guten Bürgers ging, schlich sich der „Wahnsinn“ dabei nach und nach ein. Grobmeier interpretierte kongenial das Geschehen mit meist ungewöhnlichen Instrumenten. Sein Schlappophon etwa ist aus Plastikrohren gebaut und wird mit Badeschlappen gespielt. Einem anderen selbstgebaute Instrument, einem Blech namens WUWU, entlockte Grobmeier ein düster-atmosphärisches Wabern, das fast synthetisch klang, und nutzte es außerdem als Percussion-Instrument.

Tradition und Parodie

An Fronleichnam stand bei „Kultur lebt!“ Bayerisch-Böhmische Blasmusik auf dem Programm. Das Duo Sigi Feldmeier und Herbert Pilz, sonst Teil der *Oberlinger Musikanten*, sorgten mit traditioneller Blasmusik in ihrer ganzen Vielfalt für Feiertagsstimmung. Neben Märschen, z.B. dem „Gamsgebirg-Marsch“, über Polkas, etwa „Freude im Herzen“, den „Wintergrea“-Zwiefachen bis hin zu Walzern, z.B. dem „Walzer aus Salzburg“ als Zugabe, spielten sie außerdem die Volksweise „s’ letzte Blatt’l“.

Die Tradition US-amerikanischer, evangelikaler Gospel-Gottesdienste nahmen eine Woche später Katharina Claudia Dobner und Olaf Klein aufs Korn. Mit ihrer Performance „Hope of Deliverance from the Arts Congregation Choir“ verwandelten sie die Ausstellungsräume in heilige Hallen. Im typischen Stil und mit der Energie solch evangelikaler Gottesdienste baten sie Gott etwa um seinen Segen für all die kapitalistischen Lebensziele oder schworen selbstironisch dem Künstlerdasein ab. Olaf Klein predigte in breitem amerikanischen Akzent. Dazu lieferte der Gospel-



Chor mit Katharina Claudia Dobner und zwei weiteren Sängerinnen feierliche, mehrstimmige Harmonien oder antwortete dem Prediger in typischer Call-and-Response-Manier.

Abb. 3: „Halleluja!“ – Claudia Katharina Dobner (links) und Olaf Klein (rechts) zeigten eine Gospel-Parodie namens „Hope of Deliverance from the Arts Congregation Choir“.

Bildende Kunst mit vielen Facetten

Neben den Kurzauftritten an den Donnerstagen bestand das Rahmenprogramm von „Kultur lebt!“ auch aus Künstlerinnen- und Künstlergesprächen. Fast alle Ausstellenden stellten sich an einem der Sonntage den Fragen des Publikums und erklärten Hintergründe zu ihren Werken. Diese setzten sich aus ganz unterschiedlichen Materialien und Techniken zusammen.

„Im heiligen Blau erklingen Schritte vom Licht“ – dieses Zitat von Georg Trakl kann gut für die Male-

„Kultur lebt!“ online

Auch nach dem Ende der Veranstaltung wird das Lebenszeichen aus der Kulturszene im Landkreis Regensburg weitergesendet. Viele Auftritte, die im Rahmen von „Kultur lebt!“ aufgezeichnet wurden, sind unter www.kultur-lebt.net oder auf dem Youtube-Kanal des Landkreises Regensburg abrufbar.



Abb. 4: So vielseitig ist die Kunst im Landkreis Regensburg: In der Ausstellung zu sehen waren unter anderem (im Uhrzeigersinn) Hinterglasbilder von Wigg Bäuml, Scheibenplastiken von Johanna Obermüller, Bronze-Skulpturen von Heinrich Glas und Messerschnitte von Hans Lankes.

rei von Bettina Glas verwendet werden. Der Einklang ihrer Farben schafft eine ausgeglichene Ruhe und doch auch eine verschwenderische Fülle.

Wigg Bäuml zeigte einige seiner neuesten Werke. Die Hinterglasbilder stammen aus seiner aktuellen Schaffensphase und bestechen durch ihre starke Leuchtkraft.

Der Ausgangspunkt von Katja Barinskys Bilder ist die Komposition, in der sie immer wieder figurative Elemente einsetzt. Dabei erzählt sie mit ihrer gestischen Malweise ganze Geschichten.

Renate Christin zeigte in der Ausstellung Teile aus ihrer Serie „Gemeinsames Haus Europa“. Die Künstlerin malte die ausdrucksstarken Bilder mit dem Rot, für das sie bekannt ist. Nicht weniger beeindruckend sind ihre zarten, abstrakten Bilder.

Für Gisela Griem ist das spielerische Element und das Thema Natur ausschlaggebend. Mit ihren Holzschnitten schafft sie die Auseinandersetzung zwischen Chaos und Klarheit. In der Ausstellung waren hochformatige, schmale Papierarbeiten zu sehen.

Hans Lankes bespielte eine ganze Wand mit seinem Projekt aus Messerschnitten, der „Tiny Houses Society“. Bei diesen Häusern handelt es sich nie um konkrete Gebäude. Jedes Haus ist ein Zeichen, das bunte oder schwarze Schatten wirft und dabei dreidimensional wird.

Die Skulpturen und Großplastiken von Heinrich Glas sind in der Regel im urbanen Raum und im landschaftlichen Bereich zu finden. In der Ausstellung waren Eisen- und Bronzegüsse zu sehen, die durch ihre Klarheit an die großen Außenskulpturen erinnern.

Ernst Geserer beeindruckte nicht nur mit seinem kämpferischen Bronze-Stier, sondern auch mit seinen hoch aufgerichteten, schlanken Figuren, bei denen man sich vorstellen konnte, dass sie das Geschehen um sich herum überblicken können.



Abb. 5: Johanna Obermüllers Scheiben-Objekte (vorne) entstanden bereits in den 1980ern.

Ganz anders die Scheibenplastiken von Johanna Obermüller: Sie sind von weit ausladender Schönheit. In der Mitte der Ausstellungsfläche aufgestellt und von jeder Seite einsehbar waren sie für die Ausstellungsbesucher ein Muss für eine längere Betrachtung.

Thomas Rauh und Christiane Olschewski sind das Künstler-Duo „frischwassergrenze“. Sie wählten das Medium der „Pappklapp-Videopostkarten“, bei dem es den Besuchern gestattet war, die einzelnen Stücke in die Hand zu nehmen und genau anzusehen.



Abb. 6:
Als Duo 3 traten
Kilta Rainprechter
(links) und Anka
Draugelates (rechts)
in der Alten Mühle
auf.

Gefühle aus dem Lockdown

Vielfältig war auch der Kurzauftritt von *Duo 3*. Bei ihrem performativen Konzert ließen sich Anka Draugelates und Kilta Rainprechter auf kein Genre festlegen, sondern begeisterten mit fünf stilistisch ganz unterschiedlichen Songs ihr Publikum. Mit eindrucksvollem Gesang und Draugelates' facettenreichem Klavierspiel verarbeitete das Duo auch Eindrücke aus der Corona-Zeit: vom Wut-Rap bis zu einer Ballade über und für die Jugend, der im Lockdown nichts Anderes übrigbleibt, als auf ihre Chance zu warten. Mit

„Jack And Joy“ gab es am Ende noch vergnügliche Töne, bevor *Duo 3* ihre Zugabe „You Are So Beautiful“ dem Publikum widmeten. „Wir haben euch vermisst“, moderierte Rainprechter den Song an.

Den letzten Kurzauftritt bestritten die Singer-Songwriterinnen *Die Nowak* und Isa Fischer. Rebekka Maier alias *Die Nowak* startete mit dem satirischen Song „Ein neues Jahr“. Nach Isas soulig-folkiger Single „See“ stimmte auch *Die Nowak* mit „Ein neuer Tag“ melancholische Töne an. Die beiden Musikerinnen begleiteten sich meist gegenseitig auf ihren jeweiligen Instrumenten – Isa an der Gitarre und *Die No-*



wak am Klavier. Das Set der beiden Solokünstlerinnen war stimmig und durch die stilistischen Unterschiede bei Musik und Gesang spannend zugleich. *Die Nowak* und Isa zogen auf ihre jeweils eigene Weise das Publikum mit schlaun deutschsprachigen Texten und gefühlvollem Songwriting in den Bann.

Mit dem Abschluss der Auftrittsreihe ließen die Beteiligten auch die gesamte Veranstaltung ausklingen. Nachdem eine Vernissage auf Grund der Pandemiebestimmungen zum Start von „Kultur lebt!“ Ende

Mai nicht möglich gewesen war, kamen sie an diesem Abend zu einer kleinen Feier zusammen. Dr. Thomas Feuerer, Kulturreferent des Landkreises Regensburg, zog ein positives Fazit: „Dieser Neustart der Kultur nach den Lockdown-Monaten hat für eine ganz besondere Stimmung gesorgt. Ob Publikum, Organisatoren oder die Künstler auf der Bühne und in der Ausstellung – alle haben es genossen, dass Kultur wieder vor Ort und miteinander stattfinden kann. Genau das war auch das Ziel von „Kultur lebt!““

*Abb. 7:
Die beiden Solokünstlerinnen Isa Fischer (links) und Die Nowak (rechts) bestritten den letzten der Kurzauftritte bei „Kultur lebt!“.*



Abb. 1:
„Der Kroat“. Wand-
bildfragment im
Schloss Eichhofen

Dieter Schwaiger

„Der Kroat“ im Schloss Eichhofen

Eine Spurensuche in der Zeit der österreichischen Besatzung Bayerns

Wie kommt das Bildnis eines Soldaten aus Kroatien in das Hofmarkschloss von Franz Peter von Rosenbusch? Die Antwort hängt mit der Rolle zusammen, die der Schlossherr an einem schicksalhaften Tag in der bayerischen Geschichte gespielt hat.

Im ehemaligen Hofmarkschloss der Herren von Rosenbusch in Eichhofen bei Regensburg befindet sich ein interessantes Gemäldefragment. Es zeigt einen österreichischen Soldaten aus der Region der Habsburger Militärgrenze in Kroatien und führt in die Zeit des Österreichischen Erbfolgekrieges zurück, als Bayern von der Erzherzogin von Österreich und Königin von Ungarn Maria Theresia besetzt und wirtschaftlich ausgeplündert wurde. Die Hintergründe dieses Fragmentes verdienen eine nähere historische Betrachtung.

„Der Kroat“

Der Name „Kroat“ war früher in Bayern eine zwar despektierliche, aber dennoch übliche Bezeichnung für einen ungarischen Soldaten aus der österreichisch-türkischen Grenzregion im heutigen Kroatien. An der Habsburger Militärgrenze, die an der Adria beginnend die Save entlang bis zur Theiß verlief, hatten

sich in der Zeit der Türkenkriege viele Immigranten aus den türkisch besetzten Balkangebieten angesiedelt, vor allem aus Serbien und Bosnien. Dort übernahmen sie als „Wehrbauern und Grenzwächter“ den Schutz des Habsburgerreiches gegen die Osmanen.¹ Im 30-jährigen Krieg galten „kroatische Reiter“, die als Söldner in der kaiserlichen Armee dienten, als besonders gewalttätige Krieger. Verstärkt wurde der schlechte Ruf der Kroaten später vor allem durch den berühmt-berüchtigten Freiherrn von der Trenck. Im Österreichischen Erbfolgekrieg zog er 1742 mit seinen an der slawonischen Grenze rekrutierten Panduren plündernd und mordend durchs bayerische Land.² Seine Schandtaten wurden in zahlreichen Berichten überliefert und fanden vor allem im 19. Jahrhundert bei den Lesern abenteuerlicher Unterhaltungsliteratur großen Anklang. Diese populären Trenck-Romane und Biografien prägten wesentlich das in ganz Europa lange Zeit verbreitete Bild von den räuberischen, unzivilisierten, grausamen Kroaten aus dem türkischen Grenzgebiet.

Das Wandgemälde

Das Gemäldefragment befindet sich im Eingangsbereich des privat genutzten Schlossgebäudes. Leider blieben von dem Wandbild nur noch der Kopf und der Oberkörper erhalten. Die hohe Fellmütze (Kolpak) weist auf eine ungarisch-kroatische Uniform

hin. Die Jacke erscheint als ein einfacher, ohne Schnüre besetzter, ungarischer Dolman mit einfachen, schmucklosen Ärmeln. Um die rechte Schulter hängt ein Kleidungsstück, das wohl auf einen üblicherweise auch halbseitig über die Schulter geworfenen, kurzen Mantel hinweist. In seinem Mund steckt eine langstielige Tabakspfeife, die im türkisch beherrschten Balkangebiet sehr beliebt und verbreitet war. Ein markanter „Husarenschnurrbart“ gibt ihm ein fremdländisch-verwegenes Aussehen. An Details sind noch ein schmaler und ein breiter Ledergurt („Bandelier“) zu erkennen, die über Kreuz getragen werden. In der linken Hand hält er den Griff eines Säbels. Bei dem Soldaten handelt es sich, wie auch Uniformexperten des Militärischen Armeemuseums in Wien sowie des Bayerischen Armeemuseums bestätigen, um einen Grenzer von der österreichisch-türkischen Militärgrenze. Leider lassen sich die ursprüngliche Größe und das Motiv des Gemäldes nicht mehr bestimmen. Vermutlich handelt es sich um einen Ausschnitt aus einer größeren Bildkomposition.

Wie kam der kroatische Soldat in das Schloss von Eichhofen?

Natürlich stellt sich heute für die Heimatgeschichtsforschung die spannende Frage, warum im Schloss von Eichhofen ein Bild eines „Kroaten“ zu finden ist. Die Frage führt mitten in die Geschehnisse des Österreichischen Erbfolgekrieges hinein. 1742 wurden Nieder- und Oberbayern von den Österreichern erobert und besetzt. Im Heer des Feldmarschalls Khevenhüller befanden sich auch Soldaten von der kroatischen Grenze (Waraschdiner, Karlstätter und Likaner) sowie Husaren von der Theiss-Marosch-Grenze und Panduren aus Slawonien. Am gefürchtetsten waren damals zwei „Freikorps“. Das eine be-

stand aus Panduren und wurde von Oberst von der Trenck kommandiert. Das andere Freikorps bestand aus kroatischen Husaren und unterstand dem Befehl von Oberst Daniel Menzel. Bei der bayerischen Landbevölkerung waren die Panduren und Kroaten wegen ihres fremdartigen, „wilden“ Aussehens und ihrer Gewalttaten wie der Teufel gefürchtet.

Eichhofen – eine kurbayerische Hofmark

Eichhofen war damals eine kurbayerische Hofmark im Gericht Kelheim im Rentamt Straubing. Damit gehörte es zu den Adelsgütern, die beim Einmarsch der österreichischen Armee mit Kontributionen belegt wurden. Wie alle kurbayerischen Städte, Märkte und Klöster waren auch die Hofmarken des Adels gezwungen worden, für den täglichen Lebensbedarf der österreichischen Invasoren aufzukommen. Dazu mussten sie sowohl Tribute zahlen als auch Lebensmittel und Heu für die Pferde abgeben, wenn durchziehende Soldaten Bedarf hatten oder sich vorübergehend einquartierten. Bei Verweigerung der Gelder drohte die Brandschatzung durch Panduren und Kroaten. Das hieß: Plünderung und Niederbrennen der Häuser. So vollstreckten Panduren und Kroaten, neben anderen militärischen Aufgaben, die österreichische Zwangsgewalt gegen widerständige Bewohner.

In dieser Rolle löste allein ihr Name in der Bevölkerung Furcht und Schrecken aus. Meist genügte die Drohung mit den Panduren und Kroaten um von Schlossverwaltern, Mönchen, Bürgermeistern, Wirten und Bauern ihre letzten Geldreserven herauszupressen. Im Winter 1742 zog General Bernklau von Deggendorf aus nach Stadtamhof.³ Sein Ziel war es, die in den Raum Kelheim-Ingolstadt zurückgezogenen bayerischen Truppen von Norden aus anzugreifen. Der Weg nach Kelheim führte über die Naabbrücke



in Etterzhausen, wo er 200 Infanteristen zum Schutz des Flussüberganges zurückließ. Dann überquerte er die Schwarze Laber, rückte über die Altmühl nach Kelheim vor und besetzte die Stadt. Die Hofmarken des Adligen Franz Peter Freiherrn von Eichhofen und Viehhausen lagen somit im Durchmarschgebiet der von Bernklau geführten österreichischen Truppen. Kroatische Reiter streiften in den besetzten Gebieten beständig durchs Land und erzwangen von den Bewohnern Essen, Bier, Getreide, Pferde, Fuhrwerke und Heu. So könnten kroatische Reiter auch die Schlösser von Eichhofen und Viehhausen heimgesucht und die Dorfbewohner ausgeplündert haben.⁴ Mögli-

che Plünderungen durch kroatische Reiterei erklären aber noch nicht, warum im Schloss von Eichhofen ein Wandgemälde mit konkretem politischen Bezug auf die Besetzung Bayerns durch österreichisch-ungarisch-kroatische Soldaten angefertigt wurde.

Franz Peter von Rosenbusch und die Besetzung Münchens

In der Tat gibt es noch einen weiteren interessanten Berührungspunkt zwischen kroatischen Freikorpsoldaten und Eichhofen bzw. dessen damaligem Besitzer Franz Peter von Rosenbusch. Dieser hatte den öster-

Abb. 2:
„Der Kroat“ (Detail)

reichischen Einmarsch in der bayerischen Hauptstadt München hautnah erlebt. Während der Kurfürst im Januar 1742 zu seiner Kaiserkrönung in Frankfurt weilte, wurde seine Residenzstadt von den Österrei-

chern besetzt. Wesentlichen Anteil an der kampflosen Übernahme hatte Oberstleutnant Menzel mit seinen Kroaten (Theißer und Maroscher Grenzhüsaren).⁵ Er erhielt von General Khevenhüller den Befehl, mit seiner schnellen Reitertruppe vom Inn aus nach München vorzustoßen und die Stadt zur Übergabe aufzufordern. In München hielt sich nur noch eine schwache bayerische Streitkraft auf. Widerstand gegen die nachrückende Armee Khevenhüllers wäre zwecklos gewesen. Als Menzel mit seinen Kroaten in Haidhausen vor den Toren Münchens lag und die Übergabe forderte, unterzeichnete die Stadt nach kurzen Verhandlungen den Kapitulationsvertrag. Darauf zog Menzel mit seinen „Elitesoldaten“ ein. München musste eine sehr hohe Kontribution bezahlen, wurde aber dafür von Plünderung und Brandschatzung durch die Kroaten verschont. Der Übergabevertrag trug auch die Unterschrift des Freiherrn Franz Peter von Rosenbusch!⁶ Er war somit auch bei der Kapitulationsverhandlung dabei. Wie ist dies zu erklären?

Die Stellung Franz Peters von Rosenbusch am kurfürstlichen Hof

Tatsächlich hatte der Hofmarksherr von Eichhofen einen sehr hohen Rang am Münchner Hof, was sich auch in seinem Titel ausdrückte: Excellenz Franz Peter von Rosenbusch war kurfürstlicher Kämmerer, wirklicher Geheimer Rat und Revisionsratsdirektor sowie Mitverordneter und Rechnungsaufnehmer des bayerischen Landtags.⁷ In der Staatsverwaltung leitete er eine eigene Dikasterie (höchste Verwaltungsbehörde in letzter Instanz) und war mit der Regelung der Schuldentilgung des Kurfürsten Karl Albrecht betraut. Rosenbusch hatte an der Universität Ingolstadt ein Jurastudium absolviert und sich dadurch für den hohen Verwaltungsposten qualifiziert. Gleichzeitig ge-



Abb. 3: Die Titel von Freiherr Franz Peter von Rosenbusch

hörte er auch als gewähltes Mitglied dem vierköpfigen Führungskomitee des sogenannten „Landschaftsausschusses“ (Landschaftsverordnung), einer ständig am Hof anwesenden Vertretung der bayerischen Stände (Landtag), an.⁸ Es bestand aus zwei Adligen, einem Prälaten und dem Bürgermeister von München. Die Positionen hatten im Jahr 1742 Freiherr Franz von Freiberg für das Oberland (München), Freiherr Franz Peter von Rosenbusch zu Eichhofen und Viehhausen für das Unterland (Straubing), der Abt von Benediktbeuern als Vertreter der Prälaten und der erste Bürgermeister von München inne. Alle vier Mitglieder hatten den Übergabevertrag unterzeichnet. Sie handelten damit als Vertreter des bayerischen Landes für den abwesenden Kurfürsten. Eine zeremonielle Schlüsselübergabe an Menzel durch den Bürgermeister Münchens am 14. Februar 1742 besiegelte die Unterwerfung Bayerns und die Besetzung des Kurfürstentums durch Maria Theresia von Österreich. Der Eichhofener Adelige war somit als politischer Akteur an einem sowohl politisch als auch militärisch bedeutenden Vorgang des Krieges beteiligt, bei dem von österreichischer Seite der Offizier Daniel Menzel als Kommandant der österreichisch-kroatischen Grenztruppen und Besetzer der Hauptstadt München die Hauptrolle spielte. Die Übergabe Münchens und der Einmarsch Menzels mit seinen kroatischen Husaren waren für Franz Peter von Rosenbusch sicherlich ein tiefgreifendes Erlebnis. Vielleicht auch ein Grund, in seinem privaten Landschloss Eichhofen ein Wandgemälde mit Bezug zu diesem Ereignis anfertigen zu lassen, von dem heute nur noch ein kleines Fragment übrig ist? Freiherr Franz Peter von Rosenbusch starb im Jahr 1768 in seinem 1746 erbten Wasserschloss in Taufkirchen an der Vils und wurde in der dortigen Pfarrkirche bestattet.



Abb. 4: Freiherr Franz Peter von Rosenbusch



Abb. 5: Soldaten aus der k.k. österreichischen Militärgrenze in Kroatien

„Krawat“ – ein bayerisches Schimpfwort

Lange Zeit waren Kroaten in der bayerischen Geschichtsschreibung und besonders in der Unterhaltungsliteratur ein Synonym für kriegerische Gewalttäter gewesen und wurden als „Gesindel und Räuber“ gebrandmarkt.⁹ Das fremdartige Aussehen der Solda-

ten, ihre Plünderungen und hohe Gewaltbereitschaft prägten lange Zeit das Image der kroatischen Söldner. Kein Wunder, dass seitdem der Name „Kroat“ als „Krawot“ oder „Krawat“ in das bayerische Schimpfwortvokabular Eingang gefunden hat. Es ist ein Synonym für „gerissener Bursche, Gauner, Mistkerl, Schlawiner“.¹⁰

Literaturverzeichnis

- 1 Vgl. Karl KASER, Militärgrenze, in: Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, hg. v. Konrad CLEWING und Holm SUNDHAUSEN, Böhlau u. Wien 2016, S. 601–603; Nikolaus von PRERADOVICH, Des Kaisers Grenzer. 300 Jahre Türkenabwehr, Wien/München 1970.
- 2 Vgl. Kurt SONNTAG, Trenck der Pandur und die Brandschatzung Bayerns, München 1976; Karlheinz SCHRÖPFER, Obrist Trenck. Chef der Panduren. Die schicksalsschweren Jahre 1741/1742, Regensburg 1983; Peter Claus HARTMANN, Karl Albrecht – Karl VII. Glücklicher Kurfürst. Unglücklicher Kaiser, Regensburg 1985.
- 3 HARTMANN, Karl VII. (wie Anm. 2), S. 264 ff.; Österreichischer Erbfolgekrieg Bd.VI (Krieg gegen Bayern und Frankreich 1741–1743), Wien 1902, S. 263 ff.
- 4 In diesen Kriegszusammenhang ließ sich auch die Zerstörung der damals noch stehenden Restgebäude der ehemaligen Schlossanlage von Loch jenseits von Eichhofen einordnen und deuten. Um 1800 wird die Schlossanlage als Ruine beschrieben. Eine Ansicht von 1718 zeigt die Burganlage aber noch mit intakten Gebäuden (Vgl. Andreas BOOS, Burgen im Süden der Oberpfalz, Regensburg 1998, S. 431, Abb. 1).
- 5 Vgl. Österreichischer Erbfolgekrieg (wie Anm. 3), S. 297 ff.
- 6 Vgl. Österreichischer Erbfolgekrieg (wie Anm. 3), S. 911–912.
- 7 Vgl. Chur-Bayrisch Geistlicher Calender. Dritter Theil. Das Rent-Amt Landshuet, München 1756, S. 63.
- 8 Vgl. Katrin Ellen KUMMER, Landstände und Landschaftsverordnung unter Maximilian I. von Bayern (1598–1651), Berlin 2015, S. 89 f.
- 9 Vgl. Philipp BATELKA, „Kroaten und dergleichen Gesindel“. Grenzkrieger als Gewalttäter im Österreichischen Erbfolgekrieg, in: Zwischen Tätern und Opfern. Gewaltbeziehungen und Gewaltgemeinschaften, hg. v. Philipp BATELKA, Michael WEISE und Stephanie ZEHNLE, Göttingen 2017, S. 107–126.
- 10 Ludwig ZEHETNER, Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern, Regensburg 2005, S. 216.

Abb. 1:
Bei den Glockenbecherleuten war die Kleidung vielleicht in ähnlichen Farben und Mustern gehalten wie bei ihren Tongefäßen. Da sich Textilien in den Jahrtausende alten Gräbern nicht erhalten, ist das nicht belegbar. Sicher nachgewiesen sind die Funktion und Trageweise von Armschutzplatten und die Schäftung der Pfeilspitzen, wie in dieser Illustration von Karol Schauer dargestellt.



Christoph Steinmann

Ein außergewöhnliches Grab der Glockenbecherkultur

Neue archäologische Funde bei Köfering

Dass beim Bau der Kreisstraße R 30 etwas Altes im Boden entdeckt werden würde, war keine Überraschung. Was die Archäologen dann aber nach und nach freilegten, übertraf ihre Erwartungen und ist einzigartig in Mitteleuropa.

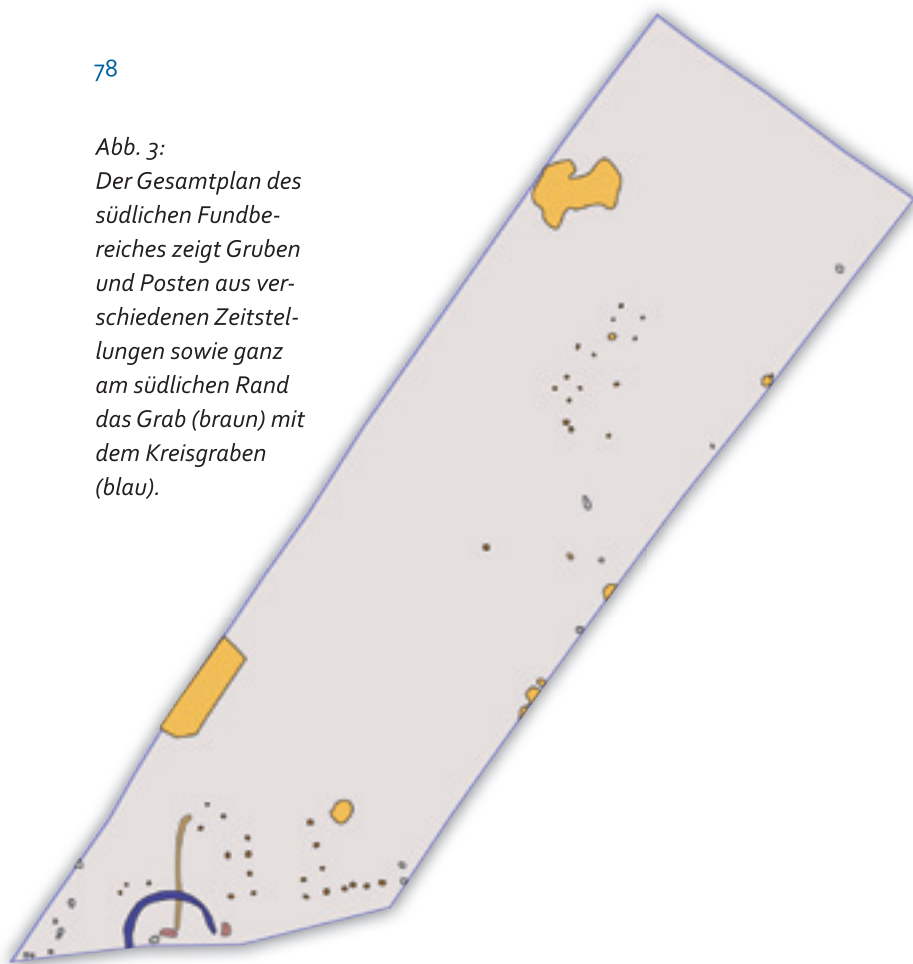
Überraschungen sind das Sahnehäubchen auf positiven Erwartungen. Natürlich waren archäologische Befunde im Verlauf der neuen Kreisstraße R 30 zu erwarten, immerhin sind im ersten Bauabschnitt bereits gesetzlich geschützte Bodendenkmäler bekannt gewesen. Bei großen Bauvorhaben lassen sich diese Denkmalf Flächen aber nicht umgehen. Diejenigen Teile der Bodendenkmäler, die im Baubereich liegen, müssen dokumentiert und gesichert werden. Mit ausreichend Abstand zum Baubeginn ist dies auch im ersten Baukilometer ab der B 15 bei Köfering umgesetzt worden. Dabei haben der Landkreis Regensburg und das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege eng zusammengearbeitet. Durch Voruntersuchungen im März 2020 konnten Abschnitte definiert werden, in denen archäologische Befunde erhalten waren (Abb. 2). Zwischen November 2020 und April 2021 konnten die notwendigen Ausgrabungen durch die Grabungsfirma ArcTron aus Altenthann ausgeführt und erfolgreich abgeschlossen werden.



Je nachdem, was über die Bodendenkmäler bereits bekannt ist, sind verschiedene Befundarten – Gräben, Gruben oder Gräber – aus bestimmten Epochen der Vorgeschichte zu erwarten. Beispielsweise konnten Gräben aus der Zeit um 200 n. Chr. weiterverfolgt werden. Sie waren schon in Wohngebieten von Köfering festgestellt worden und gehören zu einem römi-

Abb. 2:
Erster Bauabschnitt
der R 30 bei Köfering
mit den Bereichen
archäologischer Fund-
stellen (rote Kreise)

Abb. 3:
Der Gesamtplan des
südlichen Fundbe-
reiches zeigt Gruben
und Posten aus ver-
schiedenen Zeitstel-
lungen sowie ganz
am südlichen Rand
das Grab (braun) mit
dem Kreisgraben
(blau).



schen Landsitz, einer *villa rustica*. Zu der Zeit, als im Zentrum des heutigen Regensburgs das Legionslager *castra regina* noch ganz neu war, hat hier bereits ein Gutshof zu dessen Versorgung beigetragen. Neben diesen jüngsten Befunden datieren die ältesten Funde und Befunde aus der Zeit um 3500 v. Chr. und belegen Siedlungen der jungsteinzeitlichen Altheimer Kultur. Doch auch während der Bronze- und Eisenzeit waren die fruchtbaren Böden um Köfering attraktiv und sorgten dafür, dass sich immer wieder verschiedene Gruppen in diesen Epochen dort niederließen.

Mit dem Blick nach Osten begraben

Bei einer länglich-ovalen Grube im mittleren Fundstellenbereich (Abb. 2) vermuteten die Archäologen aufgrund der Form, dass es sich um ein Grab handeln könnte. Zudem war die Grube exakt auf der Nord-Süd-Achse ausgerichtet. Da um dieses Grab herum keine weiteren Bestattungen zu erkennen waren, nahmen die Fachleute an, dass es sich um ein Grab aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends vor Christus handeln könnte. Aus dieser Zeit sind im Landkreis Regensburg nur einzeln liegende Bestattungen oder locker belegte Begräbnisareale mit maximal einem Dutzend Gräber bekannt. Bereits während der Ausgrabung bestätigte sich die Vermutung, da erste Knochen und ein vollständiges Tongefäß sichtbar wurden.

Am Boden der Grabgrube zeigte sich dann ein gut erhaltenes Skelett, das mit angehockten Beinen auf seiner linken Seite lag (Abb. 4). Der Kopf lag im Norden, so dass der Blick nach Osten ging, zur aufgehenden Sonne. Alle männlichen Vertreter der Glockenbecherkultur wurden auf diese Weise bestattet. Die Frauen lagen dagegen mit dem Kopf nach Süden und auf ihrer rechten Seite, so dass ihr Blick ebenfalls nach Osten gerichtet war. Diese Regel wurde in der Glockenbecherkultur fast ausnahmslos eingehalten. Benannt ist die Epoche zwischen 2500 und 2150 v. Chr. nach den typischen Gefäßen, bei denen es sich um Becher aus Ton handelt, die – auf den Kopf gestellt – die Form der uns bekannten Glocken haben.

Unter den Keramikgefäßen aus dem Grab ist zwar kein Glockenbecher, aber die kleine Henkeltasse und eine größere Schale sind auch aus dem jüngeren Abschnitt der Glockenbecherzeit bekannt. Damit war die Datierung des Grabes möglich und da solche Bestattungen selten sind, sollte das insgesamt kleine Skelett anthropologisch untersucht werden. Verschiedene

Merkmale an Zähnen und Knochen belegen, dass es sich tatsächlich um einen Jungen handelt, wie bereits die Orientierung des Skelettes nahelegte. Der Bub war im Alter von etwa sieben oder acht Jahren verstorben, vermutlich an einer Krankheit, da keine Verletzungen an den Knochen erkennbar waren.

Nur wenige hundert Meter entfernt war ein weiteres Grab zu erwarten: Diesmal war eine Ost-West ausgerichtete Grube sogar noch von einem Kreisgraben umgeben (Abb. 3). Solche Kreisgräben begrenzen in der Regel Grabhügel, die über der ehemaligen Grabgrube errichtet worden sind. Nun gibt es in der Vorgeschichte verschiedene Kulturen, die Grabhügel erbauten, um ihre Gräber dauerhafter an der Oberfläche sichtbar zu machen als dies vielleicht hölzerne oder steinerne Markierungen vermochten. Die Erwartungen gingen also in verschiedene Richtungen.

Die erste Überraschung stellte sich schon zehn Zentimeter tiefer ein, als zwei Gefäße zum Vorschein kamen (Abb. 5). Obwohl diese nach Jahrtausenden in viele Einzelscherben zerdrückt waren, ließen Form und Verzierung nur einen Schluss zu: Es handelt sich ebenfalls um Glockenbecher (Abb. 6). Damit handelt es sich um ein Begräbnis der gleichen Kulturstufe wie beim Kindergrab weiter nördlich. Bereits zu diesem Zeitpunkt war klar, dass es eine besondere Grabanlage aus dieser Epoche sein muss, da nur etwa eine Handvoll von Gräbern aus der Glockenbecherzeit in Bayern bekannt sind, die von einem Kreisgraben umgeben sind und somit sicher einen Hügel besessen haben müssen.

Weitere Funde oder Hinweise auf eine Bestattung gab es auf dieser Ebene der Ausgrabung noch nicht, so dass die sichtbaren Verfärbungen weiter vorsichtig Schicht um Schicht abgetragen werden mussten. Zu diesem Zeitpunkt zeigte der Dezember 2020 bereits sein frostiges Gesicht, damit waren die Ausgrabungsbedingungen alles andere als ideal. Dennoch gelang es



Abb. 4: Einem etwa sieben- bis achtjährigen Jungen waren vor 4200 Jahren zwei Keramikgefäße und drei Steingeräte mit ins Grab gelegt worden.

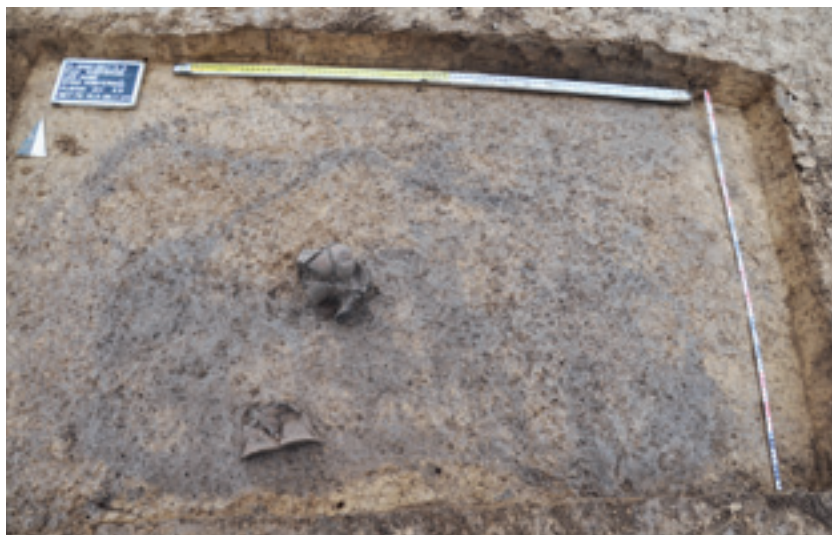


Abb. 5: Wenige Zentimeter unterhalb der zuerst sichtbaren Grabgrube kamen zwei Gefäße zum Vorschein. Zudem schien die Verfärbung größer und rechteckiger zu werden.



Abb. 6: Die beiden Glockenbecher im oberen Bereich des Grabes sind flächendeckend mit umlaufenden Bändern verziert.

der Grabungsfirma, ohne Schäden weiter in Richtung Grabsohle vorzudringen. Hier war vor allem Geduld gefragt, denn auf den nächsten zehn, zwanzig, ja dreißig Zentimetern tat sich wenig. Die Bodenverfärbungen, die die Größe der ehemaligen Grabanlage anzeigten, wurden noch ein wenig größer, blieben dann mit etwa drei auf zwei Metern aber konstant. Weitere Funde gab es erst einmal nicht.

Eine Besonderheit: Armschutzplatten aus Stein

Doch dann zeigten die Ränder von neuen Gefäßen, dass sich die diffizile Arbeit gelohnt hatte: Der Boden der Grabgrube, auf den diese Becher einst gestellt worden waren, konnte nicht mehr weit sein. Alle Beteiligten kamen aber aus dem Staunen nicht mehr heraus, als sich immer mehr Gefäße abzeichneten. Wenige Zentimeter tiefer war der Boden des Grabes erreicht, auf dem sich zudem Gegenstände aus Knochen und Stein befanden (Abb. 7). Letztlich waren es acht komplett verzierte Glockenbecher und ein unverzierter Becher mit langer Halspartie samt Henkel. Noch erstaunlicher war die Anzahl der übrigen Funde: elf geflügelte Pfeilspitzen aus Feuerstein, ein nadelförmiges Kupfergerät, zwei verzierte Knochenpfrieme, Eberzahnlamellen und einige andere Objekte aus Stein, Knochen und Geweih. Die absolute Überraschung waren jedoch vier Armschutzplatten aus Stein!

Armschutzplatten, insbesondere in Kombination mit Pfeilspitzen, sind gerade für Gräber aus der Glockenbecherkultur typisch. Der Bogen als Distanzwaffe unterscheidet die Glockenbecherleute von den vorhergehenden Schnurkeramikern, die sich durch vielgestaltige Steinbeile definieren. Da die meisten Armschutzplatten bislang am linken Unterarm gefunden wurden, kann man davon ausgehen, dass sie dort befestigt waren, um vor der vorschnellenden Bogensehne

zu schützen (Abb. 1). Die gleiche praktische Funktion hätten auch einfache Lederbänder oder Holzplättchen erfüllen können, doch diese haben sich über die Jahrtausende im Boden nicht erhalten, so dass es dafür keine Nachweise gibt. Warum man damals den Aufwand auf sich genommen hat, solche Armschutzplatten aus Stein herzustellen, gerade mit Hohlschliff und Durchbohrungen, muss also einen Grund haben. Heutzutage wird angenommen, dass Armschutzplatten aus Stein das Prestige seiner Träger zeigen sollten. Es waren Leute, die zeigen wollten, dass sie es sich leisten können, für den gleichen praktischen Nutzen einen vielfach höheren Aufwand zu betreiben.

Bei den besser ausgestatteten Gräbern der Glockenbecherkultur ist es nicht unüblich, dass neben dem Glockenbecher auch noch eine Armschutzplatte oder sogar ein kleiner Kupferdolch beigegeben worden sind. Vergleichbare Glockenbechergräber sind aus Köfering, Eltheim und Barbing bekannt. Zuletzt wurde dort 2010 die letzte Ruhestätte des „Kriegers von Barbing“ entdeckt. Dieser hatte sogar kleine goldene Ohringe, eine sehr seltene Fundkategorie, die noch einmal mehr den Status der Personen unterstreichen sollte, die an der Bestattung beteiligt waren. Diese können nämlich auch ihre eigenen Besitzstücke den Verstorbenen mitgegeben haben, um vor der ganzen Bestattungsgemeinschaft zu zeigen, dass sie es sich leisten konnten, wertvollen Besitz den Betrauten mitzugeben. Grundsätzlich können wir nämlich nicht davon ausgehen, dass Grabbeigaben immer den persönlichen Besitz der Bestatteten widerspiegeln.

Keine Spur von den Verstorbenen

Hier stellt sich vor allem die Frage nach dem oder den Bestatteten. In der Grabgrube konnten aber keinerlei Reste eines menschlichen Skelettes festgestellt werden.



Abb. 7: Auf der Sohle der Grabkammer sind Keramikgefäße (rot), Armschutzplatten (grün), Pfeilspitzen (blau) und Knochengeräte (gelb), wie es scheint, in Reihen platziert worden. Anhand der Bodenverfärbungen ist der Verlauf der ehemals hölzernen Grabkammer nachvollziehbar (braun).

Die gut erhaltenen und sogar mit feinen Verzierungen versehenen Knochenpfrieme (vgl. Abb. 8, zwischen den Pfeilspitzen in der ersten Reihe) belegen, dass die Erhaltungsbedingungen im Boden ansonsten sehr gut waren. Sogar die Reste weißer Kalkbemalung der Glockenbecher (Abb. 9), die sich im Boden deutlich schneller auflösen als Knochen, sind an vielen der Gefäße erhalten. Daher können die Archäologen mit Sicherheit davon ausgehen, dass keine Verstorbenen



Abb. 8: Das Ensemble der restaurierten Funde aus dem Glockenbechergrab von Köfering ist ohne Parallelen im gesamten süddeutschen Raum: Eine vergleichbare Anzahl an Gefäßen und Steingeräten ist bislang nicht bekannt.

in das Grab gelegt worden waren. Solche Leergräber, sogenannte Kenotaphe, sind nicht völlig unbekannt, aber in der Glockenbecherkultur äußerst selten. Zwischen den Bereichen mit den meisten Funden – jeweils am Rand im Osten und Westen sowie in der Mitte (vgl. Abb. 7) – wäre ausreichend Platz gewesen, um eine oder zwei Personen zu bestatten. Diese hätten sogar entsprechend der Glockenbechertradition in Nord-Süd-Richtung niedergelegt werden können.

Die Frage, warum keine Bestattung in die reich ausgestattete und komplex erbaute Grabanlage gelegt worden sind, lässt sich nach über vier Jahrtausenden

natürlich nicht mehr beantworten. Fest steht wohl nur, dass sterbliche Überreste, in welcher Form auch immer, für die Bestattungsgemeinschaft nicht zur Verfügung standen. Trotzdem wollten oder mussten die damaligen Zeitgenossen einen Erinnerungsplatz schaffen. Zudem konnte im Rahmen eines üblichen Bestattungszeremoniells Abschied genommen werden. Ob die gesamte Grabanlage wegen des nur symbolisch möglichen Begräbnisses so außergewöhnlich gestaltet und ausgestattet worden ist, bleibt spekulativ. Angenommen werden kann aber schon, dass es sich – bei einem oder mehreren „fehlenden“ Ver-

storbenen – wohl nicht um den persönlichen Besitz handelt, der ins Grab gelegt worden ist. Obendrein ist auffällig, dass sowohl an den Gefäßen als auch an den Steingeräten Spuren einer längerfristigen Nutzung fehlen. Es scheint vielmehr so, als ob die Gegenstände gezielt für die Bestattung hergestellt worden sind. Dafür spricht auch die Tatsache, dass neben den elf geflügelten Pfeilspitzen drei weitere, halbfertige Stücke geborgen wurden.

Die Person oder Personen, für die das Köferinger Grab angelegt worden ist, müssen auf jeden Fall für ihre Gemeinschaft eine große Bedeutung besessen haben. Vor dem Hintergrund der ansonsten einfachen Grabgruben (vgl. Abb. 4) ist der Bau einer hölzernen Grabkammer und eines Hügels in der Glockenbecherzeit absolut ungewöhnlich und im Donaueinzugsgebiet ansonsten unbekannt. An der dokumentierten Grabungssituation kann man ablesen, wie die gesamte Konstruktion des Grabes von Köfering einmal ausgesehen haben muss (Abb. 10). Bei Ausgrabungen geht es nicht nur darum, so schnell wie möglich „zu buddeln“ und die Funde zu bergen, sondern vor allem um die Dokumentation unterschiedlicher Erdverfärbungen. Erst damit wird es möglich in der Interpretation nachzuvollziehen, wie vorgeschichtliche Bauten, deren Materialien vollständig vergangen sind, einmal ausgesehen haben. Der Aufwand für diese Bauten sagt oft mehr über deren Bedeutung aus, als dies vermeintlich „reiche“ Beigaben vermögen.

Hinweise aus anderen Grabungen

Auch wenn Edelmetalle und andere, ansonsten seltene Fundkategorien in Köfering nicht vorhanden sind, so zeigt doch die Menge der Funde aus Keramik, Stein und Knochen, dass es sich um eine ganz außergewöhnliche Grabanlage handelt (Abb. 7). Umso wichtiger ist



Abb. 9: Als besonderer Glücksfall erwiesen sich die guten Erhaltungsbedingungen im Boden der Fundstelle. Die Reste roter Bemalung (auf den erhabenen Querstreifen) und weißer Kalkeinlagerungen (in den geriffelten Flächen dazwischen) zeigen, dass die ursprünglich sehr farbenfrohen Gefäße beeindruckend gewesen sein mussten.

es, dass diese Funde gleich nach der Ausgrabung restauriert werden konnten. Dafür hat der Landkreis Regensburg über den im Vorfeld vereinbarten Rahmen hinaus die Kosten übernommen. Es galt vor allem, die Scherben der Gefäße fachgerecht zu reinigen und die einzelnen Objekte wie bei einem 3D-Puzzle wieder zusammenzusetzen. Dem Museumsservice Odvody

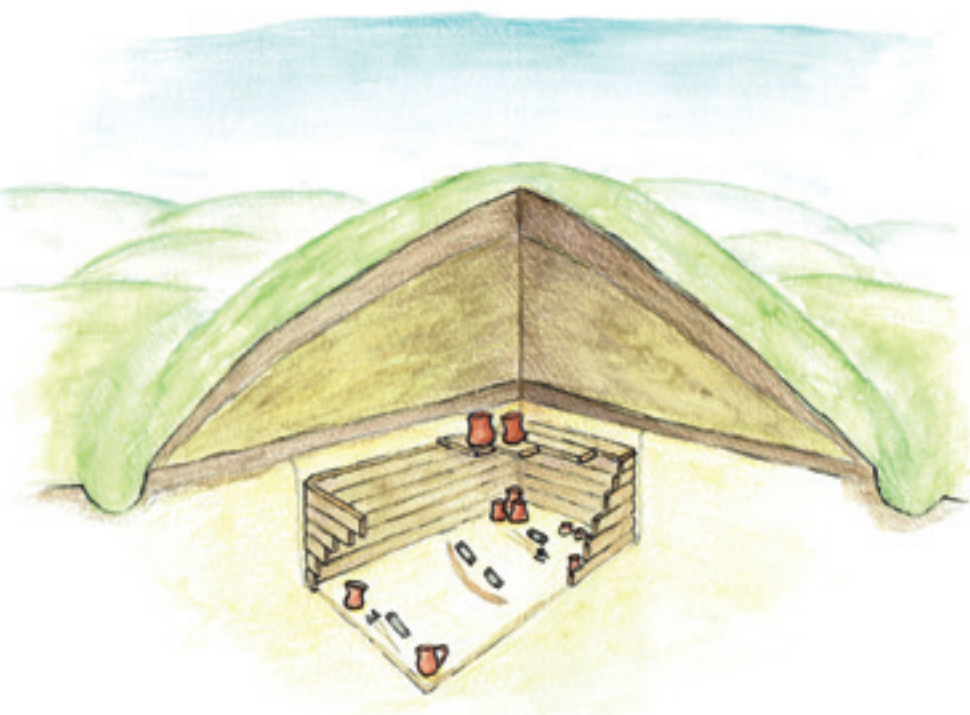


Abb. 10: Das Aquarell soll als künstlerische Interpretation zeigen, wie man sich die ehemalige Grabanlage vorstellen kann: Die meisten Beigaben standen am Boden einer hölzernen Kammer, auf der zwei weitere Becher lagen. Ein umlaufendes Gräbchen begrenzte den Hügel, der über der Kammer aufgeschüttet worden war.

aus Sünching ist diese Arbeit besonders gut gelungen, auch angesichts der Herausforderung, dass sich Teile der Tongefäße nicht erhalten haben. Der offene Feldbrand, mit dem die Becher ursprünglich gebrannt worden sind, konnte nicht gleichmäßig hohe Temperaturen gewährleisten, so dass einzelne Bereiche oder Scherben der Gefäße quasi in Krümel zerfielen. So erklären sich auch die Fehlstellen und Ergänzungen, die in diesem Fall zur eindeutigen Unterscheidung in weißem Gips angefertigt wurden (vgl. Abb. 8).

Um zu verstehen, wie bestimmte Fundobjekte genutzt worden sind oder wie sie getragen wurden, werden künstlerische Interpretationen, zumeist für

den musealen Kontext, geschaffen (Abb. 10, 1). Hier fließen Erkenntnisse aus anderen Ausgrabungen ein. Beispielsweise wurden die bereits erwähnten Armschutzplatten fast ausschließlich am linken Unterarm von Bestatteten festgestellt. Für die Schäftung von Pfeilspitzen gibt es Beispiele aus Seeufersiedlungen im Alpenvorland, wo sich im Feuchtboden unter Luftabschluss auch Materialien wie Holz, Birkenpech und Fäden erhalten haben. Ein bayerisches Beispiel sind die Pfahlbauten an der Roseninsel im Starnberger See, die Teil des UNESCO-Welterbes sind.

In den wenigen Fällen, bei denen in Gräbern der Glockenbecherkultur mehr als eine Armschutzplatte entdeckt werden konnte, sind diese wie in Köfering zusammen mit anderen Funden seitlich der Bestattungen deponiert. Um mit Köfering vergleichbare Fälle zu finden, ist es jedoch nötig, weit über die Region hinaus zu gehen. In der Nähe des tschechischen Hulin, etwa 60 Kilometer östlich von Brünn und in fast 400 Kilometern Entfernung zu Köfering, wurden besonders umfangreich ausgestattete Bestattungen der Glockenbecherzeit entdeckt. Eines dieser Gräber enthielt ebenfalls vier Armschutzplatten, sogar 15 Pfeilspitzen, aber „nur“ drei Glockenbecher. Dieses Fundensemble fand sich in einer normalen Grabgrube, die in ihrer Konstruktion nichts Ungewöhnliches aufweist. Da auch die spezifischen Verzierungen der Gefäße aus dem Köferinger Fund auf Beziehungen nach Osten verweisen, wird es im Laufe der weiteren Untersuchungen und wissenschaftlichen Analysen wichtig sein, in dieser Richtung weiter zu forschen.

Einzigartig in Mitteleuropa

Bis zum Abschluss einer fachlichen Auswertung – und damit vielleicht neuen spannenden Erkenntnissen – wird also noch etwas Zeit vergehen. Für die Erfor-



Abb. 11: Auf der Karte sind die anderen Fundpunkte der Glockenbecherkultur im Landkreis Regensburg verzeichnet (Kreis = Gräber, Ring = Einzelfunde). Die Schwerpunkte liegen insbesondere um Köfering, Minsching und Barbing, wo jeweils mehr als zehn Gräber bekannt sind.

schung der Glockenbecherkultur in der Region ist das Grab von Köfering bereits jetzt ein wichtiger Fund. Allein in den vergangenen 20 Jahren hat sich die Zahl der bekannten Glockenbechergräber im Landkreis Regensburg fast verdoppelt (Abb. 11). Mittlerweile gibt es 54 Gräber, wobei an manchen Fundorten mehrere Bestattungen geborgen werden konnten. Auch wenn es fast zu erwarten war, im Umfeld von Köfering auf neue Glockenbechergräber zu stoßen, so war es doch eine mit Sahnehäubchen gekrönte Überraschung, eine in Mitteleuropa einzigartige Grab-

anlage zu entdecken, die noch lange von sich reden machen wird. Dass sich alle am Projekt Beteiligten – vom Landkreis Regensburg als Bauherrn über die genannten Fachfirmen bis hin zum Baggerunternehmen Gailingner – von der Begeisterung haben anstecken lassen und hervorragende Arbeit leisteten, ist umso erfreulicher. Die Ausgrabungen konnten mit ausreichend Abstand zum Beginn des ersten Bauabschnittes abgeschlossen werden. Von den archäologischen Überraschungen der anschließenden Baubereiche wird zu berichten sein.



Abb. 1:
Sackhüpfen als
Kinderbelustigung
bei der Maibaum-
feier, um 1949

Petra Aichinger

Ein neues Zuhause aus Trümmern

Zeitzeugen erinnern sich an die Anfänge Neutraublings

Vor 70 Jahren wurde Neutraubling zu einer eigenständigen Gemeinde. In Tonbandaufnahmen berichten die ersten Bewohner vom Improvisieren in Ruinen, von Pioniergeist, Zusammenhalt und dem ersten Maibaum.

Das Stadtarchiv Neutraubling kann neben vielen anderen Quellen auf eine umfangreiche Sammlung an Zeitzeugeninterviews zurückgreifen. Diese Tonbänder geben nachfolgenden Generationen Einblick in die Lebensumstände nach dem Zweiten Weltkrieg, dem Ankommen nach Flucht und Vertreibung, einem Leben in Ruinen und dem Beginn einer neuen Gemeinde.

Viele der Aufnahmen entstanden im Rahmen von Elisabeth Fendls Doktorarbeit „Aufbaugeschichten: Eine Biographie der Vertriebenengemeinde Neutraubling“ Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre. Ortsheimatpflegerin Edith Frank, die selbst zu den Interviewten gehörte, war von der Idee so begeistert, dass sie später selbst mit Zeitzeugen in Neutraubling sprach. Auch ihre Aufzeichnungen liegen diesem Aufsatz zu Grunde.

Erinnerungen sind subjektiv. Sie verändern sich. Manches verblasst, manches bleibt im Gedächtnis und wird, angereichert mit Lebenserfahrung, immer wieder erzählt. Diese Veränderung ist menschlich und



Abb. 2: Ruine der ehemaligen Kommandantur des Fliegerhorstes, an der Haupt-
einfahrt der Vertriebenensiedlung gelegen, um 1950

genau deswegen sind diese hörbaren Momentaufnahmen äußerst interessant.

Vor 70 Jahren ist die Stadt Neutraubling zur eigenständigen Gemeinde erhoben worden, nachdem sich in rasantem Tempo aus den weitestgehend zer-



Abb. 3: Sudetenstraße, um 1950

störten ehemaligen Flugplatzanlagen des Fliegerhorstes Obertraubling eine aufstrebende Vertriebensiedlung entwickelt hatte. Mit Zitaten aus jenen Tonbandaufnahmen lassen wir im Jubiläumsjahr 2021 die erste Generation Neutraublinger „erzählen“. Ohne den Anspruch zu erheben, einen vollständigen Abriss der Ortsgeschichte darzustellen, gewähren sie kleine Einblicke in die Pionierzeit einer noch immer jungen Stadt.

Erste Eindrücke

Die Bombentrichter, die Bombentrichter und die Ruinen, das war das Erste. (Pfarrer Anton Böhm, 06.03.1987)

Dies war der erste Eindruck, den Pfarrer Böhm bei seiner Ankunft 1949 von dem Ort erhielt, der seine neue Wirkungsstätte werden sollte.

Als ehemalig deutsches Reichsvermögen beschlagnahmt, sollte für das Gelände des Flugplatzes eine „geeignete Verwendung“ gefunden werden. Für eine landwirtschaftliche Nutzung war der bebaute Teil des ehemaligen Flugplatzes unbrauchbar. Der Flüchtlingskommissar des Landkreises, Hans Herget, bemühte sich daher, dieses Areal zur Ansiedlung von Flüchtlingen und Vertriebenen verwenden zu können.

Und eines Tages las ich in der Zeitung, bei dem Bauern dort, einen Aufruf vom Flüchtlingskommissar aus Regensburg. Und da hat's geheißen: „Wer gewillt und geeignet ist, am Fliegerhorst in Obertraubling aufzuräumen und mit aufzubauen, der hat Gelegenheit, sich dort einmal anzusiedeln.“ (Adolf Weber, 14.02.1992)

Die Eisenbahn fuhr von Regensburg nach Obertraubling und dort bin ich dann ausgestiegen. Und da ich sowieso weder Vermögen noch sonst irgendwas besaß, sondern nur meine Soldatenuniform, Mantel, Decke und einen Wäschebeutel mit den allernotwendigsten Utensilien, bin ich dann hier in Obertraubling ausgestiegen. Und da

habe ich über viele hunderte Meter in der Ferne diesen ehemaligen Flugplatz, einen einzigen Trümmerhaufen, gesehen. Damals war ja noch keinerlei Gebäude zwischen Obertraubling und dem Flugplatz. (Wolfgang Barth, 08.03.1995)

Wie wir da eingebogen sind durch den Torbogen, da war alles kaputt. „Mein Gott!“ haben die Schwiegerleute gesagt. „Mein Gott! Lauter Ruinen. Lauter Ruinen! Ist ja fürchterlich! Da bleib ich net!“ (Ernst Tutz, 12.03.1987)



Abb. 4: Ruine der ehemaligen Mannschaftsunterkünfte des Fliegerhorstes Obertraubling, um 1947
Aufgrund seiner Länge von 291 Metern wird der Komplex bis heute „Schlangenhau“ genannt.

Das zum größten Teil zerstörte Gelände wird als „Mondlandschaft“ oder „Trümmerfeld“ beschrieben. Bombentrichter überzogen das gesamte Gelände des Flugplatzes. Selbst nach einer eineinhalbjährigen Nutzung als Nachschubbasis durch die amerikanischen Besatzer blieb der Flugplatz nach wie vor einer Ruinenlandschaft. Jeder Neuankömmling ging auf seine eigene Weise mit diesen Eindrücken um.

Und dann hab' ich gedacht, wir sind jung, hab' nur Trümmer gesehen und, und, und große Dreckhaufen gesehen am Anfang. Es war hinter der Mauer, niemand war hier. Hab' ich gedacht, jetzt müssen wir uns tatsächlich alle miteinander in die Hände spucken und wieder was draus machen. (Irene Seidel, 01.09.1987)

Es kann nur der erzählen, der, der's gesehen hat. Denn ich war ja hier, da lagen noch die Hallen, die Riesenhallen zerstört am Boden, no. Und reinkriechen konnte man. Da lagen noch halb kaputte oder ganz kaputte Flugzeuge am Boden zerstört. (Heinrich Junghans, 13.05.1987)

Und da sind wir dann her, also ich, ich war ja nicht begeistert, ehrlich gesagt. Das hier, das alles, das war ja alles eine reine Wüstenei gewesen, da ist, da ist man über Stock und Stein musst man steigen, keine Straße, kein Weg, nichts. (Maria Rupp, Erzählkreis „Heimat Neutraubling“, 09.05.1990)

Wohnen in Ruinen

Ankommende Vertriebene und Flüchtlinge wurden zunächst notdürftig in den Ruinen und Baracken untergebracht. Die Wohnverhältnisse waren katastrophal. Brauchbarer Wohnraum war in Neutraubling ein rares Gut. Derartige Unterkünfte mussten für eine ganze Weile genutzt werden.

Und ganz zuerst, '47, da war ja am Schlangenbau, da war ja kein Dach, bloß der Vorderteil war ja ein Dach drauf und da war'n hohe Bäume und dieser Druckereibesitzer Herde, ne, der Herde, der hat oben zwei Ziegen gehabt, am Dach vom Schlangenbau, die haben dort geweidet. (Kurt Mücke, 21.06.1992)

Da in dem Schlangenbau, da waren ja damals Verhältnisse ... weil Sie es angeschnitten haben ... Da bin ich das erste Mal nach Neutraubling gekommen, da hab' ich den Herrn Leist Anton besucht. Und der hat damals gewohnt – oder gehaust – im Klosterbau unten im Keller. Und wie ich dann ... er hat mir da stolz sein neues Areal gezeigt. Und da war über den Betten, war eine Dachrinne gehängt, weil es nämlich durchgeregnet hat bis in den Keller. Und da ist der Regen aufgefangen worden und mit einer Dachrinne in einen Topf abgeleitet worden, damit sie im Bett net schwimmen haben brauchen. (Franz Kugler, Erzählkreis „Not macht erfinderisch“, 07.02.1990)



Abb. 5: Angestellte der Firma Dürschmidt auf dem Nachhauseweg, um 1950



Abb. 6: Ruine des sogenannten Klosterbaus, Nordseite, um 1950

Der Gebäudekomplex erhielt den bis heute gebräuchlichen Namen durch seine im Viereck angeordnete, einer Klosteranlage nicht unähnlichen Bauweise.

Wir haben ja da hinten gewohnt, in der Schule, auf der Nordseite. In dem Flügel. Wir hatten kein Dach überm Kopf. Nix. Die Fenster hat uns der Püschl Otto aus lauter fünf Zentimeter breiten Glasstreifen ... s'war unser Fenster. Und früh war so dick Schnee drin gelegen im Schlafzimmer. Und die Küche, des war ein Waschraum. Da wenn ich Feuer gemacht hab, im Sommer isses gangen, und wie es Winter

worn is, dann hat's es Schwitzen angefangen. Dann ist des nass geworden. Und über Nacht ist das gefroren. Dann haben wir Sirup gekocht, jetzt ist das Wasser an der Wand runter. Und früh musste ich das Beil nehmen und erst das Eis alles rundrum loshacken. Das waren zwei, drei Eimer voll ... müssen rausgeschaufelt. Und dann wieder weiter machen. (unbekannt, Erzählkreis „Pioniere“, 02.08.1989)

Aufräumen, improvisieren, aufbauen

In den meisten Fällen konnte nur wenig Hab und Gut aus der Heimat mitgebracht werden. Es galt das zu nutzen, was der ehemalige Flugplatz bot. Pioniergeist und handwerkliches Geschick ließen dringend notwendige Möbel oder Alltagsgegenstände aus Fundmaterial entstehen.

*Ja, die waren ja alle eine Gemeinschaft g'wesen. Die ham ja alle dort gewohnt. Alle alten Neu-
traublinger haben sich da kennt. Weil die ei-
nen haben im Schlangenbau gewohnt und die
anderen im Klosterbau. Und organisiert hams,
was halt no gangen ist. Was halt von den alten
Hallen noch so gestanden ist. Wenn's a bisserl
was no gefunden haben, irgendwo, ob 's noch
a Blech war ... da ham se sich a Schüssel ... da
hat der Herr Szalies noch Schüsseln gemacht
aus dem Blech. Also es muss wirklich schlimm
... O mei, der Schwiegerpapa hat ja da ewig er-
zählt, gell. (Klara Leist, 22.05.1987)*

*Also für uns Kinder war's also scho interessant,
weil da konnt ma neikriechen und da war a
Flugzeigmotor g'standen, gell und, und da ham
ma halt g'schaut, dass ma irgendwo a Werkzeug
dawischt ham, na ham ma von dem die Lei-
tung ausbaut, weil des war ja alles herrenlos
umanand g'standen und für uns Buam war des
natürlich scho a G'schicht, gell. (Heinz Lang,
02.09.1987)*



Abb. 7: Ruine eines Wirtschaftsgebäudes am Fliegerhorst Obertraubling, ca. 1948
Es wurde zunächst als Unterkunft für mehrere Landwirtschaftsfamilien samt Viehbestand
genutzt und 1952/1953 dann zu einer Volksschule ausgebaut.

Aufräumen, Improvisieren und Aufbauen waren die Schlagwörter dieser Zeit. Zunächst galt es, notdürftig die Existenz zu sichern, ein Dach über den Kopf zu bekommen, Geld zu verdienen. Der Zusammenhalt in dieser bunt zusammengewürfelten Gemeinschaft wird in Zeitzeugenberichten deutlich hervorgehoben.



Abb. 8: Der Bestand des Städtischen Museums enthält zahlreiche, aus Fundmaterial angefertigte Alltagsgegenstände. Munitionshülsen wurden ebenso verarbeitet wie Vorratsdosen aus der Zeit amerikanischer Besatzung oder Flugzeugblech.

Vielleicht noch eine Episode: Wie hier dieses Gelände hier. Da waren ungefähr zehn Blindgänger drauf. Solche riesen Kaliber. Von diesen Bomben 300-, 400-Kilogramm-Bomben. Was glauben's was man damals gemacht hat? Die hat man ausgebuddelt, in den Schubkarren rein und ins nächste Loch gefahren. Da hinten, da hab' ich mal 15 200-Kilogramm-Bomben abgelagert. Alle ausbuddelt, aufn Schubkarren drauf – nicht mit Gummireifen. Damals hat's noch keine Gummireifen geben, sondern die Eisenreifen. Da hinter gefahren und hinten wieder ins Loch reingeschmissen. ... Mir ist auch nicht bekannt, dass eines mal zerissen hätte. Was soll man denn machen? ... Es war einfach so. (Dr. Hermann Kronseder, 29.05.1987)

Auch die Kinder trugen das ihre zum Aufräumen und Aufbauen bei. Ein kleines Zubrot konnten sie sich durch Ziegelklopfen verdienen. Für zahlreiche Aufbauprojekte wurden diese dringend benötigt.

Ja, man ist einfach besser aufeinander zugegangen, keiner hatte was, ... war gleich arm, es war schon ein ganz anderer Zusammenhalt. (Hannelore Amann, 25.08.1987)

Die Wiederschaffung der Existenz hat so im Vordergrund gestanden, dass man nicht viel andere Interessen haben konnte. (Egon Schröter, 20.07.1994)

Und die Frauen von unseren ersten Leuten, die haben, die ... sind dann, also, überall waren Ruinen. Und da wurden die Ziegel geputzt. Und ich bin abends dann immer mit dem kleinen Auto rumgefahren und hab die Ziegel, die die tagsüber mit ihren Kindern geklopft hatten, haben wir sie abgezählt, dann haben sie so viel Geld gekriegt. Ich hab die Ziegel hergeholt und da haben wir unser Haus damit gebaut. (Norbert Dürschmidt, 04.08.1987)



Abb. 9: Sportunterricht Anfang der 1950er

Die Lehrerin Edith Frank berichtete in ihrem Gespräch mit anderen „Alt-Neutraublingern“ noch amüsiert von einem Schulausflug der anderen Art: Gegenüber ihres Klassenzimmers befand sich ein Kartoffelacker und Kartoffelkäferklaubten stand auf dem Programm.

Einmal, das werd' ich nie vergessen. Da haben sie so Töpfchen gehabt, so Blechbüchsen, da kamen die rein. Ich weiß gar nicht, haben wir die verbrannt oder was dann aus denen wurde. Und einmal sind wir dann zurück, so dreckig wie die waren die Kinder, mit diesen Dingen.



Abb. 10: Improvisierte Beseitigung von Bombenmaterial im jetzigen Ortsteil Birkenfeld, um 1950

Und da hat ein Arbeiter sie dann reingelassen in die Waffelfabrik. Da war der Waffelbruch. Den haben sie sich ja sowieso gekauft, nicht. Und da hat der g'sagt: „Da könnt's euch nehmen.“ Da hatten sie so den Bruch, das ganze Zeug im Kammerl, auf der Erde. Ich seh das heut' noch. „Könnt ihr euch nehmen.“ Und die Kinder han da rein mit ihren dreckigen Fingern sind se da rein und dann haben's gegessen. Und dann hab ich sie gleich heimgeschickt, das weiß ich dann. Mir war ganz schlecht. Aber es hat keinem was gefehlt. (Edith Frank, 14.08.1987)



Abb. 11: Besuch des Wirtschaftsministers Schedl auf Einladung der Aufbaugemeinschaft für Industrie, Handwerk und Handel mit Besichtigung der Firma „Müller's Karlsbader" am 28.05.1958

Wirtschaftlicher Aufschwung

Der Dank für den wirtschaftlichen Aufschwung der Vertriebenensiedlung geht an jene Bewohner, die mutig genug waren, in ein Ruinenfeld zu investieren. Das mitgebrachte Know-how aus ihren zurückgelassenen Betriebsstätten und die Bereitschaft, unter primitivsten Bedingungen zu produzieren, ließ eine breite Auswahl an Betrieben entstehen.

Die Planung, die damals gemacht worden ist ... man hat g'sagt: „Es hat gar keinen Sinn, Leute herbringen, wenn keine Arbeit da ist.“ Also ist es da umgekehrt, wie woanders gemacht worden, zuerst die Betriebe, und wenn die Betriebe einigermaßen so krabbeln konnten, dann haben wir die Leute geholt. (Dr. Fritz Koch, 09.10.1995)

Und in dem Trümmerhaufen hab' ich, wie alle anderen, gewühlt, nach Werkzeugen, nach Schrauben, nach Eisen. Eines der wichtigsten Dinge damals waren Schweißelektroden. Ich hab' eine ganze Menge Schweißelektroden gefunden und hab's mi'm Fahrrad heimgefahren. (Dr. Hermann Kronseder, 29.05.1987)

In diesem Zusammenhang ist auch der sogenannte Klosterbau zu erwähnen ... in dem allein die Betriebe von 13 Unternehmen untergebracht sind. Nur wenigen Unternehmern ist es gelungen, noch vor der Währungsreform die notwendigen Dachreparaturen durchzuführen ... Dadurch ist eine große Anzahl von Betriebsräumen ohne Dach, so dass zu befürchten ist, dass bei Eintritt des nassen Wetters die bereits aufgestellten und



Abb. 12:
Ein Junge in den
Ruinen, um 1947

arbeitenden Maschinen sowie Werkzeuge und Rohstoffe stark in Mitleidenschaft gezogen werden. (Schreiben vom 14. Januar 1949 an Higher Headquarters of Military Government)

Die Industriesiedlung begann zu wachsen. Immer mehr Arbeitnehmer fanden bei ortsansässigen Betrieben eine Anstellung. Die Zahl der Einwohner stieg stetig. Am 1. April 1951 wurde Neutraubling, als letzte der vier Vertriebenengemeinden in Bayern, zur eigenständigen Gemeinde erhoben und damit aus der Betreuung durch die Gemeinde Barbing entlassen.



Abb. 13:
Eingang zur
Betriebsstätte der
Firma Dürschmidt
vor dem Wiederauf-
bau der Ruine, um
1950

Bereits vor der Gemeindegründung schlossen sich einige Gewerbetreibende zu einer sogenannten „Notgemeinschaft“ zusammen, um ihre Interessen besser vertreten zu können. 1949 änderte sich ihr Name in „Aufbaugemeinschaft für Industrie, Handwerk und Handel e.V.“. Auch nach der Gemeindegründung unterstützten sie die weitere Entwicklung des Ortes.

Da hätt' der Herget der g'scheiteste und fleißigste Mensch sein können. Das war einfach nicht zu machen. Da gehört ein Apparat dazu. Und er hat keine Leute gehabt, sagen wir mal, die Erfahrungen auf dem Gebiet gehabt haben. (Dr. Fritz Koch, 09.10.1995)

Es war ja nicht so leicht damals was zu kriegen. Und ohne Beziehungen ging einfach nichts. Und wenn wir sagen konnten, wir fahren nach Bonn, wir fahren zu dem Minister und da, da ist eben das gerichtet worden. (Dr. Fritz Koch, 09.10.1995)

Ich hab' seinerzeit so alle 14 Tage, drei Wochen einen Tag gehabt, der für Neutraubling eingeplant war und wo man Termine in München vereinbart hat. Und mit Herren der Aufbaugemeinschaft die verschiedenen Stellen abgeklappert hat. Da hat sich damals viel bewegt. (Der damalige Landrat Leonhard Deininger, 20.07.1998)

Tradition und Brauchtum

Die Bevölkerung bestand fast ausschließlich aus Vertriebenen, Flüchtlingen, Heimatlosen. Neben einigen bereits existierenden Vereinen und Interessensgruppen bildeten sich die Landsmannschaften und prägten das gesellschaftliche Leben des Ortes.

Vor allem im familiären Umfeld blieben Tradition, Kultur und Dialekt der Heimatregionen erhalten.

Wissens, was noch so auffällig war in Neutraubling? Die Kinder, die han doch in Kindergarten ganga, ham alle Hochdeutsch gredt, alle. Daham ham die Leit alle Dialekt gredt und alle verschiedene Dialekt, und die Kinder ham die Dialekte gar net verstanden. Die ham net verstanden, was die Batschkerer gredt ham, was die Schlesier. Die Kinder, die ham alle zam Hochdeutsch geredet. (Hedwig Tutz, 12.03.1987)

Und dann hab' ich mir auf einen Zettel lauter bayerische Ausdrücke geschrieben. Ich wollt' drüben auf Besuch Bayerisch mit ihnen sprechen. Und wie ich im Zug sitz, hab ich meinen bayerischen Spickzettel vergessen. Da war mein Bayerisch schon zu Ende. (unbekannt, Erzählkreis „Typisch Neutraubling“, 21.03.1990)

Und dann ging's langsam los. Also Feste feiern. Das erste war dann die Maibaumfeier. Nächstes Jahr. Weil wir am 17. Mai '58 gegründet haben. Und am 1. Mai '58 hab' ich eine kleine Maibaumfeier in Neutraubling zugeschaut. Also die Aufstellung des Maibaums. Und des war eine

ganz einfache, tägliche Sache. Es war, soviel ich mich erinnern kann, gar nicht publik gemacht gewesen, großartig durch Plakate etc. Und da war'n da paar Leut' umeinander g'standen auf der Wiese vorm Groitl da, zwischen dem Haus, wo einst dieser kleine Springbrunnen installiert war. Und naja, das war kein Maibaum. Das war eine etwas stärkere Stange, die drei Mann ohne weiters in die Höhe gebracht haben. Und am 17. Mai haben wir dann die „Egerländer Gmoi“ gegründet. Und hab' ich mir gesagt, diese Maibaumaufstellung, des muss a bissl wuchtiger werden, mit einmal gesagt. (Adolf Weber, 14.02.1992)

Die unterschiedlichen Bräuche sorgten gelegentlich auch für leichte Verwirrungen.

Da ist ein Maibaum früh aufgestellt worden und abends ist er schon wieder umgesägt worden. Und da ham wir noch gedacht: „Mein Gott nochmal, des gab's doch bei uns net, bei uns war er den ganzen Mai gestanden. Und dann hab' ich mich erkundigt, dann ham die gesagt: „Ja, das ist Egerländer Sitte.“ Und: „Der wird früh aufgestellt und abends wird er wieder weggemacht.“ (unbekannter, bayerischer Interviewpartner, Erzählkreis „Feiern in alter und neuer Heimat“, November 1989)



Abb. 14: Tanz um den Maibaum, um 1949



Abb. 15: Aufstellung eines Maibaumes auf der Festwiese am Neutraublinger See, Ende der 1950er

Aufbau einer Infrastruktur

Der unermüdliche Einsatz einzelner Personen und die beispiellosen Gemeinschaftsprojekte vieler Bürger ließen eine Infrastruktur entstehen, von der wir heute noch profitieren. Der Bau der beiden Gotteshäuser, der Umbau einer Ruine zur Volksschule, die Errichtung von Betriebswohnungen oder gar ganzer Wohnsiedlungen sind nur wenige Beispiele dafür.



Abb. 16: Erste Gebäude der sogenannten „Junghanssiedlung“, um 1950. Die Landsiedlergenossenschaft ermöglichte hier den vergünstigten Bau eines Eigenheimes durch das Einbringen von Eigenleistungen.

Die Hohlblocksteine hab' ich verkauft und den Erlös, den haben wir ja an die Kirche gegeben. Dann in der Kirche, die Mosaikarbeiten, die, sagen wir ... den Grund ... die Bilder, die in der Kirche sind, an der Seite, die hat alles Professor Spreng gemacht. Die Mosaikarbeiten, da haben mir damals die Frauen, ich hab' die Zeichnungen gemacht und die Frauen haben die Mosaikbilder gelegt. (Pfarrer Anton Böhm, 06.03.1987)

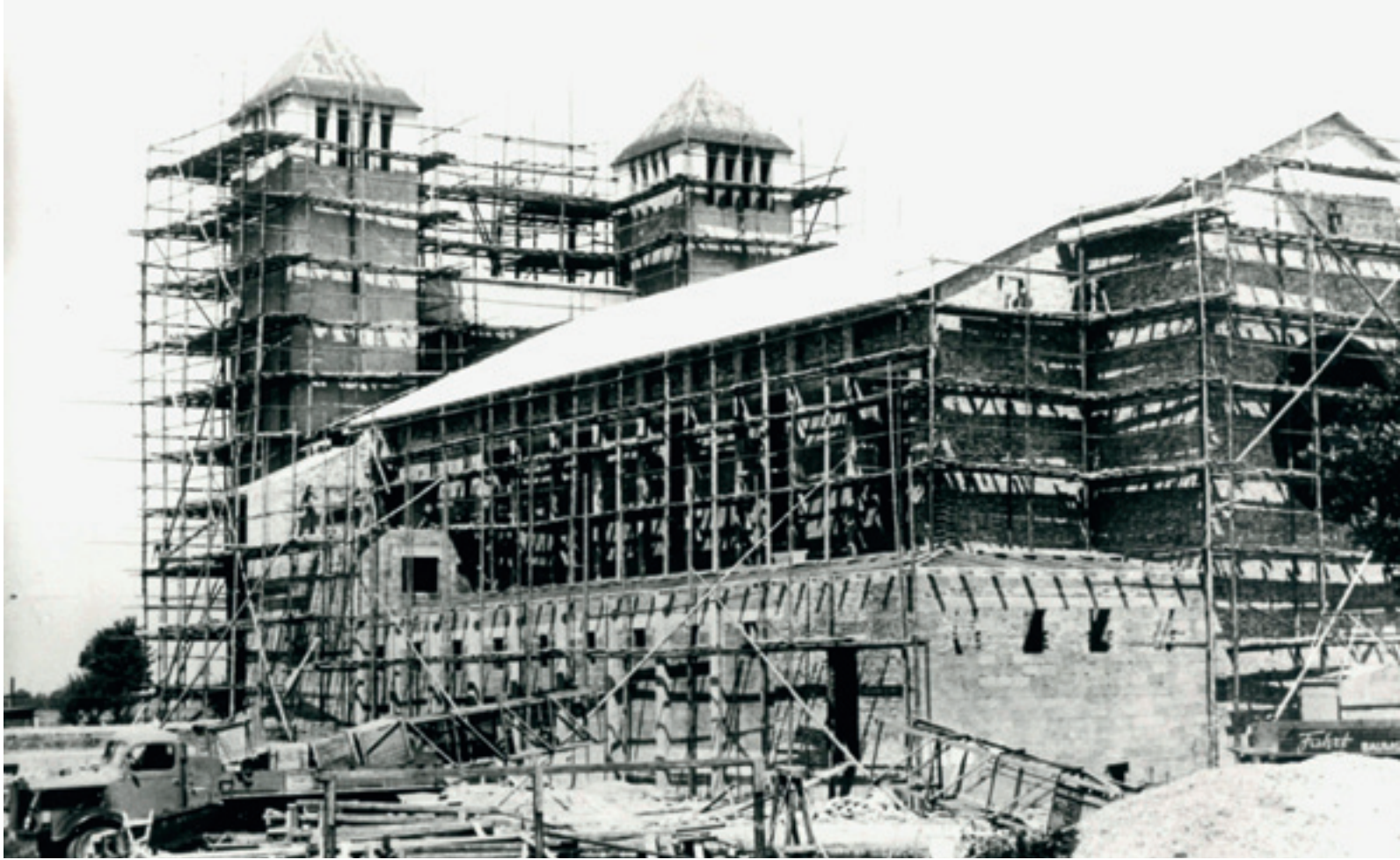
Dann ist auch a mal so a Periode komma, wo die alle baut ham, ne. Da wenn ich's oft gseng hab' auf der Straße, sog i: „Mensch, eana hob i ja scho vier Wochen nimmer gseng!“, wo's sonst alle Sonntag kumma san. „Mia bau'n jetzt! Sonntagvormittag müss ma no arbeiten, an ganzen Samstag müss ma, an ganzen Sonntagvormittag müss ma arbeiten, am Nachmittag müss ma sparen.“ (Theresia Groitl, 12.07.1989)

Eine neue Heimat?

Neutraubling ist eine Erfolgsgeschichte. Und jeder Einzelne leistete seinen Beitrag dazu, dass aus einer Mondlandschaft, einem Trümmerfeld das geworden ist, was wir heute sehen.

Nach all diesen Einblicken in die sogenannte Pionierzeit stellt sich die Frage an diese erste Generation: Was ist Neutraubling für Sie?

Mit dem Begriff „Heimat“ tun sich die Pioniere Neutraublins allerdings nicht so leicht. Mit den folgenden drei Aussagen lässt sich aber feststellen: Für die meisten ist Neutraubling zumindest ein „Zuhause“ geworden.



Ne. Ich meine, wenn man mich verjagt hat, ist es nicht meine Heimat. „Ubi bene, ibi patria“ – jetzt kommt gleich der Lateiner. „Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland.“ Und – meine Heimat ist hier. (Heinrich Junghans, 13.05.1987)

Drüben. Heimat is' drüben. Des ist ein komischer Ausdruck. Das ist die Heimat und do bin i daheim. (Hedwig Tutz, 12.03.1987)

Neutraubling ist mein Zuhause und die Heimat ist eigentlich Schlesien. Also so würde ich das formulieren. (Käthe Sabotta, 1992)

Literaturverzeichnis

Elisabeth FENDL, Aufbaugeschichten. Eine Biographie der Vertriebenen-gemeinde Neutraubling, Marburg 2006.

Quellen

Stadtarchiv Neutraubling, Bestand S02: 02/007, 02/008, 02/012, 02/015, 02/021, 02/023, 02/025, 02/028, 02/029, 02/036, 02/038, 02/040, 02/041, 02/045, 02/053, 02/061, 02/066, 02/130, 02/133, Interviews geführt von Elisabeth Fendl, Neutraubling 1987–1992.

Stadtarchiv Neutraubling, Bestand S02: 01/001, 01/004, 01/059, 01/082, 01/083, 01/097, Interviews geführt von Edith Frank, Neutraubling 1992–1995.

*Abb. 17:
Bau der Pfarrkirche
St. Michael, Roh-
bau mit Gerüst,
1953/1954*



Abb. 1: Am 15. August 2021 feierte der Kreisverband Regensburg für Gartenkultur und Landespflege im Schloss Wörth seinen 125. Geburtstag.

Stephanie Fleiner

125 Jahre grüne Kompetenz

Chronik des Kreisverbands für Gartenkultur und Landespflege

Der Regensburger Kreisverband ist der größte in Bayern. Mit der Zeit änderte sich nicht nur der Name, sondern auch die Anforderungen. Ein Meilenstein in der Geschichte war die Eröffnung des Kreislehrgartens in Regenstauf vor 35 Jahren.

„Wir sind immer am Puls der Zeit“, betonte Landrätin Tanja Schweiger bei der Vorstellung des Programms zum 125-jährigen Jubiläum des Kreisverbands Regensburg für Gartenkultur und Landespflege. Sie ist Vorsitzende des ca. 22.500 Mitglieder starken Vereins und damit des größten Kreisverbands in Bayern. Dieser ist Dachverband für 85 Obst- und Gartenbauvereine im Landkreis. Von hochwertiger Gartenberatung über zahlreiche Fortbildungen bis hin zu Mitmachaktionen für die OGV-Kinder bietet der von Geschäftsführerin Stephanie Fleiner geleitete Verband, nicht nur im Jubiläumsjahr, zahlreiche Möglichkeiten zum Engagement und zur Nutzung des Fachwissens sowie attraktive Veranstaltungen. Mit vier Kreisfachberatern hat der Kreisverband Regensburg eine gebündelte „grüne“ Kompetenz, die eine gute Zusammenarbeit mit den Kommunen ermöglicht.

Im Februar 1896 wurde der jetzige Kreisverband Regensburg für Gartenkultur und Landespflege (OGV-



Kreisverband) gegründet. Dieses Jubiläum feiert er in diesem Jahr mit kleineren Veranstaltungen, die es erlauben, auch mal die Gartenhandschuhe wegzulassen. Die Konzertreihe „Kultur im Garten“ gehört ebenso dazu, wie ein literarischer Gartenspaziergang und Yoga im Kreislehrgarten. Ein Festakt auf Schloss Wörth, zu dem auch der Bayerische Umwelt-

*Abb. 2:
Die privaten Gärten
im Landkreis sind
Natur- und Erho-
lungsraum.*



*Abb. 3:
Harmonische
Gartengestaltungen
beeinflussen das
Ortsbild positiv.*

und Verbraucherschutzminister Thorsten Glauber kam, war einer der Höhepunkte im Jubeljahr der Gartenbesitzer.

Im Regensburger Anzeiger, Ausgabe Nr. 113 vom Dienstag, 3. März 1896, ist wie folgt zu lesen: „Regensburg, am Samstagnachmittag, 29. Februar 1896, fand bei M. Aichinger, Baumschulbesitzer, auf Einladung des Lehrers Hans Lotter von Thumhausen eine Versammlung von Obstbauinteressenten aus der Umgebung von Regensburg statt, der 15 Herren anwohnten, von denen die größte Zahl Lehrer waren.“ So kam es, dass Vertreter aus den Orten Pielenhofen, Nittendorf, Matting, Kareth, Dechbetten, Winzer, Donaustauf, Prüfening, Ziegetsdorf, Mötzing, Kneiting und Thumhausen einstimmig beschlossen, einen Verband,

der sich die Pflege und die Förderung des Obstbaus zum Ziel machte, zu gründen. Die hohe Mitgliederzahl von 345 im Jahr 1902, die im Bayerischen Obst- und Gartenbaukalender genannt wird, belegt, dass der Verband „Regensburg und Umgebung“ schon damals eine überörtliche Bedeutung hatte.

Bezirksobstbauverband wird zum Kreisverband

Im Jahr 1909 kam es zur Gründung des Bezirksobstbauverbands in Stadtamhof. Aus dieser Zeit und den folgenden Jahren sind nur wenige Schriften vorhanden. Man kann dennoch ableiten, dass der Obstbau nach wie vor eine wichtige Rolle spielte. In den Kriegs- und Nachkriegsjahren ruhte der Verband.

1928 kam es zur Wiederbegründung des Bezirksverbands Stadtamhof. Aus diesem heraus entstand dann mit 34 Obst- und Gartenbauvereinen der Bezirksobstbauverband Regensburg-Land-Stadtamhof.

Durch weitere Jahre der Unruhen und den Zweiten Weltkrieg kam das Verbands- und Vereinswesen zum Erliegen. 1948 wurde der Kreisverband für Obst- und Gartenbau Regensburg-Land vom Landratsamt zugelassen und es kam erneut zur Wiedergründungsversammlung.

Am 26. Mai 1950 ging ein Schreiben an alle Obst- und Gartenbauvereine, in dem mitgeteilt wurde, dass die Stelle des Kreisfachberaters mit Hans Feichtner wiederbesetzt worden war. Er war es, der sich in den folgenden Jahren sehr dafür einsetzte, dass sich in den Ortschaften Obst- und Gartenbauvereine neu gründeten oder ihr Vereinsleben wiederaufnahmen. Bei der Kreisversammlung am 19. November 1955 stellte Kreisfachberater Hans Feichtner fest, dass der Obstbau im Landkreis in einer sehr starken Aufwärtsentwicklung sei. Es bestünden im Landkreis bereits 50 Vereine mit ungefähr 1.500 Mitgliedern.

Veränderungen an der Spitze und im Namen

Der Name des Verbands änderte sich mit Anforderungen der Zeit. Ab 1961 hieß der Verband dann „Kreisverband für Obst- und Gartenbau und Blumenschmuck“ – ein Zeichen, dass der Blumenschmuck in der OGV-Arbeit immer mehr in den Vordergrund rückte. Ab 1973 führte der Verband offiziell den Namen „Kreisverband Regensburg für Gartenbau und Landespflege“ und ab 2009 dann „Kreisverband Regensburg für Gartenkultur und Landespflege“.

Zwischen 1955 und 1993 gab es fünf Vorsitzen- de, die die Geschicke des Verbands leiteten. Ab 1993 gibt es zusätzlich eine hauptamtliche Geschäftsfüh-



rung. Ab 1993 übernahm kommissarisch Karl Pröpstl (Kürn) den Vorsitz, nachdem Siegfried Knott aus Barbing sein Amt niedergelegt hatte. Seit 2018 steht Landrätin Tanja Schweiger als 1. Vorsitzende an der Spitze des Kreisverbands.

In den letzten 25 Jahren war ein wichtiger Aufgabenschwerpunkt das Heranführen von Kindern und Jugendlichen an die Zusammenhänge in der Natur. Mittlerweile leisten ehrenamtliche Betreuerinnen und Betreuer in 51 Kinder- und Jugendgruppen der Obst- und Gartenbauvereine wertvolle umweltpädagogische Arbeit.

Im Laufe der letzten Jahre wurde das Dienstleistungsangebot des Kreisverbands für die Ortsvereine immer umfangreicher. Standen in früheren Zeiten die

*Abb 4:
Eine naturnahe
Gartengestaltung
dient als Lebens-
raum für zahlreiche
Tierarten.*

gartenbautechnischen Fragestellungen im Vordergrund, so geht es heute auch um Themen wie Vereinsrecht, Datenschutz, Bildrechte, Aufsichtspflicht und Versicherungen.

Schönheit und Artenvielfalt

In all den Jahren setzten und setzen sich Persönlichkeiten mit Willenskraft für die Förderung der Gartenkultur und der Landespflege ein. „Nur durch sie können wir auf mehr als ein Jahrhundert Erfolgsgeschichte zurückblicken. Wenn wir heute vom Erhalt der Artenvielfalt sprechen, dann ist es für die Mitglieder in den Obst- und Gartenbauvereinen schon immer eine Selbstverständlichkeit, sich hierfür ehrenamtlich einzusetzen“, lobt Landrätin Tanja Schweiger anlässlich des Jubiläums.



Abb. 5: Streuobstwiesen sind nicht nur wertvolle Biotope, sondern bieten mit ihren vielfältigen Obstsorten auch ein regionaltypisches Geschmackserlebnis.

Für die Mitglieder gilt es, die Schönheit der Siedlungen durch entsprechende Bepflanzung und Blumenschmuck zu erhalten. Die das Dorf umgebende Natur mit ihrer regionaltypischen Artenvielfalt ist Erholungsraum und Heimat zugleich. Den Mitgliedern der Obst- und Gartenbauvereine ist dies bewusst und ein Anliegen, sich hier weiterhin einzusetzen.

Obstbau stand von Anfang an im Fokus

Die Pflege und die Förderung des Obstbaus waren schon immer Ziele des Verbandes. Ein weiteres Anliegen war die Verwertung und der Absatz des geernteten Obstes. So wundert es nicht, dass schon im Jahr 1899 vom Verband eine Obstverwertungs- und Verkaufsgenossenschaft für die Oberpfalz ins Leben gerufen wurde. Damals wie heute wurden thematisch passende Fachvorträge, Schnitt- und Veredelungskurse angeboten. Früher allerdings diente das grundlegende Verständnis des Obstanbaus zur Verbesserung der Versorgungsgrundlage und war sozusagen lebensnotwendig. Heute besinnt sich der Kreisverband auf alte Fertigkeiten zurück, damit in seinem ganzheitlichen Tun der Erhalt der Artenvielfalt gefördert wird und man dadurch den regionaltypischen Geschmack des heimischen Obstes wieder erleben kann.

Im Jubiläumsjahr wurden erstmalig im Landkreis Regensburg Obstbäume, die frei zugänglich sind und abgeerntet werden dürfen, mit einem gelben Band gekennzeichnet. Hintergrund dieser Aktion ist: Viele Kilo Obst verrotten Jahr für Jahr. Der Grund ist, dass sich Bürgerinnen und Bürger oft unsicher sind und die Eigentumsverhältnisse nicht kennen. Das Gelbe Band lädt dazu ein, Obst ohne Rücksprache zu ernten und hilft somit, dass nicht so viel Obst auf den Wiesen verdirbt.



Die Kreisfachberater/-innen, der Landschaftspflegeverband und nicht zuletzt der OGV-Kreisverband sensibilisieren seit Jahren durch Beratung und Veranstaltungen über die Pflege und den Erhalt von Streuobstbeständen. Diese sind wertvolle Biotope in unserer Kulturlandschaft. Diese zu pflegen und zu schützen ist ein wichtiger Beitrag zum Erhalt der Artenvielfalt.

35 Jahre Albert-Plagemann-Kreislehrgarten

Der Albert-Plagemann-Kreislehrgarten des OGV-Kreisverbands wurde auf Anregung des damaligen Kreisverbandsvorsitzenden Albert Plagemann angelegt und 1986 in Regenstauf eingeweiht. Albert Plagemann war überzeugt von dem Gedanken, dass die Vorstandschaft verpflichtet sei, die damals 12.500 Mitglieder der 84 Obst- und Gartenbauvereine, die im Jahre 1984 im Kreisverband organisiert waren, so

intensiv wie möglich zu beraten. Dies sei am besten möglich vor Ort in einem Garten, der genügend Anschauungsmaterial bieten könne.

Sehr bald wurde Albert Plagemann auf der Suche nach einem geeigneten Grundstück in Regenstauf fündig, wo er im damaligen Bürgermeister Hans Zelzner einen Mann fand, der sich von dem Einfall begeistern ließ, in der Marktgemeinde Regenstauf ein Informationszentrum für Gartenfreunde zu schaffen. Der Markt Regenstauf stellte, zwischen dem Schulzentrum und den Sportanlagen gelegen, 3.500 Quadratmeter Grund zur Verfügung.

Eine weitere Hürde galt es zu nehmen, nämlich die Finanzierung des geplanten Projektes. Albert Plagemann suchte damals das Gespräch mit Landrat Rupert Schmid, der sich alsbald von der Begeisterung des Kreisverbandsvorsitzenden für dieses Vorhaben anstecken ließ und sich für die Verwirklichung stark machte.

*Abb. 6:
Der Bauerngarten ist
das Herzstück des
Albert-Plagemann-
Kreislehrgartens in
Regenstauf.*



Abb. 7: Das wachsende Weidentipi bietet Kindern einen Rückzugsraum, in dem die Natur mit allen Sinnen wahrgenommen werden kann.

Ein Meilenstein in der Geschichte des Kreisverbandes

Mit dem 5. Juli 1986 kam dann der große Tag: Der Kreislehrgarten konnte feierlich seiner Bestimmung übergeben werden. Ca. 250 Gäste, darunter zahlreiche Ehrengäste, fanden sich unter weiß-blauem Himmel ein, um diesen „Meilenstein in der Geschichte des Kreisverbandes“ gebührend zu feiern. Kreisverbandsvorsitzender Albert Plagemann betonte in seiner Ansprache, dass es nach zweijährigen Anstren-

gungen und vielen freiwilligen Arbeitsstunden nun gelungen sei, diesen Garten als Schauobjekt und zur Beratung aller Gartenbesitzer zu schaffen. Um die Materie Gartenbau einigermaßen vermitteln zu können, brauche man Anschauungsunterricht am lebenden Objekt. Allen Helfern und Behörden, die einen Beitrag zur Entstehung dieses rund 110.000 DM teuren Lehrgartens geleistet hatten, zollte der Vorsitzende ein dickes Lob. Allen voran dankte er Landrat Schmid und dem Kreistag, die mit 55.000 DM den Löwenanteil übernommen hatten, und dem Markt Regenstauf für die kostenlose Überlassung des Grundstücks.

Landrat Rupert Schmid betonte, dass dieses Projekt im Kreistag absolut unbestritten gewesen sei. Der Landkreis identifizierte sich damit. Er hoffe, dass dieser Garten eine Attraktion für die Familien des Landkreises werde, und dass auf diese Art und Weise wieder mehr Bewusstsein für Umwelt und Natur erwachse. Als ein Symbol für die gute Zusammenarbeit zwischen Kreisverband und Landkreis wolle er dieses Werk verstanden wissen.

Im Mai 1990, knapp ein Jahr nach dem Tod des Initiators und „Vaters des Kreislehrgartens“, segnete Pfarrer Heinrich Rosner aus Regenstauf in Anwesenheit von ca. 200 Gartenfreunden und vielen Ehrengästen im Rahmen einer Marienandacht einen Gedenkstein, einen Findling, der die Aufschrift „Albert-Plagemann-Lehrgarten“ trägt.

Ein Informationszentrum für Gartenfreunde

Der Kreislehrgarten dient seither als Schau- und Lehrgarten und stellt die vielfältigen Möglichkeiten der Gestaltung und Bewirtschaftung von privaten Gärten exemplarisch dar. Nicht nur den zahlreichen Mitgliedern der Obst- und Gartenbauvereine, auch den Ver-

antwortlichen in den Gemeinden und der gesamten interessierten Bevölkerung des Landkreises soll der Garten der Bewusstseinsbildung im Sinne eines ganzheitlichen ökologischen Handelns dienen.

Das Herz der Anlage bildet der große Bauerngarten. Er ist in vier Bereiche eingeteilt: Gemüsebeet, Kräuterbeet, Obst- und Beerenbeet sowie Staudenbeet.

Ein Zierteich mit Seerosen ist mit Gräsern, Funkien und Iris eingefasst und von einer gepflegten Rasenfläche umgeben. Einige Obstbäume auf der Blumenwiese bieten Bienen und anderen Insekten einen Lebensraum und in einem Feuchtbiotop finden Amphibien und Libellen eine Wohnstätte. Für Vögel und Insekten wurden unterschiedliche Nistmöglichkeiten geschaffen. Das wachsende Weidentipi bietet Kindern einen Rückzugsraum, in dem die Natur mit allen Sinnen wahrgenommen werden kann.

Immer wieder werden neue Ecken gestaltet und saniert, so dass der Garten im Wandel der Zeit nie an Attraktivität und Inspiration für die Besucher verliert. 2015 wurde der Knotengarten neu angelegt sowie die Pergola der Sitzgruppen saniert. 2018 wurde der Uferbereich des Naturteiches komplett neugestaltet und 2020 wurden im Staudenbeet des Bauerngartens neue Strukturen geschaffen. Dieses Jahr wurde anlässlich des 125-jährigen Jubiläums des OGV-Kreisverbands und des 35-jährigen Bestehens des Kreislehrgartens ein Rosenbeet mit 115 Rosen neu angelegt.

Auf der insgesamt 3.500 Quadratmeter großen Fläche wird eine naturnahe Bewirtschaftung mit gestalterischen Ansprüchen verbunden, die auch die ökologischen Belange miteinbeziehen. Es lohnt sich ein Spaziergang durch die Anlage, sie dient nicht nur als Anschauungs- und Lernobjekt, sondern als wunderschön angelegter, naturnaher Raum, in dem es viel zu entdecken gibt und man sich an vielen Plätzen entspannen kann. Besucher sind herzlich willkommen.



Das Kleinod lädt ein, sich inspirieren zu lassen und Anregungen zu holen, es bietet aber auch Raum zur Entspannung und zum Müßiggang.

*Abb. 8:
Im Naturteich des
Kreislehrgartens
gibt es allerlei zu
entdecken, auch
Libellen oder
Schnecken.*

Literaturverzeichnis

- Stephanie FLEINER, (Hg.), 125 Jahre Kreisverband Regensburg für Gartenkultur und Landespflege e.V. 1896–2021, Regensburg 2021.
Kreisverband Regensburg für Gartenbau und Landespflege e.V., Die Obst- und Gartenbauvereine im Landkreis Regensburg. Heimat, Natur und Umwelt in guter Hand. 100 Jahre Kreisverband Regensburg für Gartenbau und Landespflege, Regensburg 1996.



Abb. 1: Die Kirche St. Nikolaus in Haugenried von Süden aus

Dominik Hagenmaier

St. Nikolaus in Haugenried

Die Baugeschichte der mittelalterlichen Bergleutkirche

Eine bauforscherische Untersuchung zeichnet verschiedene Bauphasen des Kleinods nach. Genauer betrachtet wird ein zugemauerter Hocheingang: Wurde das Obergeschoss auch profan genutzt und befand sich in der Kirche womöglich ein Herrschaftssitz der Rammelsteiner?

Im Sommer des Jahres 1905 trat Heinrich Hansjakob, ein pensionierter Pfarrer aus Freiburg im Breisgau, eine Reise nach Passau an. Sein Weg entlang der Donau führte ihn über Kelheim nach Regensburg auch durch das Dorf Haugenried. In seiner unterhaltlichen Reiseerzählung „Sonnige Tage“ schildert der reiselustige Pfarrer nicht nur, wie er sich am Anblick des malerischen Dorfes und an den dortigen Bauern erfreute, denn diese saßen „still und friedlich im Freien vor ihren steinernen Krügen und opferten dem Gambrinus“¹. Gefallen fand er auch an der Kirche von Haugenried, welche er mit Schindeln gedeckt vorfand und die ihn an manche Dörfer in seiner Heimat, dem Schwarzwald, erinnerte.

Bei der Kirche mit diesem „passenden Schmuck“² handelt es sich um die Kirche St. Nikolaus, welche etwas außerhalb des Dorfes Haugenried, leicht er-

höht auf einem Hügel liegt. Allein die Lage außerhalb der Ortschaft zeigt, dass es sich dabei kaum um eine Pfarrkirche gehandelt haben dürfte. Das heutige Denkmal zeigt sich von außen als Chorturmkirche mit eindrucksvollem Sichtmauerwerk in einem hervorragenden Zustand. Einzig auf dem Turmhelm fehlt das Kreuz. Dieses wurde in jüngster Zeit in einer Gewitternacht beschädigt, fiel vom Dach und hinterließ ein Loch in der Turmspitze, durch das seitdem Wasser in das Dach eindringt. Dieser Zustand bedarf dringend einer Sanierungsmaßnahme, für die die ersten Planungen bereits 2018 angelaufen sind. Ein sofort erkennbares Kuriosum im Mauerwerk ist sicherlich der heute zugesetzte, ehemalige Hocheingang in der Südfassade des Kirchenschiffs (Abb. 2).

Ein solcher Hocheingang ist bereits von anderen romanischen Kirchen bekannt, wie etwa St. Ägidius in Schönfeld oder die Burgkapelle in Friedersried. Dort führt der Hocheingang auf eine Empore im Westteil des Kirchenschiffs. An beiden Orten gibt es Hinweise darauf, dass dieser gesonderte Zugang im Zusammenhang mit einem westlich der Kirche gelegenen Herrschaftssitz zu verstehen ist. Bei Kirchen mit einem Hocheingang kann es sich auch um eine Kirche mit profanem Obergeschoss handeln.³ Das Innere der Kirche St. Nikolaus in Haugenried jedoch erweist sich auf den ersten Blick, bis auf eine hölzerne Empore im Westen, als eingeschossig. Es steht also die Frage im Raum, ob es sich bei der Kirche St. Nikolaus in Hau-

genried um eine Kirche mit profanem Obergeschoss gehandelt hat und falls ja, wie dieses ausgesehen hat. Darüber hinaus bietet es sich an der Frage nachzugehen, ob sich auch in Haugenried Rückschlüsse auf einen Zusammenhang mit einem Herrschaftssitz ziehen lassen.



Abb. 2:
Der zugemauerte
Hocheingang in der
Südfassade

Geschichte der Rammelsteiner

In der Forschungsliteratur wird angenommen, dass die Erbauungsgeschichte der Kirche St. Nikolaus in Haugenried eng mit der Geschichte des Ministerialengeschlechts der Rammelsteiner verbunden ist. Diese sind ab etwa 1160 in einer Regensburger Urkunde historisch belegt,⁴ werden allerdings erst im 14. Jahrhundert mit ihrem Adelssitz auf der Burg Loch im Tal der Schwarzen Laaber lokal fassbar.⁵ Dort treten sie im Zusammenhang mit Metallverarbeitung auf. Sie errichteten im Tal zu dieser Zeit einen metallverarbeitenden Handwerksbetrieb, Eisenhammer genannt.⁶ Dies ist allerdings nicht weiter verwunderlich, zählt diese Adelsfamilie doch zu einer ganzen Reihe von Adligen im Tal der Schwarzen Laaber, deren Aufgabe es war, im Auftrag des Regensburger Burggrafen über die Erzlagerstätten weiter westlich, im Paintener Forst, herrschaftliche Kontrolle auszuüben.⁷ Die Spuren des Abbaus von Eisenerzen im Mittelalter in diesem heute noch weitläufigen Waldgebiet sind immer noch in Form von Pingen, tiefen Geländeeinschnitten, erkennbar. Zudem wurden im nördlichen Teil des Paintener Forsts Eisenschlacken gefunden, die einen Hinweis auf die Verhüttung des Erzes in diesem Gebiet geben.⁸ Haugenried, entstanden als mittelalterliche Rodungssiedlung, bildet von Regensburg her kommend gewissermaßen den Eingang zu diesem bedeutenden Bergbauggebiet des Mittelalters weiter im Westen (Abb. 3). Von Haugenried aus dürften die Erze aus dem Forst in das Tal der Schwarzen Laaber und von dort aus über den Wasserweg nach Regensburg transportiert worden sein. Daher liegt es nahe, dass das Adelsgeschlecht der Rammelsteiner, bevor es ihre Burg in Loch bezog, ihren Herrschaftssitz im Umfeld der Kirche St. Nikolaus hatte. Die „Bergmannskirche“ oder „Bergleutkirche“, wie die Kirche St. Nikolaus im

Volksmund noch genannt wird, ist daher wohl eng mit der sprechenden Bezeichnung dieses Geschlechts verbunden. Auch die Topographie scheint sich bestens für eine herrschaftliche Burg zu eignen. Wenige Meter östlich der Kirche fällt das Gelände steil und zerklüftet in eine Senke ab.⁹ Auch nach Süden, in Richtung der Kelheimer Straße, fällt das Gelände ab. Am Kirchengebäude gibt nicht zuletzt der bereits erwähnte, heute zugemauerte Hocheingang in der Südfassade einen Hinweis darauf, dass die Kirche selbst eine Wehr- oder Verwaltungsfunktion gehabt haben könnte, also das Kirchengebäude möglicherweise profan mitgenutzt wurde.

Untersuchungsmethoden

Eine ausführliche bauforscherische Dokumentation der Kirche St. Nikolaus wurde im Rahmen einer Masterarbeit an der OTH Regensburg angefertigt, um die Frage nach dem Kontext des Hocheingangs zu beantworten. Die einzelnen Bestandteile der Arbeit umfassen eine detaillierte Beschreibung des Gebäudes und der beobachteten Mauerstrukturen. Durch Handaufmaß im Maßstab 1:20 wurden Grundrisse und Schnitte der Kirche erstellt (Abb. 4). Die Beobachtungen am Gebäude wurden ausführlich fotografisch dokumentiert. Teilweise kam auch eine Methode zum Einsatz, bei der ein 3D-Modell einzelner Mauern aus Bilderserien generiert wurde. Mehrere Balken aus dem Turm und den Dachstühlen der Kirche konnten dendrochronologisch, das heißt per Holzalterbestimmung, datiert werden und lieferten wertvolle Hinweise für die zeitliche Einordnung der einzelnen Bauphasen.¹⁰

Nach dem Abschluss der Feldarbeit vor Ort in Haugenried erfolgte eine wissenschaftliche Auswertung des Materials. Daraus ließ sich die im Folgenden



Abb. 3: Die Gegend um Haugenried in einem Auszug aus dem Urkataster von 1890, rot umrandet der Standort der Kirche St. Nikolaus



Abb. 4: Tachymetrische Messstation im Südwesten der Kirche

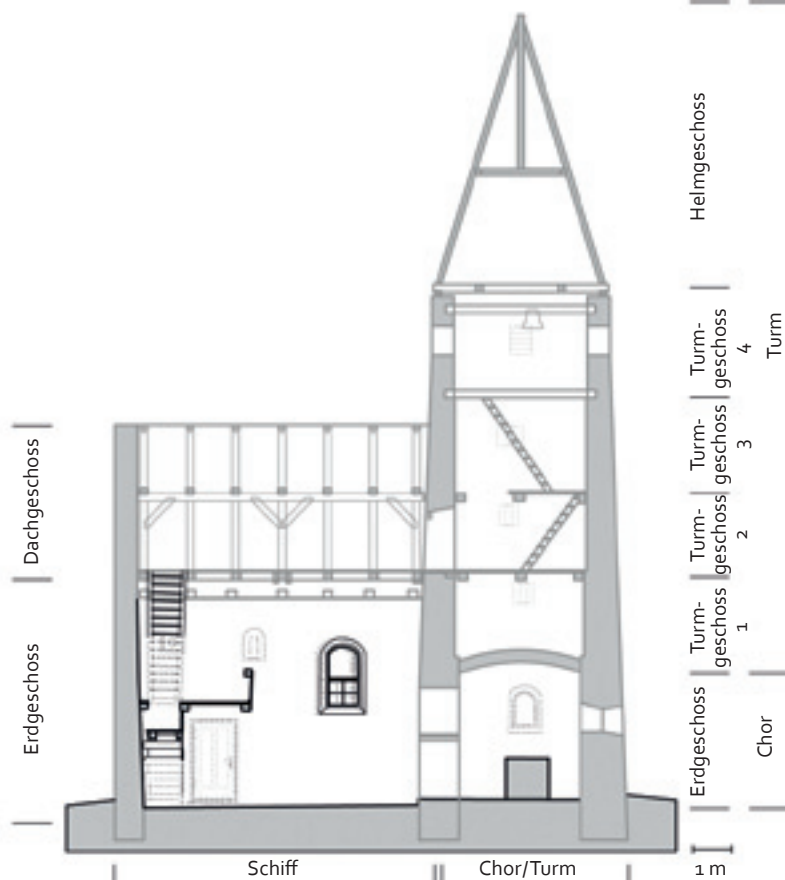
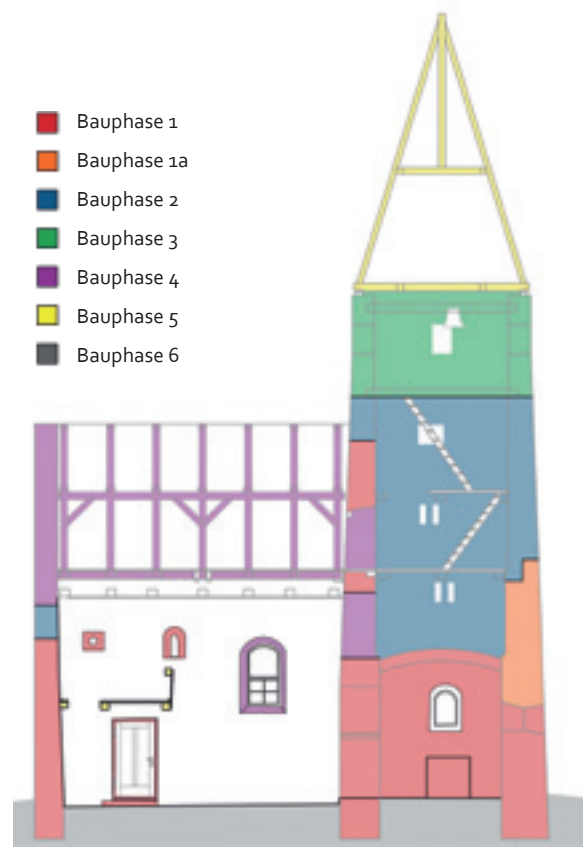


Abb. 5:
Schematische Darstellung der Bauteilbezeichnungen

Abb. 6:
Überblick über die Bauphasen



dargestellte Baugeschichte der Kirche nachzeichnen. Die Ergebnisse werden durch Beobachtungen am Gebäude selbst gestützt und belegt. Für die einzelnen Bauteile werden die Begriffe aus Abbildung 5 verwendet. Einen Überblick über die Bauphasen gibt der Längsschnitt durch die Kirche in Abbildung 6.

Baugeschichte

Den ältesten sichtbaren Teil der Kirche¹¹, die Bauphase 1 (rot in Abb. 6, 16 und 17), stellt das in der Erdgeschosszone außen, einheitlich um die Kirche umlaufende Mauerwerk dar. Es besitzt eine eigene Charakteristik aus mehreren, sich abwechselnden Reihen von mittelformatigen, fast rechteckigen und kleineren, plattigen Hausteinen (Abb. 7). Im Norden,

Osten und Westen der Kirche reicht dieses Mauerwerk bis auf eine Höhe knapp über den oberen Abschluss des Chors hinauf. In der Südfassade allerdings endet es etwas höher, über dem Sturz des Hocheingangs und der kleinen, westlichen Fenster. Diese Fenster gehören nicht nur aufgrund der Baustruktur, sondern auch typologisch in diese Bauphase – ebenso wie das östliche Fenster im Chor. Das südliche Chorfenster dürfte in seiner Position ebenfalls in diese Bauphase gehören. Allerdings weist es an seinem Gewände nachträgliche Bearbeitungsspuren auf, die nahelegen, dass das Fenster ursprünglich kleiner gewesen sein dürfte (Abb. 8).¹² Die Vergrößerung der Fensterfläche lässt darauf schließen, dass dies mit dem Einbau der jüngeren, großen Fenster im Kirchenschiff in Bauphase 4 zeitlich zusammenhängt.



Im Inneren verdient das Mauerwerk im Ostgiebel unter dem Dach der Kirche besonderes Augenmerk. Es handelt sich dabei um mehrere Reihen in *opus spicatum*¹³ genannter Mauertechnik (Abb. 9 und 10). Erkenntnisse aus Feldversuchen¹⁴ zeigen, dass sich diese Art von Mauerwerk positiv auf das statische Verhalten von Mauern auswirkt. Die teilweise in wechselnden Richtungen gesetzten Steine, verkeilen sich unter der Last ineinander und wirken auf diese Weise wie eine Sperre gegen das Absinken einzelner Steine im Mauerverband.

Diese bemerkenswerte Mauertechnik liefert, mit einiger gebotener Vorsicht, einen Hinweis auf die Einordnung der Bauphase 1 in das 12. Jahrhundert, da diese Technik bei Vergleichsgebäuden in diese Zeit datiert wurde.¹⁵



Abb. 7:
Die Südfassade mit den beiden kleinen romanischen Fenstern, dem größeren barocken Fenster und dem zugemauerten Hocheingang

Abb. 8:
Das südliche Rundbogenfenster im Chor mit Abarbeitungsspuren, die bei seiner Vergrößerung entstanden sind

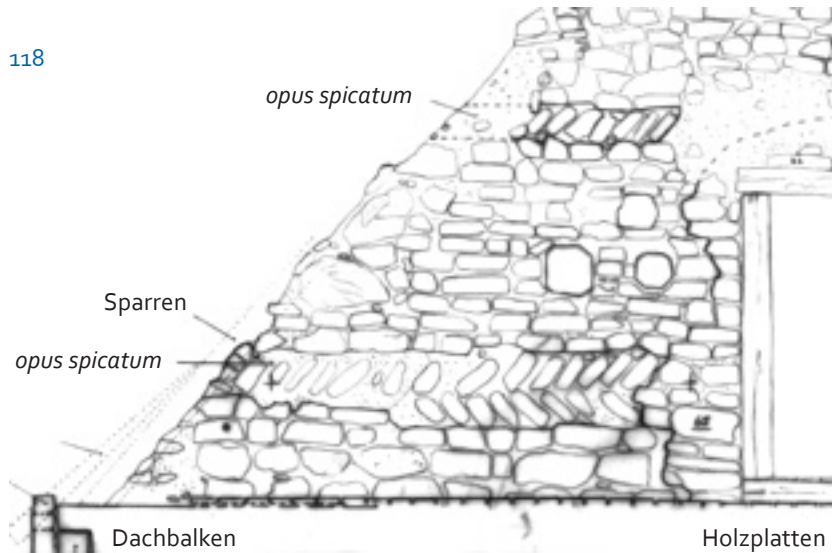


Abb. 9: Der Ostgiebel über dem Kirchenschiff in einem Ausschnitt aus dem Handaufmaß: Zu sehen ist an mehreren Stellen das opus spicatum-Mauerwerk.



Abb. 10: Ostgiebel über dem Kirchenschiff mit dem opus spicatum-Mauerwerk, von Westen aus fotografiert

Für die Frage nach der Funktion des Hocheingangs liefert im Inneren der Kirche ein heute zugemauerter Mauerdurchbruch im Bereich oberhalb des Chorbogens einen Erklärungsansatz. Vom Kirchenschiff aus ist dieser nicht mehr zu sehen, da die betreffende Stelle verputzt ist. Doch über den Dachstuhl gelangt man in den Turm und von dort aus in das Turmgeschoss 1, in einen Raum direkt auf dem Gewölbe des Chors. In diesen Raum führte diese ehemalige Öffnung vom Schiff aus (Abb. 11). Bemerkenswert ist, dass zwischen der Schwelle des Hocheingangs in der Südfassade und dem unteren Ende des Durchgangs etwa 60 Zentimeter Höhenunterschied bestehen. Mangels anderer plausibler Erklärungsmodelle ist dennoch am wahrscheinlichsten, dass der Hocheingang über eine Treppe entlang der Südfassade zugänglich war und von dort aus ein Steg oberhalb des Chorbogens in den Raum über den Chor führte (Abb. 12). Dieser Vorschlag der Rekonstruktion ließ sich am Bauwerk nicht in Gänze überprüfen, da die potentiellen Einbindungspunkte für die tragenden Querbalken im Kircheninneren verputzt sind, von außen lässt nichts in der Fassade Rückschlüsse darauf zu.

In Bauphase 1 besaß die Kirche St. Nikolaus also noch nicht den heutigen Turm über dem Chor. Ob sich dort aber eine ältere Turmphase befand, lässt sich weder ausschließen noch belegen. Aufgrund der Befunde in der folgenden Bauphase 1a ist ein älterer Turm allerdings eher unwahrscheinlich. Da der Hocheingang in Bauphase 1 allerdings bereits vorhanden war, kann, mit aller Vorsicht, eine ähnliche bauliche Situation über dem Chor wie in der folgenden Bauphase angenommen werden.

Bauphase 1a (orange in Abb. 6) ist als Unterbauphase zu Bauphase 1 nur durch einen, allerdings sehr markanten, Befund abgegrenzt. Oberhalb des Ostab schlusses des Chors befindet sich ein giebel förmiges



Abb. 11: Zugesetzte Maueröffnung im 1. Turmgeschoss, von Osten aus fotografiert

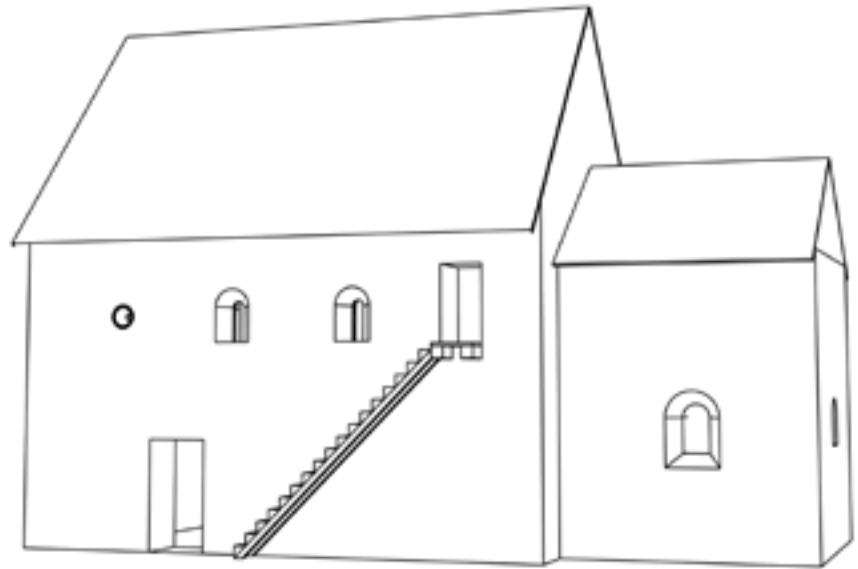


Abb. 12: Rekonstruktion der Bauphasen 1 und 1a von Südosten aus

Mauerwerk, welches eine völlig andere Mauercharakteristik besitzt als die darunter liegende, ältere Mauer aus Bauphase 1.

Im Inneren, also an der Ostmauer in Turmgeschoss 1, zeichnet sich dieser Befund in seiner Giebelform dadurch ab, dass im betroffenen Bereich der zwischen den einzelnen Steinen hervorragende Mauermörtel im noch feuchten Zustand mit der Kelle auf den Steinoberflächen verstrichen wurde. Zusätzlich dazu wurde mit der Kelle oder einem entsprechenden Werkzeug die Fuge im feuchten Mörtel in Form einer dünnen Linie nachgezogen (Abb. 13). Dieses sehr charakteristische Verfahren beim Setzen der Mauer findet sich an keiner anderen Stelle in der Kirche St. Niko-



Abb. 13:
Das pietra rasa-
Mauerwerk: Detail-
aufnahme der
Maueroberfläche
an der Ostmauer in
Turmgeschoss 1



Abb. 14: Ostmauer in Turmgeschoss 3: Gut zu sehen sind die immer wieder durchschießenden Lagen aus plattigen Steinen.

laus. Die Interpretation dieser *pietra rasa* genannten Technik ist derzeit Gegenstand der Fachdiskussion.¹⁶ Vergleichsbefunde in Regensburg werden zeitlich in das 13. Jahrhundert eingeordnet. Dies legt nahe, diese Bauphase an der Kirche St. Nikolaus ähnlich zu datieren.

Die Befunde aus Bauphase 1 und 1a lassen den Schluss zu, dass sich über dem Chor ein kleiner, überdachter Raum befunden haben könnte, welcher über eine Treppe zum Hocheingang und von dort aus über eine Galerie erschlossen wurde.

Darüber, welchen Zweck dieser kleine Raum über dem Chor hatte, lassen sich nur Vermutungen anstellen. Abdrücke im Putz der Ostmauer dieses Raums

und konstruktionsbedingte Überlegungen legen nahe, dass sich über dem Gewölbe des Chors vermutlich ein Holzboden mit einem entsprechenden Aufbau befand. Aus diesem Grund kann, zusammen mit der Steigung des Ostgiebels über dem Chor, von einer Höhe direkt unter dem First von etwa zwei Metern ausgegangen werden. Dies bedeutet, dass der Raum als Wohnung nur bedingt geeignet war. Eine Funktion als Herrschaftssitz ist völlig auszuschließen. Denkbar wäre allerdings eine Nutzung für die Aufbewahrung von Gegenständen. Ob dazu auch Wertgegenstände, wertvolle Listen und Dokumente zählen können, wie sie für einen Herrschaftssitz, der die Kontrolle über ein Bergbaugebiet ausübt, wahrscheinlich sind, kann Gegenstand weiterer Überlegungen sein. In diesem Sinne lässt sich die Frage nach einem profanen Obergeschoss zunächst allerdings eher verneinend beantworten – dies vor allem im Hinblick auf den Verbleib oder die Lage des Herrschaftssitzes der Rammelsteiner in Haugenried.

In Bauphase 2 (blau in Abb. 6, 16 und 17) erhält die Kirche ihren Turm. Über dem Chor wird das Dach entfernt und zwei Geschosse, Turmgeschoss 2 und 3, werden aufgemauert. Das Mauerwerk des Kirchenturms unterscheidet sich deutlich von dem älteren Mauerwerk aus Bauphase 1. Das Baumaterial besteht aus kleineren, gebrochenen Steinen, welche im Verband dem Mauerwerk einen unruhigen Charakter verleihen. Dies lässt sich bereits außen an manchen Stellen beobachten. Deutlich wird es vor allem im Inneren des Turms (Abb. 14). Obwohl das Mauerwerk des Turms bis in den Traufbereich des Kirchenschiffes eingreift, wurde der Turm auf den Ostgiebel über dem Chor lediglich aufgesetzt. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass der Bau des Turms eine Phase des Verfalls der Kirche beendete, die größeren Schaden am Schiff als am Chor angerichtet hat. Aus diesem

Grund musste dort mehr Mauerwerk ausgetauscht und erneuert werden. Dieses Mauerwerk reicht allerdings lediglich bis zum 3. Turmgeschoss, das darüber liegende Geschoss, in dem die Glocken untergebracht sind, ist jünger.

Durch eine dendrochronologische Beprobung der bauzeitlichen Deckenbalken im Turm im Vorfeld dieser Arbeit lässt sich die Errichtung des dreigeschossigen Turms in das Frühjahr 1422 oder kurz danach datieren. Ab dieser Bauphase kann bei der Kirche St. Nikolaus zum ersten Mal von einer Chorturmkirche gesprochen werden.

Die nächste Veränderung erfuhr das Gebäude in Bauphase 3 (grün in Abb. 6) mit der Aufstockung des 4. Turmgeschosses, das heute wie damals die Glocken beherbergt. Das Mauerwerk in diesem Geschoss besteht aus noch kleinteiligerem Baumaterial als die älteren Bauphasen. Bei den Steinen handelt es sich ausschließlich um plattige Bruchsteine. Bei diesem Geschoss konnte durch die dendrochronologische Datierungsmethode die Bauzeit auf 1487/1488 eingegrenzt werden. Das Holz für die Glockenbalken wurde im Winter 1589 gefällt und vermutlich kurze Zeit danach seiner jetzigen Verwendung zugeführt. Der Baukörper der Kirche St. Nikolaus hat in Bauphase 3, bis auf einige Details wie den immer noch genutzten Hocheingang, seine heutige Form erreicht.

Eine umfangreiche Renovierung der Kirche erfolgte in Bauphase 4 (violett in Abb. 6, 16 und 17). Der Dachstuhl über dem Schiff wurde in Gänze ersetzt. Es handelt sich dabei um ein Sparrendach mit stehendem Stuhl aus sieben Gespärren. Bis heute wurden keine weiteren Veränderungen daran vorgenommen. Sichtbar ist dies an den vom Zimmermann in der Nähe der Holzverbindungen angebrachten Abbundzeichen (Abb. 15). Diese Markierungen erleichtern das Zusammenfügen der in der Werkstatt zugerich-

teten Holzbauteile auf der Baustelle. Ihr schlüssiges Vorhandensein im Dach der Kirche St. Nikolaus dokumentiert, zusammen mit den passgenauen Holzverbindungen, die Vollständigkeit des Holzgefüges. Der Dachstuhl konnte durch eine dendrochronologische Untersuchung in das Jahr 1718 datiert werden. Dies bedeutet, dass der Dachstuhl aus dem 18. Jahrhundert bis heute unverändert das Dach der Kirche trägt. Mit dem Aufsetzen des neuen Dachstuhls und der Mauerlatten ging auch eine Erneuerung der Mauerkrone des Kirchenschiffs einher. In dieser Bauphase wurde außerdem eine Empore eingebaut, von welcher



Abb. 15: Abbundzeichen am Dachstuhl über dem Kirchenschiff

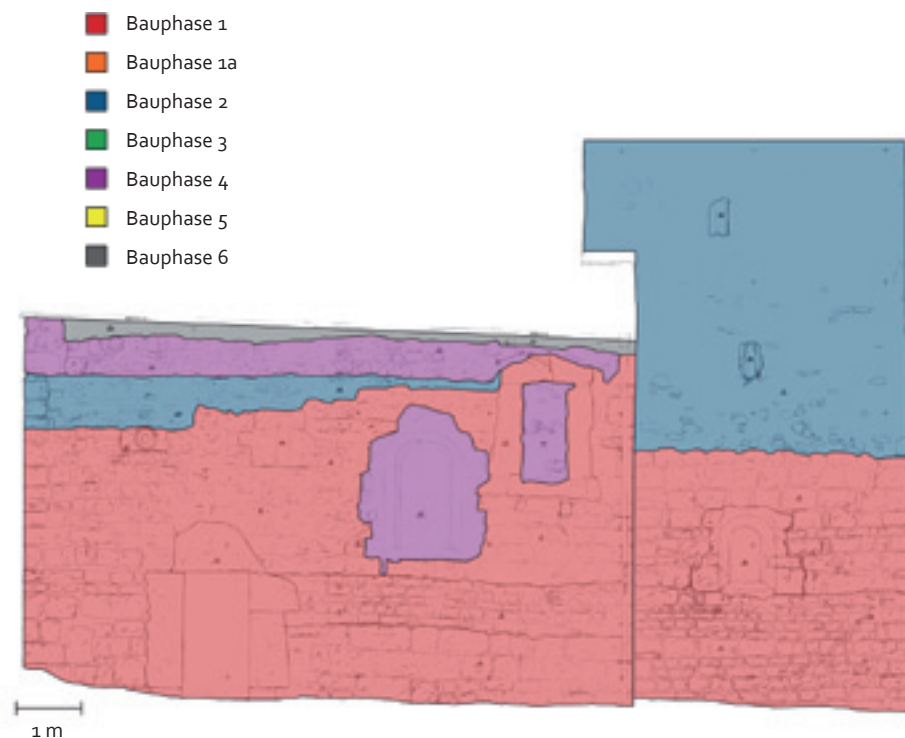


Abb. 16:
Bauphasen in der
Ansicht der Süd-
fassade

lediglich eine Holzplakette mit der aufgemalten Jahreszahl 1717 erhalten ist. Diese ist, vom Kirchenschiff aus sichtbar, an der Brüstung der heutigen Empore angebracht.

Durch den Einbau einer Empore und des neuen Dachgeschosses ergaben sich nun ganz neue Möglichkeiten, einen Zugang zum Turm zu erhalten. Aus diesem Grund wurde im Ostgiebel des Kirchenschiffes ein Mauerdurchbruch angelegt, der vom Dachgeschoss in Turmgeschoss 2 führt und über eine Treppe auf der Empore zugänglich ist. Durch den neu geschaffenen, bequemeren Zugang zum Turm über das Dachgeschoss entfiel die Funktion für den Hochein-

gang. Diese Öffnung wurde, wie die Öffnung über dem Chorbogen, zugemauert.

Im Barock gab es neue Vorstellungen, wie ein Kirchenraum beleuchtet werden sollte. Daher wurde durch die Vergrößerung der Fensterfläche in Schiff und Chor ein neues Lichtkonzept in der Kirche umgesetzt. Dafür wurden die beiden großen Fenster in der Südfassade und Nordfassade des Schiffes eingebaut, sowie das südliche Rundbogenfenster im Chor vergrößert. Davon zeugen die Bearbeitungsspuren am Innengewände des Fensters.

Betrachtet man die Stilistik der derzeitigen Ausstattung der Kirche, etwa den Altar, auf dem Maria und der Heilige Nikolaus dargestellt sind, dürfte diese ebenfalls aus dieser Zeit stammen. Diese Veränderungen entsprachen dem damaligen Geschmack und hatten insgesamt eine behutsame Barockisierung der Kirche zur Folge. Sie prägen das Aussehen der Kirche, innen wie außen, bis heute.

Die letzte größere Veränderung an der Kirche erfolgte mit der Erneuerung des Dachs über dem Turm in Bauphase 5 (gelb in Abb. 6). Damit einher ging der Einbau einer neuen Empore. Es handelt sich dabei um die Holzkonstruktion, die heute noch als Empore und Zugang zum Dachstuhl des Kirchenschiffs genutzt wird. Die Jahreszahl 1781 auf der Brüstung der Empore stimmt mit den Ergebnissen der dendrochronologischen Untersuchung der Hölzer des Dachstuhls über dem Turm überein.

Als Bauphase 6 (grau in Abb. 6) werden alle jüngeren Ergänzungen, etwa Ausbesserungen aus Zementmörtel und Backsteinen, zusammengefasst. Diese Spuren sind Zeugen einer kontinuierlichen Pflege und Instandhaltung des Gebäudes. Dazu zählen, unter anderem auch die Eisenanker, die sowohl innen wie auch außen gut zu sehen sind (Abb. 18). Sie weisen auf ein Problem hin, das immer noch auf die Kirche

einwirkt. Vermutlich aufgrund der Lage der Kirche, nahe der Geländeabbruchkante im Osten, scheint sich das Mauerwerk des Turms und des Chors in diese Richtung zu neigen. Auch manch jüngerer Überputz von Mauerfugen, etwa auf der Südfassade, zeigt, dass dort auseinanderklaffende Fugen vor dem weiteren Eindringen von Feuchtigkeit bewahrt wurden, was die Sicherheit und Beständigkeit dieses vermutlich fast 900 Jahre alten Mauerwerks erhält. Glücklicherweise wurden im Rahmen der bauhistorischen Untersuchungen keine weiteren Schäden am Mauerwerk entdeckt. In Bauphase 6 wurden auch die beiden Glocken im 4. Turmgeschoss installiert. Dabei handelt es sich um eine Nikolaus- und eine Marienglocke, auf denen die beiden Heiligen entsprechend abgebildet sind. Jeweils eine Inschrift auf den Glocken bezeugt, dass beide von G. Hofweber aus Regensburg im Jahr 1959 gefertigt wurden.

Zusammenfassung

Aus einer bauforscherischen Untersuchung der Kirche St. Nikolaus heraus konnte ein stimmiges Bild der Baugeschichte des Gebäudes entwickelt werden. Die Rekonstruktionsvorschläge vereinen die am Gebäude getätigten Beobachtungen und weiterführenden Überlegungen stimmig zu einem Gesamtbild, das gerade das Aussehen und die Nutzung des Gebäudes in der Entstehungszeit erhellt. Die Forschungsfrage nach einem profanen Obergeschoss lässt sich ambivalent beantworten. Höchstwahrscheinlich führte der Hocheingang in der Südfassade ab der Entstehung des Ostgiebels über dem Chor zu einem Raum oberhalb des Chorgewölbes. Für dieses sehr kleine Geschoss mit Satteldach über dem Chor der Kirche ohne Turm aus der Zeit vor 1422 ist eine profane Nutzung zwar denkbar, für einen Herrschaftssitz reicht dieser Raum

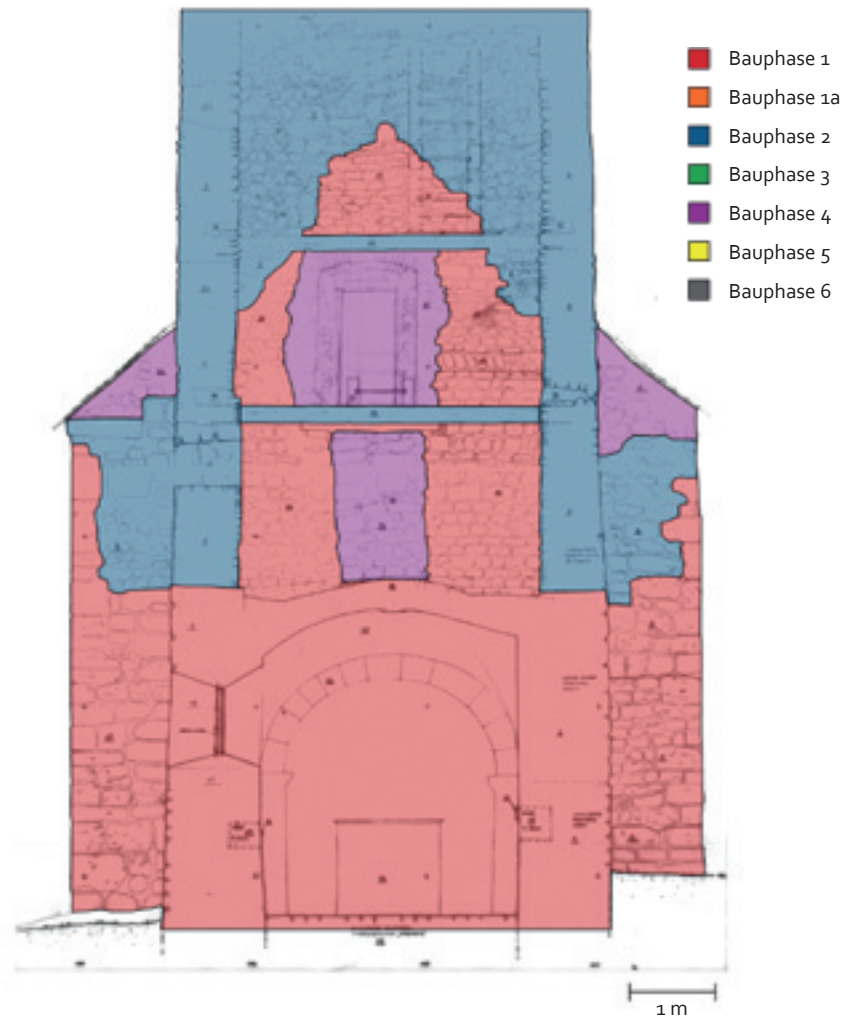


Abb. 17: Bauphasen im Schnitt mittig durch den Turm mit der Ansicht von Osten



*Abb. 18:
Metallanker an der
Südfassade des
Chors*

allerdings nicht aus. Ob der Hocheingang vor der Aufmauerung des Ostgiebels über dem Chor anderweitig genutzt wurde, lässt sich aufgrund der bisherigen Untersuchungen nicht sagen. Nach der Aufgabe des Daches über dem Chor erfolgte der Einbau des Turms bis hin zum 3. Dachgeschoss um 1422. Die Aufstockung um das Geschoss für die Glocken erfolgte um 1488. Anschließend wurde der barocke Ausbau mit

der Vergrößerung der Fensterflächen und dem Einbau des heutigen Dachstuhls, welcher in das Jahr 1718 datiert, durchgeführt. Zeitgleich wurde die Zugänglichkeit zum Turm verändert, der Hocheingang verliert seine Nutzung. Nach der Erneuerung des Turmdachs und der Empore 1781 nimmt die Kirche ihre heutige Gestalt an. Bis heute war die Kirche regelmäßig Gegenstand von Instandhaltungsmaßnahmen.

Zu der Zeit, als sich ein kleiner Raum über dem Chor befunden hat, lag laut dieser Untersuchung der vermutete frühe Herrschaftssitz der Rammelsteiner eher nicht im Baukörper der Kirche. Weitere Forschungsarbeit in dieser Richtung ist sehr wünschenswert. Eine Frage, die zu einem möglichen Ministerialensitz an diesem Ort Aufschluss geben kann, ist, ob sich vor der Errichtung des Ostgiebels über dem Chor an derselben Stelle möglicherweise ein Wohnturm befand. Durch den massiven Eingriff in das Mauerwerk bei der Errichtung des derzeitigen Turms um 1422 scheint es fraglich, ob sich diese These überprüfen lässt. Dafür rückt das Umfeld der Kirche in den Fokus. Obwohl sich dort weder obertägig Spuren erhalten haben noch Bewuchsmerkmale oder das Gelände Hinweise geben, können archäologische Sondierungen an dieser Stelle einen weiteren Wissenszuwachs für die Lokalisierung des Sitzes der Rammelsteiner bringen. Die Infrastruktur dieser lokalen politischen Macht des 12. Jahrhunderts bedingt weitere Gebäude, vermutlich aus Holz, welche sich unter Umständen archäologisch fassen ließen. Obwohl sich mit der stattlichen Kirche St. Nikolaus bereits ein Machtdemonstrierendes Gebäude aus Stein an dieser für den mittelalterlichen Bergbau wichtigen Stelle befand, sind Holzgebäude im Umfeld der Kirche denkbar.

Anmerkungen

- 1 Heinrich HANSJAKOB, *Sonnige Tage. Erinnerungen*, Stuttgart 1906, hier S. 217.
- 2 Ebd.
- 3 Andreas TRAPP, *Romanische Kapellen mit profanem Obergeschoss in Oberpfalz und Niederbayern*, Erlangen 1953.
- 4 Dieter SCHWAIGER, *Die Rammelsteiner von Loch. Ein altbayerisches Adelsgeschlecht im Regensburger Umland*, In: *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg* 134 (1994), S. 31–55, hier S. 32.
- 5 Ebd., S. 41.
- 6 Ebd., S. 35.
- 7 Ebd., S. 32.
- 8 Ebd., S. 34.
- 9 Womöglich wurden in dieser Senke die Bausteine für die Kirche selbst gewonnen. Im Turm finden sich an vielen Stellen Bausteine aus dem karstigen, lokal anstehenden Gestein.
- 10 Danke an dieser Stelle an Dipl.-Ing. Karl Schnieringer für die freundliche Überlassung des Themas und der Ergebnisse der dendrochronologischen Untersuchungen.
- 11 Die Untersuchungen erfolgten ausschließlich am aufgehenden Mauerwerk. Ältere Bauphasen, sofern es welche gibt, ließen sich womöglich archäologisch nachweisen.
- 12 Diese Beobachtung verdanke ich Pfarrer Michael Götz aus Eilsbrunn, dem ich an dieser Stelle für sein Interesse an meiner Arbeit und seine Unterstützung sehr herzlich danken möchte.
- 13 Die Mauertechnik *opus spicatum* wird auch „Ährenmauerwerk“ genannt, aufgrund der Ähnlichkeit der schräg gesetzten Steine mit den Ähren von Getreide.
- 14 Ákos NEMCSICS, Über das in *opus Spicatum* gebaute Mauerwerk am Beispiel der mittelalterlichen Kirchen im Karpatenbecken, in: *Archaeologiai Értesítő* 134 (2009), S. 283–287, hier S. 285.
- 15 Josef MAIER, *Handbuch Historisches Mauerwerk. Untersuchungsmethoden und Instandsetzungsverfahren*, Berlin ²2012, hier S. 23.
- 16 Katarina PAPAJANNI – Judith LEY, Einleitung, in: DIES. (Hg.), *Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz*, Regensburg 2016, S. 9–13; Jürgen PURSCHE, *Architekturoberfläche. Betrachtungen zu historischen Putzbefunden*, in: *ICOMOS-Hefte des Deutschen Nationalkomitees* 1/39 (2003), S. 5–28.



Abb. 1: *Hummeln im Arsch, schlecht in Mathe – und äußerst erfolgreich: die Kabarettistin Eva Karl-Faltermeier*

Säm Wagner

Komödie ist Tragödie plus Zeit

Die Kabarettistin Eva Karl-Faltermeier im Gespräch

Eva Karl-Faltermeier ist so umtriebig wie kaum jemand in der Region. Neben zahlreichen Kulturprojekten hat sie sich als Kabarettistin selbstständig gemacht – und genau da fing die Corona-Pandemie an. Aber ihr war klar: Scheitern ist keine Option. Für ihren Podcast „Es lafft“ erhält sie dieses Jahr den Kulturpreis des Bezirks Oberpfalz.

Was treibt dich an?

Das frage ich mich jeden Tag. Ich glaube, ich bin ein bisschen ADHS-ig und ich habe Hummeln im Arsch. Wenn ich nichts mache, dann bin ich unglücklich. Ich kann nicht entspannen. Wenn alle Urlaubsfotos vom Strand posten, dann weiß ich: Ich wäre dort nicht glücklich. Am glücklichsten bin ich, wenn ich einen vollen Tag habe. Lieber schleppe ich mich dann müde durch und schlafe, wenn ich Zeit dafür habe. Sonst habe ich das Gefühl, ich habe mein Leben nicht ausgenutzt.

Das tut der Kulturszene gut. Du bist ein umtriebiger Charakter. Wo in dieser Szene siehst du dich?

Ich finde die Kulturszene so wahnsinnig bereichernd. Deshalb gehöre ich da gerne dazu. Die ganze

Welt wird immer gleicher und austauschbarer. Die Innenstädte schauen alle gleich aus, die Leute sind gleich angezogen, sie haben denselben Wortschatz. Keiner konzentriert sich mehr auf Dialekte, die uns eigentlich ausmachen. Deshalb will ich den kulturellen Reichtum der Region herausstellen.

Wie wichtig ist dir die Region, in der du lebst?

Sauwichtig! Ich habe schon zweimal versucht wegzuziehen, habe in Erlangen und in Mexiko gelebt. Aber ich halte das dauerhaft nicht aus, weil ich den Menschenkontakt hier liebe. Ich weiß gar nicht, ob der so wahnsinnig besonders ist, wie ich das erlebe oder es auch in meinem Kabarett-Programm verarbeite oder in meinem Podcast thematisiere. Wir Oberpfälzer gelten als maulfaul und hantig. Ich mag es einfach so. Ein Beispiel: Die Gegend, in der ich jetzt wohne, ist auf den ersten Blick kein schönes Naherholungsgebiet. Das sind nicht die Alpen. Aber ich bin da einfach gerne. Gerade weil es nicht schon auf den ersten Blick toll ist. Ich finde es viel interessanter, wenn man sich erst einarbeiten muss. Meine Eltern haben mich in die Oberpfalz eingearbeitet. In Eichhofen, wo ich aufgewachsen bin, ist es immer total neblig. Das Tal der schwarzen Laber ist im Winter ein schwarzes Loch und eiskalt. Und im Sommer wird es auch nicht warm. Du bist dann aber erst einmal nach Regensburg gezogen.

Während des Studiums wollte ich auch mal weggehen und was trinken. Deshalb bin ich nach Regens-

burg gezogen. Da habe ich die alternative Szene für mich entdeckt. Als ich dann aber Kinder hatte, habe ich es mir als Landkind nicht vorstellen können, sie in der Stadt großzuziehen. Und ich bin auch keine Person, die in einem Mehrparteienhaus wohnen kann. Mich würden ja alle aufregen. Die müssen gar nichts machen, sie regen mich einfach durch ihre schlichte Anwesenheit auf. Und ich sie wahrscheinlich auch. Ich bin also besser in einem menschenarmen Gebiet aufgehoben.

Du hast schon ganz viel ausprobiert. Hast ein Volontariat in einer Zeitungsredaktion gemacht, hast in verschiedenen Pressestellen und im Social-Media-Bereich gearbeitet. Wie kam der harte Schnitt zur Selbständigkeit als Kabarettistin?

Ich wollte immer mein Geld mit Schreiben verdienen. Mein Vater war Pressesprecher. Er hat mich als Kind regelmäßig zu Veranstaltungen mitgenommen. Oft war eine Journalistin da, die mir immer wieder mal eine Fünf-Mark-Münze gegeben hat. Das hat mich interessiert. Ich dachte: Was hat die für einen tollen Beruf, dass sie mir immer fünf Mark geben kann? Gleichzeitig sind meine Aufsätze in der Schule gelobt worden. Da dachte ich mir: Journalistin, das kann ich auch machen. Das war auch gut so. Denn irgendwann wusste ich: Das ist auch mein Notanker.

Dann kam die Arbeit in den Pressestellen. Das war ein Versuch einer Fünf-Tage-Woche, was es ja in Zeitungsredaktionen nicht gibt. Aber da habe ich auch schnell gemerkt: Diese Fünf-Tage-Woche macht mich verrückt. Wenn ich am Wochenende gemerkt habe: Jetzt ist es langsam Sonntagabend und morgen muss ich wieder in die Arbeit. Das machte mich ganz krank. Ich konnte mir dann auch den Tatort nicht mehr anschauen. Weil ich traurig war, wenn der Tatort aus und der Sonntag damit vorbei war. Ich habe lange gebraucht, aber ich habe gemerkt: Das Konzept

„Angestellt sein“ liegt mir nicht. Ich musste mich also selbständig machen. Das hat zuvor in meinem Kopf nicht stattgefunden.

Wie kam es dann zum Kabarett?

Schon 2016 habe ich parallel zum Beruf Kabarett gemacht. Das waren meist Hau-Ruck-Produktionen, die nicht immer super gut, aber wenigstens lustig waren. Dann habe ich angefangen, drei Tage die Woche zu arbeiten und nebenbei Kabarett zu machen – für die Seele. Doch das nahm immer mehr Fahrt auf. Ich hatte schnell eine eigene Agentur, so dass ich Ende Januar 2020 meinen Job kündigte. Und wir wissen ja, was danach gekommen ist ... Durch Corona war ich also am 1. April gleichzeitig selbstständig und arbeitslos. Aber da dachte ich mir: Jetzt musst du das irgendwie durchziehen. Da ich bei den Hilfen durch alle Raster gefallen bin, musste ich kreativ sein. Und plötzlich war ich eine der wenigen, die nicht gesagt hat: Das sitzen wir jetzt aus. Ich wollte Geld verdienen. Zuerst habe ich viel für den Bayerischen Rundfunk gemacht und dann habe ich einfach alle Anfragen für Streaming- und Fernsehauftritte angenommen, die reinkamen. Und in einer Fernsehsendung sah mich auch jemand von einem Verlag. Da bekam ich das Angebot, ein Buch zu schreiben. Zuerst habe ich fast bereut, dass ich alles angenommen habe, weil ich mich fast totgearbeitet habe. Aber es war die einzige Chance.

Wie haben deine Eltern reagiert, als du gesagt hast, dass du Kabarettistin werden willst?

Ich habe jeden Tag einen Anruf bekommen, dass meine Mama nicht mehr schlafen kann und mein Papa sich Sorgen macht. Dann habe ich ihnen erklärt, dass alle in unserer Familie selbstständige Landwirte oder selbstständige Handwerker waren. Es gab in unserer Familie niemals Angestellte – bis auf meinen Papa und meine Mama. Ich habe sie gefragt: Wo soll

ich das denn genetisch herhaben? Sie haben dann auch gesehen, dass ich geschäftstüchtig bin. Da hatten Sie dann wieder Angst, weil ich so wahnsinnig schlecht in Mathe war. Aber ich habe mir einen guten Steuerberater und eine gute Agentur gesucht. Ich wurde von allen ein bisschen belächelt, deshalb wusste ich: Scheitern ist keine Option. Wenn jemand nicht an mich glaubt, motiviert mich das mehr als wenn jemand an mich glaubt.

Deine Familie und deine Freunde sind regelmäßig Themen in deinen Auftritten. Wie gehen sie damit um?

Meine Kinder gehen gerne zu meinen Auftritten. Aber: Mein Sohn hasst es, wenn ich etwas über ihn sage. Ich habe ihm beigebracht, dass das eine Bühnenfigur ist und er damit nur am Rande zu tun hat. Ich habe aber auch festgestellt: Das hasst jeder in meiner Familie.

Bei dir ist es auch schwierig zu unterscheiden. Wo bist du in deiner Rolle und wo nicht?

Da das, was ich mache sehr authentisch ist, denken die Leute meist, ich bin so. Das stimmt aber nicht. Ich rede daheim nahezu nichts. Ich bin ein ganz schweigsamer Mensch. Was ich aber im Kabarett erzähle, hat einen Kern Wahrheit. Da ich alleinerziehend bin, wird mein nächstes Programm wahrscheinlich auch das Thema streifen. Ich mag auf der Bühne nicht so tun als sei ich glücklich verheiratet. Und so bin ich dann auch gerne Sprachrohr für Menschen, denen es ähnlich geht und biete denen eine Identifikationsfläche. In meinem Podcast bin ich natürlich schon immer ich selber.

Was dich aber auch authentisch macht, ist das Zelebrieren des eigenen Scheiterns.

Ich liebe ja das Scheitern. Das heißt jetzt nicht, dass ich immer scheitern will. Mein Lieblingssatz ist: Komödie ist Tragödie plus Zeit. Wenn dir irgendein Mist passiert, wird das doch mit der Zeit immer lusti-



ger. Wenn man bei einer Beerdigung irgendwann über den Gestorbenen lacht, über irgendetwas, was bei ihm schiefgelaufen ist ... Das braucht man doch für die Seele. In der heutigen Zeit sind alle so angestrengt und wollen so perfekt sein. Jeder kritisiert andere. Da ist es doch wichtig, dass man mal drei Schritte zurückgeht und sagt: Was bin ich selber für ein Depp? Über meine Scheidung konnte ich schon drei Wochen nach der Trennung lachen. Das ist dann halt passiert, da muss man das Beste daraus machen. Aus der Krise kommt die Kraft.

Du hast erzählt, dass deine Kinder und deine Eltern nicht immer glücklich sind, wenn sie auf der Bühne

Abb. 2:
Eva Karl-Faltermeier
spielte ihr Kabarett-
programm unter
anderem im Schloss
Thurn & Taxis.



Abb. 3:
Sie mag den
Menschenschlag
in der Oberpfalz –
und den Grant.

thematisiert werden. Sind die Menschen in deinem Umfeld auch vorsichtig geworden, mit dem was sie dir erzählen?

Nein, meine Familie ist total laut und unvorsichtig. Es ist eher so, dass sie sagen: Das wäre jetzt was für dein Kabarett.

Du hast bei deinen Projekten immer viele Mitstreiter dabei. Wie wichtig ist dir dein Netzwerk?

Ich liebe es, Leute zusammenzubringen. Das gibt mir ganz viel Freude. Auch, wenn ich nur im Hintergrund stehe und weiß: Die beiden habe ich jetzt zu-

sammengebracht. Ich arbeite mit diesen Leuten auch gerne langfristig zusammen, weil ich weiß, dass das gut für unsere gesamte Region ist. Ein Nucleus, der zusammenarbeitet, sich unterstützt und gut übereinander redet, der tut uns allen gut. Und der nimmt auch niemandem etwas weg. Ein Beispiel: Mit der Poetry Slammerin Teresa Reichl bin ich mir einig, dass es in dieser Stadt genug Platz für zwei lustige Frauen gibt. Es gibt sogar Platz für zehn lustige Frauen. Es ist also nicht so, dass jemand, der auf die Bühne geht und auch weibliches Kabarett macht, mir irgendetwas wegnimmt. Viel lieber unterstützt man sich gegenseitig.

In deinem Podcast „Es lafft“ sprichst du mit Menschen über ihr Leben. Wie wählst du deine Gäste aus?

Meist durch Empfehlungen. Oder ich lade persönliche Helden ein und schreibe sie einfach an. Es ist also eine Mischung aus ausgewählten Menschen aus der Region, von denen ich weiß, dass sie interessante Biografien haben und dass sie eine wichtige Rolle hier spielen. So lernt man durch den Podcast auch die hiesige Szene kennen. Mir haben jetzt schon mehrere Leute aus München gesagt, dass sie überlegen, nach Regensburg zu ziehen, weil sie merken: Hier läuft so viel. Sie haben das Gefühl, in der Oberpfalz tut sich gerade etwas. Das ist sicher nicht nur wegen meines Podcasts so. Aber das spielt schon eine Rolle.

Dein Podcast ist nicht unbedingt ein Hochglanzprodukt. In deiner Anmoderation sprichst du einfach drauf los, deine Interviews sind ungeschnitten, dauern gerne auch mal mehr als zwei Stunden.

Große Inszenierungen mag ich nicht. Ich mag das Gebrochene. Ich mag, was nicht ganz perfekt ist und wo es menschelt. Das ist auch so bei meinem Kabarett. Mein Soundcheck dauert fünf Minuten. Ich habe ein Headset, einen Stuhl und einen Tisch. Mehr brauche ich nicht. Wenn etwas inhaltlich überzeugt und eine Seele hat, dann brauchst du nicht so viel. Ein gu-

ter Blues braucht auch nur einen Stuhl, einen Gitarristen und einen, der singen kann.

Aber hast du bei deinem Podcast nicht auch Sorge, dass es einen Teil gibt, der sich zieht und der vielleicht die Zuhörer und Zuhörerinnen langweilen kann?

Da kann man ja vorscrollen. Das darf der Zuhörer oder die Zuhörerin frei entscheiden. Auch in meinem Programm gibt es Stellen, wo es keine Pointen gibt. Da erzähle ich nur. Und die Leute wundern sich, weil sie schon seit zehn Minuten nicht mehr gelacht haben. Aber hinten raus ergibt es einen Sinn und man weiß plötzlich, warum man sich da durchgekämpft hat. Wie lange dürfen Lieder heutzutage sein?

Es muss schnell gehen: Streaminganbieter zahlen erst ab 30 abgespielten Sekunden. Also muss der Refrain schon davor kommen, damit der Hörer oder die Hörerin dabeibleibt.

In solchen Zeiten muss der Podcast die Langspielplatte sein. Da kann auch mal ein Song, mit dem man nichts anfangen kann, dabei sein. Aber hintenraus macht die Platte nur komplett Sinn.

Wie wichtig ist dir Spontanität?

Im Rahmen dessen, wo Spontanität möglich ist, ist es mir sehr wichtig. Es ist natürlich schon alles ein wenig geplant bei mir. Alleinerziehend mit zwei Kindern, dem Job und all den Projekten geht es nicht ohne Kalender. Ich überlege immer, womit ich aufhören könnte, aber ich will ja niemanden hängen lassen. Natürlich habe ich viele Termine. Aber da ich jetzt nicht mehr acht Stunden in einem Job gefangen bin, bin ich fertig, wenn ich fertig bin, und kann dann auch etwas anderes machen.

Du hast im vergangenen Jahr den einen oder anderen Preis abgeräumt. Wie wichtig sind dir die Preise?

Ganz wichtig. Das bedeutet mir total viel. Es ist in der Kulturszene schwer, anerkannt zu werden. In unserer Gesellschaft ist es schwer, als Künstlerin an-

erkannt zu sein. Als jemand, der das nicht zum Zeitvertreib macht, sondern der etwas macht, das einen Wert hat. Man braucht als junger Künstler diesen Zuspruch von außen. Ich finde es schön und wichtig, wenn man auch einmal gesagt kriegt: Du bist auf der richtigen Fährte.

Du sprichst immer wieder über den Grant. Warum magst du den so?

Ich mag keine Menschen, die jeden Morgen aufstehen und gleich grantig sind. Die entwickeln sich nicht. Aber ich mag den Grant, bei dem man etwas verarbeitet und produktiv wird. Mir passiert es oft, dass ich merke, dass ich mich über etwas sinnlos aufrege. Das wissen auch meine Freunde und gehen schon in Deckung, wenn sie merken: Jetzt geht es wieder los. Mir ist der Grant dann zuerst zuwider. Aber dann kommt oft etwas Gutes dabei raus. Und es ist in Ordnung menschliche Gefühle zu haben und die auch rauszulassen. Ein Mann würde sich auch nicht dafür schämen, dass er grantig ist. Und danach kann man auch über sich selbst lachen. Für mich ist das ein Zeichen, dass ich innerlich noch nicht abgestorben bin.

Bei all den Sachen, die du bisher gemacht hast – worauf bist du am meisten stolz?

Meine Kinder natürlich. Beruflich betrachtet ist es das Kabarett. Die letzten zwei, drei Jahre war ich am Rande meiner Leistungsfähigkeit und habe nur auf das eine Ziel hingearbeitet. Und dann hat mein erstes Kabarettprogramm gleich richtig eingeschlagen.

Wo möchtest du noch hin? Ist die Fastenpredigt beim Nockherberg-Anstich vielleicht ein Ziel?

Da möchte ich auf jeden Fall hin. Ich gebe dem Maxi Schafroth jetzt noch zwei, drei Jahre. Dann soll er abtreten, weil die Oberpfalz noch nicht dran war. Und ich habe mir den Nockherberg-Anstich schon als Kind angesehen und mir gedacht: Das musst du einmal machen!



Abb. 1: Schloss Köfering, der Stammsitz der Grafen von und zu Lerchenfeld und Geburtsort von Hugo Graf von und zu Lerchenfeld

Wolfgang Voigt

Der vergessene Ministerpräsident

Die Geschichte von Hugo Graf von und zu Lerchenfeld aus Köfering

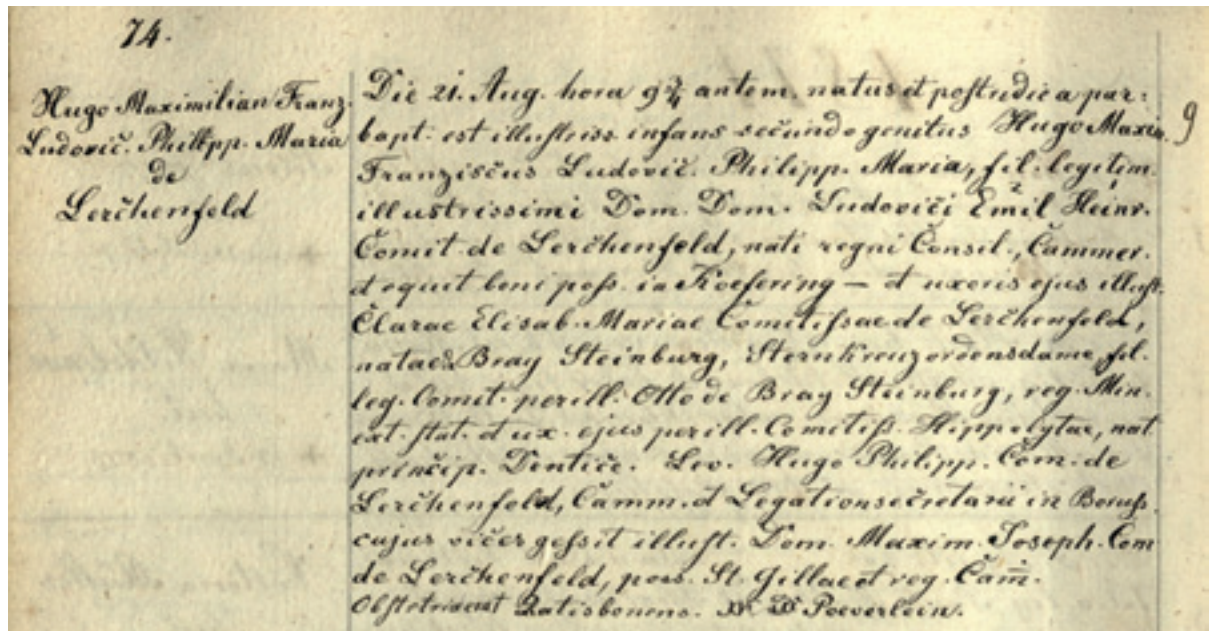
Vor 100 Jahren wurde Hugo Graf von und zu Lerchenfeld zum Bayerischen Ministerpräsidenten gewählt. Das war angesichts der Folgen des Ersten Weltkriegs sowie der konfliktreichen Beziehung zwischen Bayern und Berlin keine einfache Aufgabe. Auch den in der Weimarer Republik aufstrebenden Nationalsozialisten stellte er sich entgegen.

Franz Josef Strauß bezeichnete das Amt des Bayerischen Ministerpräsidenten oftmals als „das schönste Amt der Welt“¹. Dass dieses Amt in den Tagen der Weimarer Republik, als sowohl das Deutsche Reich als auch der Freistaat Bayern auseinanderzubrechen drohten, eine äußerst schwierige Aufgabe war, ist heute weitgehend in Vergessenheit geraten. Ebenso unbekannt ist, dass es in dieser unruhigen Zeit zwischen dem Ende der Monarchie und der Diktatur des NS-Regimes einen Bayerischen Ministerpräsidenten gab, der aus dem kleinen Oberpfälzer Dorf Köfering im Landkreis Regensburg kam: Hugo Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schönberg. Ihn kennen nur noch ausgewiesene Kenner der bayerischen Geschichte.



Abb. 2:
Hugo Graf von und
zu Lerchenfeld im
Jahr 1938

Abb. 3:
Kirchenmatrikel der
Pfarrei Köfering über
die Geburt und Taufe
von Hugo Graf von
und zu Lerchenfeld



Das Geschlecht der Grafen von und zu Lerchenfeld

Das Adelsgeschlecht der Grafen von und zu Lerchenfeld zählt zum altbayerischen Uradel. In ihrer bis ins 11. Jahrhundert nachweisbaren Familiengeschichte brachte die Familie zahlreiche bedeutende Minister, Politiker und Diplomaten hervor. Besonders zu erwähnen ist dabei die Köferinger Linie der Familie. Aus ihr entstammen unter anderem der Reichsrat der Krone Bayerns und Präsident der Kammer der Reichsräte im Bayerischen Landtag, Graf Ludwig von und zu Lerchenfeld (1837–1907), sowie die bayerischen Gesandten Graf Maximilian von und zu Lerchenfeld (1799–1859) und sein Sohn Graf Hugo von und zu Lerchenfeld (1843–1925), der 30 Jahre lang bayerischer Gesandter in Berlin war. Letztes Beispiel dieser traditionsreichen Reihe war Philipp Graf von und zu Lerchenfeld (1952–2017), der zunächst Abgeordneter des Bayerischen Landtags war und anschließend den Wahlkreis Regensburg im Deutschen Bundestag vertrat.

Ein Mitglied der gräflichen Familie schaffte es gar bis an die Staatsspitze Bayerns: Hugo Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schönberg. Er wurde am 21. September 1921 zum Bayerischen Ministerpräsidenten gewählt.

Ausbildung und Karriere

Nach dem Abitur (1889) studierte Hugo Graf von und zu Lerchenfeld an den juristischen und philosophischen Fakultäten in München und Berlin. Seinen Wehrdienst leistete er beim Königlich Bayerischen I. Ulanen Regiment (1893/1894) ab, ehe er Beamtenstationen in Regensburg, Berlin und München aufnahm. Es folgten Stationen als Bezirksamtsassessor in Neustadt in der Pfalz (1900), als Assessor im bayerischen Innenministerium für Kirchen und Schulangelegenheiten (1904) und als Bezirksamtmann in Berchtesgaden (1909). Kurz vor Kriegsbeginn wurde er im April 1914 zum Referenten im bayerischen Kultusministerium befördert. Im Ersten Weltkrieg versah

er seinen Dienst im Rang eines Rittmeisters d.R., ehe er im Reichsregierungsdienst im Ausland Verwendung fand: Zunächst arbeitete er in Warschau in der Zivilverwaltung des Generalgouvernements, später als stellvertretender Polizeipräsident von Warschau und Lodz.

Eine erste diplomatische Aufgabe erhielt Hugo Graf von und zu Lerchenfeld als Kommissar der Reichsregierung bei der königlich polnischen Regierung im Jahr 1917. Später war er als Geheimer Legationsrat und Vortragender Rat im Auswärtigen Amt des Deutschen Reichs für Russland und dann für Italien zuständig, ehe er als bevollmächtigter Vertreter des Auswärtigen Amtes und der Reichsregierung in Darmstadt im Herbst 1920 eine Gesandtenstelle antrat.² Diese Funktion füllte er aus, als sich die Spannungen zwischen Bayern und dem Reich zu einer Regierungskrise in München zuspitzten und er zurück in seine bayerische Heimat gerufen wurde.

„Ich nehme die auf mich gefallene Wahl an“³: Ministerpräsident in unruhigen Zeiten

Nach dem Rücktritt der Regierung von Gustav von Kahr wählte der Bayerische Landtag am 21. September 1921 auf Vorschlag der Bayerischen Volkspartei (BVP) Hugo Graf von und zu Lerchenfeld zum neuen Ministerpräsidenten. Der Graf stützte seine Koalitionsregierung auf die Bayerische Volkspartei (BVP), den Bayerischen Bauernbund (BB) und die Deutsche Demokratische Partei (DDP). Er bekleidete dabei neben dem Amt des Ministerpräsidenten zugleich die Ämter des Außen- und des Justizministers.

In seiner Ansprache an die Fraktion der Bayerischen Volkspartei nach der Wahl bezeichnete Graf von und zu Lerchenfeld das „Bekenntnis zur christlich-nationalen Gesinnung, das Festhalten und die

Verteidigung der Rechte Bayerns und die Fühlung mit anderen Staaten“⁴ als Kernpunkte seines Programms. Ihm gelang es, den Konflikt mit dem Reich, der zum Ende der Vorgängerregierung geführt hatte, rasch beizulegen.

„Lerchenfeld war in der damaligen Situation genau der Mann, den die BVP suchte“⁵, analysiert Hans Hinterberger in seiner Dissertation die Wahl des Grafen zum Ministerpräsidenten: „Ein guter Name, der auf Verbundenheit zu Bayern, zum Königshaus und zur Kirche hinweist, war in der Person Lerchenfelds gepaart mit dem Image des honorigen Fachmanns, der von außerhalb der Partei und von außerhalb des Parlaments kam.“⁶

Auch in Berlin hatte man in seiner Wahl ein günstiges Anzeichen für eine Verständigung mit Bayern ohne Gefährdung der Reichseinheit gesehen. Das Wohlwollen Berlins nahm man jedoch in Bayern wiederum mit Argwohn wahr: „Das Lob der Berliner mußte uns Bayern etwas stutzig machen“⁷, kommentierte beispielsweise der Rosenheimer Anzeiger die Wahl des Grafen zum Bayerischen Ministerpräsidentenwahl. Indessen gelte dem neuen Manne gegenüber jedoch das Wort „Abwarten und nach seinen Taten messen“⁸.

Ein Ministerpräsident geprägt vom christlichen Menschenbild und vom Wunsch nach Versöhnung

In seiner Rede bei einer Versammlung der Bayerischen Volkspartei am 22. Februar 1922 in München legte Graf von und zu Lerchenfeld seine politischen Vorstellungen nochmals dar: „Politik wird immer letzten Endes Idealpolitik sein müssen. Deshalb muss auch der Politiker mit beiden Füßen auf festem Boden wandeln, die Augen jedoch nach oben gerichtet haben. Wandelt er über den Wolken, so wird er als Sektierer,

Schwärmer, Ideologe scheitern. Geht er dagegen gewissermaßen auf allen Vieren und mit der Nase am Boden, so sinkt er zum Geschäftspolitiker herab.“⁹

Die aktuelle Situation der Weimarer Zeit beurteilte der Ministerpräsident dabei nüchtern: „Der neue Staat ist keineswegs weder nach außen noch nach innen fest begründet; die eigentliche Siegerin in der Revolution, die Sozialdemokratie, hatte nicht die Macht, den neuen Staat mit den nötigen Festigungsmitteln in ihrem Sinne auszustatten.“¹⁰ Er bemängelte, dass in Deutschland ein geschlossenes Vaterlandsgefühl fehle.¹¹ Die Lage sei „im Wesentlichen beherrscht durch die Folgen des verlorenen Krieges und durch die diktatmäßigen Vertragsinstrumente, vom Waffenstillstand angefangen über den Versailler Vertrag bis zu [... weiteren] Forderungen [... der] ehemaligen Kriegsgegner“¹².

Einer Politik des Revanchismus erteilte Graf von und zu Lerchenfeld, der mit der Amerikanerin Ethel Wyman¹³ verheiratet war, aber eine klare Absage: „Wir stehen vor einem ehernen Egoismus der Regierungen und auch der Völker“¹⁴, klagte der Ministerpräsident. „Die Erkenntnis unserer Lage stellt eine Hauptforderung an uns: Würde und Zurückhaltung gegenüber den ehemaligen Kriegsgegnern.“¹⁵ Gleichzeitig forderte er: „Wenn wir uns auf den Standpunkt der Gewalt und der Revanche stellen, kommen wir nicht weiter als unsere Väter und Vorväter. Es ist notwendig, ohne das Selbstbewusstsein und ohne den Willen zum nationalen Dasein irgendwie zu verleugnen, nach außen hin den Geist des Christentums zu pflegen, den Geist der Gerechtigkeit und Versöhnung, ohne daß man etwa dahin kommt, daß man sich selbst preisgibt, und ohne daß man auch dulden darf, daß der andere Ungerechtigkeiten begeht.“¹⁶

In dieser Forderung kommt auch seine tiefe Verwurzelung im katholischen Glauben zum Ausdruck,

denn schließlich war Graf von und zu Lerchenfeld Mitglied des Ordens der Ritter vom Heiligen Grab zu Jerusalem¹⁷, der neben dem Malteserorden einer von zwei päpstlichen Ritterorden ist. „Da wo Liebe und Freundschaft herrschen, herrscht auch Verständnis und wo Verständnis herrscht, werden auch manche unserer Wünsche verständnisvoll aufgenommen werden, und ich bin überzeugt, daß es auf diesem Wege gelingen wird, stets in Liebe und Eintracht miteinander zu beraten und zu taten“¹⁸, so der Graf.

Eintreten für staatliche Ordnung und gegen Antisemitismus

Der Erlass des Gesetzes zum Schutz der Republik durch das Deutsche Reich im Juli 1922 führte erneut zu Spannungen mit Berlin und zu einer schweren Kabinettskrise. Graf von und zu Lerchenfeld wurde überstimmt und mit der DDP verließ ein Koalitionspartner die Regierung. An ihrer Stelle trat die Bayerische Mittelpartei der Regierung bei, die bereits Koalitionspartner in der Vorgängerregierung von Kahr war. Graf von und zu Lerchenfeld konnte dadurch zunächst weiterregieren, die Koalition rückte aber weiter nach rechts.¹⁹

Dem zu dieser Zeit immer offener auftretenden Antisemitismus und der nationalsozialistischen Bewegung von Adolf Hitler stellte sich der Graf persönlich entgegen. Da er das Gepolter der vaterländischen Hetzredner verabscheute, wies er in seiner Regierungserklärung am 5. April 1922 den Österreicher Adolf Hitler in die Schranken: „Ich glaube, dass wir alle Veranlassung haben, diesen Herren in übertragener Anwendung den Grundsatz ‚Noblesse oblige‘ vorzuhalten, in dem Sinne, daß [...] er nicht durch eine alles Maß überschreitende Hetze gegen Regierung und Volksgenossen, die ihm gerade nicht gefallen, das



Gastrecht mißbrauche, das er in Bayern genießt.“²⁰ Durch die angedrohte Ausweisung Hitlers, sowie durch die Entfernung des Hitler-Förderers Ernst Pöhner aus dem Münchner Polizeipräsidium, machte er sich die Nationalsozialisten zum Feind. „Wenn schon längst kein Mensch mehr den Namen Lerchenfeld nennen wird, wird die nationalsozialistische Bewegung immer noch im Wachsen sein“²¹, erwiderte Hitler den Angriffen des Grafen.

Auch dem propagierten Antisemitismus trat der Graf offen entgegen: „Die Regierung hat die Pflicht, die Staatsbürger zu schützen, also auch unsere jüdischen Staatsbürger. [...] Als Mensch und Christ verurteile ich

einen Antisemitismus, der den Grund für alle Krankheiten unseres Volkslebens im jüdischen Geiste sieht. Auf dem Weg der antisemitischen Agitation werden wir keinen der Schäden wirksam bekämpfen, der etwa aus einer jüdischen Geistesrichtung entspringen sollte. Alle die beklagenswerten Erscheinungen lassen sich vielmehr nur durch die sittliche Kraft des ganzen Volkes überwinden“²², sagte er im Landtag. In seinen Überlegungen hatte er vielmehr die Inflation als einen wesentlichen Unruhefaktor der Zeit erkannt und wollte sie bekämpfen.²³ Doch Graf von und zu Lerchenfeld, der relativ überraschend von außerhalb Bayerns in seine Heimat zurückgerufene Ministerpräsident, unterschied

*Abb. 4:
Hugo Graf von
und zu Lerchenfeld
im Jahre 1916 in
Warschau*



Abb. 5: Der Bayerische Landtag in der Prannerstraße in München

sich in vielen seiner Anschauungen von weiten Teilen der politischen Elite Bayerns. Der BVP- und spätere CSU-Politiker Karl Schwend bezeichnete ihn gar als den „zugleich der Zeit und Welt aufgeschlossenste[n] Minister, den das bürgerliche Regime in den Jahren seiner parlamentarischen Herrschaft in Bayern hervorbrachte“²⁴. Dennoch war er innerhalb der bayerischen Politik isoliert und konnte keinen langfristigen Einfluss ausüben. So blieben, wie es der Historiker Peter Jakob Kock ausdrückte, die „Warnrufe eines Besonnenen ohne politischen Widerhall“²⁵.

Trotz seiner zweifellos erfolgreichen Politik verlor Graf von und zu Lerchenfeld zunehmend den Rückhalt in der eigenen Partei. Gleichzeitig gaben sich Widersacher des Grafen für „Hintertreppenmethoden“²⁶ her und präparierten „aus alten Ehescheidungsakten, in denen der Name seiner Frau [...] verzeichnet war, Wurfgeschosse gegen seine Familienehre“²⁷. Angewidert von diesem Treiben²⁸, an dem sich auch hochgestellte, der eigenen Partei nahestehende Persönlichkeiten beteiligten, entstand in ihm der Wunsch, das Feld zu räumen.²⁹ Gänzlich desillusioniert und isoliert trat er am 2. November 1922 zurück.³⁰

Die kurze Amtszeit mag heute überraschend erscheinen. „In der politischen Kultur des von den Folgen des Krieges, vom Ende der Monarchie, dem revolutionären Umbruch, vom Verlust von staatlichen Rechten über Bahn, Post und Armee an das Reich, den Krisen der frühen Jahre der Weimarer Republik und des von den Anfängen der Nationalsozialisten erschütterten Landes konnte das Ministerpräsidentenamt in der ersten parlamentarischen Demokratie Bayerns nur mühsam Stabilität und Geltung gewinnen“³¹, urteilt der Historiker Prof. Dr. Ferdinand Kramer. So wechselte in der Zeit von 1919 bis 1924 der Ministerpräsident viermal. Die drei Ministerpräsidenten Gustav von Kahr (1920–1921), Hugo Graf von und zu Lerchenfeld (1921–1922) und Eugen von Knilling (1922–1924) waren Spitzenbeamte, ehe sie zum Ministerpräsident gewählt wurden. Diese Ära wird daher als die Zeit der Beamtenministerpräsidenten bezeichnet.³²

Wirken nach dem Rücktritt

Seinen Rücktritt als Ministerpräsident verstand Graf von und zu Lerchenfeld nicht als Rückzug aus Politik und Diplomatie. So kandidierte er im Jahr 1924 für

den Reichstag, wobei ihm hier von Anfang an klar war, dass dies nur eine Übergangsstation sein sollte. In seinen Memoiren schreibt er hierzu: „Als ich bei den Wahlen zum Reichstag im Frühjahr 1924 meine Kandidatur auf der Reichsliste der Bayerischen Volkspartei betrieb, hatte ich alles andere wie den gewissermaßen berufsmässigen Parlamentarismus für den Rest meines öffentlichen Lebens im Auge. Die Umstände hatten mich vielmehr auf diese Bahn gedrängt als die einzige, von der aus mir die Rückkehr in eine amtliche Laufbahn in Aussicht stehen mochte. Eine führende Stellung in Bayern wieder zu erlangen, hielt ich für ausgeschlossen, da die herrschende Partei [Anm.: Bayerische Volkspartei] [...] Dr. Held auf den Schild gehoben u. damit die Person an die Spitze der Regierung gebracht hatte, die allein auf [...] Dauer im Stande war, das Amt des Ministerpräsidenten mit Erfolg der Partei gegenüber auszufüllen. Die Entwicklung hat jedenfalls die Richtigkeit dieser meiner Ansicht bestätigt. Dr. Held vermochte sich auf seine Partei gestützt bis zum Durchbruch der nationalsozialistischen Sturmflut 1933 zu behaupten, während den früheren Staatslenkern ohne Ausnahme eine nur kurze Amtsdauer beschieden gewesen war.“³³

Am 9. Juni 1926 erhielt Hugo Graf von und zu Lerchenfeld ein Telegramm von Staatssekretär von Schubert im Auftrag von Gustav Stresemann: „Graf Lerchenfeld M.d.R., Schloss Gaibach, Volkach – Reichsminister des Auswärtigen möchte Sie in dringender persönlicher Angelegenheit möglichst bald sprechen und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ihn möglichst sofort in Bad Wildungen Hotel Fürstenhof zu diesem Zwecke aufsuchen könnten.“³⁴

Bereits am nächsten Tag traf Graf von und zu Lerchenfeld mit Außenminister Stresemann zusammen: Dieser informierte Graf von und zu Lerchenfeld, dass er ihn beim Reichspräsidenten als Gesandten in Wien

vorschlagen möchte. „Ich brauche meine Empfindungen nicht zu schildern“³⁵, notiert der Graf in seinen Memoiren. „Der Vorschlag entsprach meinem langgehegten Wunsch, wenn ein Posten mich anzog, wenn ich glaubte, für einen Posten das notwendige Rüstzeug mitzubringen, so war es Wien. Kein Botschafterposten wäre als begehrenswerter erschienen.“³⁶

Ende Oktober 1926 trat Graf von und zu Lerchenfeld die Stelle des deutschen Gesandten in Österreich an und füllte sie bis zum Frühjahr 1931 aus. Nach viereinhalb Jahren in Wien wechselte Graf von und zu Lerchenfeld als Gesandter nach Belgien, ehe er 1933 in den einstweiligen Ruhestand und 1934 in den endgültigen Ruhestand versetzt wurde. Da Graf von und zu Lerchenfeld und Hitlers NSDAP sich bereits zu seiner Zeit als Bayerischer Ministerpräsident mit großer Ablehnung gegenüberstanden, verwundert es nicht, dass für ihn im nationalsozialistischen Regime kein Platz war. Er musste seine Gesandtentätigkeit aufgeben.

Im Jahr 1938 erklärte Graf von und zu Lerchenfeld beim letzten Aufeinandertreffen mit seinem ehemaligen Mitarbeiter und Freund Karl Sommer, er schätze sich glücklich, seitdem er dem politischen Leben den Rücken gekehrt habe.³⁷ Dabei vertrat er die Auffassung: „Unter mir [als Ministerpräsidenten] hätte Hitler nicht ungestraft den Aufmarsch auf Oberwiesefeld im Mai 1923 gemacht. Ich hätte ihn ausgewiesen. Zum Hitlerputsch und zu der ganzen Hitlerei wäre es nicht gekommen.“³⁸ Sommer schreibt dazu in seinen Lebenserinnerungen „So wie ich den Grafen kennengelernt habe, ist nicht daran zu zweifeln, daß er dementsprechend gehandelt hätte. Sein Innenminister Dr. Schweyer hätte keinen Augenblick gezögert, ihm die Gefolgschaft zu leisten.“³⁹

Neben seiner politischen und diplomatischen Tätigkeit gehörte Graf von und zu Lerchenfeld dem Zen-



Abb. 6: Grabstein von Hugo Graf von und zu Lerchenfeld auf dem Friedhof in Percha am Starnberger See



Abb. 7: Detail des Grabsteins

tralvorstand des Deutschen Caritasverbandes (DCV) an⁴⁰ und engagierte sich für die Freie Wohlfahrtspflege. Seit deren Gründung 1925 war er Präsident der Deutschen Liga der freien Wohlfahrtspflege. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde Graf von und zu Lerchenfeld dort auf den einflusslosen Posten des Ehrenpräsidenten abgeschoben.⁴¹

Letzte Lebensjahre

Seine letzten Lebensjahre verbrachte Hugo Graf von und zu Lerchenfeld in Percha am Starnberger See. Er empfing dort Besuch, wie beispielsweise mehrmals den Erzbischof von München und Freising, Kardinal Michael von Faulhaber. Zudem arbeitete er intensiv mehrere Jahre zusammen mit seiner Frau Ethel an den Memoiren seines Onkels, Taufpaten und Namensvet-

ters, des bayerischen Gesandten Hugo Graf von und zu Lerchenfeld (1843–1925). Sie überarbeiteten dessen Manuskripte zu „Erinnerungen und Denkwürdigkeiten 1843–1925“ sowie „Kaiser Wilhelm II. als Persönlichkeit und Herrscher“. Die Fertigstellung des Buches über Kaiser Wilhelm II. erlebte Ethel Gräfin von und zu Lerchenfeld nicht mehr. Sie verstarb am 28. Januar 1943. Ihr Mann widmete daher das Buch seiner „geliebten Frau und Mitarbeiterin Ethel Gräfin Lerchenfeld, die die Vollendung nicht mehr hat erleben dürfen“⁴², wie er im Vorwort vermerkte.

Hugo Graf von und zu Lerchenfeld selbst starb knapp ein Jahr später am 13. April 1944 im Alter von 72 Jahren in München. Er wurde auf dem Gemeindefriedhof von Percha an der Seite seiner Frau bestattet. Das Grab ist bis heute erhalten.

- 1 Claus BRÜGMANN – Renate HÖPFINGER, Ministerpräsident Franz Josef Strauß, in: Das schönste Amt der Welt. Die Bayerischen Ministerpräsidenten von 1945 bis 1993, München 1999, S. 152.
- 2 Vgl. Hans HINTERBERGER, Unpolitische Politiker?. Die bayerischen „Beamtenministerpräsidenten“ 1920–1924 und ihre Mitverantwortung am Hitlerputsch, Dissertation, Regensburg 2016, S. 230–232.
- 3 O.V., Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des Bayerischen Landtags, 76. öffentliche Sitzung am 21.09.1921, S. 4.
- 4 O.V., Graf v. Lerchenfeld bayer. Ministerpräsident, Rosenheimer Anzeiger Nr. 219, Rosenheim 22.09.1921, Titelblatt.
- 5 HINTERBERGER, Beamtenministerpräsidenten (wie Anm. 2), S. 236.
- 6 Ebd.
- 7 O.V., Lerchenfeld (wie Anm. 4.), Titelblatt.
- 8 Ebd.
- 9 Hugo Graf von und zu LERCHENFELD, Die Erziehung des Volkes zur Politik, München, Heft 6, 25. Juni 1922, S. 1.
- 10 Ebd., S. 6.
- 11 Vgl. ebd.
- 12 Ebd., S. 7.
- 13 In der New York Times vom 12.02.1922 findet sich ein halbseitiger Artikel von Charles J. Rosebault („Premier's wife once New Yorker“), der Ethel Wyman als außergewöhnliche Frau beschreibt: Ethel galt gemäß Rosebault als „famous for [her] beauty“. Nur ein „unverbesserlicher Frauenverächter hätte der außergewöhnlichen Schönheit von Ethel Wyman widerstehen können“, so Rosebault. Er beschrieb Ethel Wyman als „überdurchschnittlich groß, schlank, energisch und hervorstechend in ihrer Anmut besonders gegenüber den sportlichen amerikanischen Damen, mit klassischen Merkmalen individualisiert mit einer dominanten Persönlichkeit und mit einer kräftigen Gesichtsfarbe, heiter mit unerschöpflicher Begeisterung, war sie eine von denen, denen jeder instinktiv den Platz in der ersten Reihe anbietet und eine, um die Männer herumschwirren, um zu helfen, alle Hindernisse überwinden, nur um das Taschentuch oder den Handschuh aufzuheben, das Fenster zu öffnen oder zu schließen – eben all das zu machen, was möglicherweise dazu führt, ein Lächeln zu gewinnen. Aber das war nicht alles. Da war Intelligenz hinter diesen faszinierenden Augen und ein aufstrebender Geist in der göttlichen Schönheit.“ Schon seit ihrer Jugend sei Ethel Wyman sowohl an Kommunal- als auch an Weltpolitik sehr interessiert gewesen und hätte den Vorteil genossen, nicht so diplomatisch agieren zu müssen wie ihr Mann. Daher vertrat sie, gerade auch als Amerikanerin, offen ihre Meinung.
- 14 LERCHENFELD, Erziehung (wie Anm. 9), S. 7.
- 15 Ebd.
- 16 Ebd., S. 15.
- 17 Vgl. Valmar CRAMER, Der Ritterorden vom Hl. Grabe, Köln 1952, S. 87.
- 18 LERCHENFELD, Erziehung (wie Anm. 9), S. 14.
- 19 Vgl. Heinz HÜRTEN, Kabinett Lerchenfeld 1921/1922, in: Historisches Lexikon Bayerns, https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Kabinett_Lerchenfeld,_1921/22 (19.08.2021).
- 20 O. V., Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des Bayerischen Landtags, 122. öffentliche Sitzung am 05.04.1922, S. 446.
- 21 Hinterberger, Beamtenministerpräsidenten (wie Anm. 2), S. 332.
- 22 O.V., Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des Bayerischen Landtags, 122. öffentliche Sitzung am 05.04.1922, S. 446.
- 23 Vgl. Hinterberger, Beamtenministerpräsidenten (wie Anm. 2), S. 488.
- 24 Karl SCHWEND, Bayern zwischen Monarchie und Diktatur, München 1954, S. 184.
- 25 Peter Jakob KOCK, Vor 75 Jahren. Warnrufe eines Besonnenen ohne politischen Widerhall, München, Nr. 3, 1997, S. 32.
- 26 SCHWEND, Bayern (wie Anm. 24), S. 197.
- 27 Ebd.
- 28 Während des Polenaufenthalts ihres Mannes hatte Ethel Gräfin von und zu Lerchenfeld eine Affäre mit dem Münchner Bildhauer Fritz Behn. Behn Frau reichte daraufhin die Scheidung ein. Rechtsnationale Kreise versuchten im Jahr 1922 die bereits mehrere Jahre zurückliegende Geschichte auszuschlachten, um Graf von und zu Lerchenfeld politisch zu diskreditieren. Grundtenor dabei war, Graf von und zu Lerchenfelds männliche Autorität in Frage zu stellen, wenn er nicht einmal seine Frau im Griff habe. Dabei hatte Ethel Gräfin von und zu Lerchenfeld schon längst ehrlich bereut und ihr Mann hatte ihr ehrlich verziehen, weshalb die Ehe auch nicht in die Brüche ging (vgl. Karl SOMMER, Beiträge zur bayerischen und deutschen Geschichte in der Zeit von 1910–1933, o.O. 1981, S. 160).
- 29 SCHWEND, Bayern (wie Anm. 24), S. 197.
- 30 Vgl. HÜRTEN, Kabinett (wie Anm. 19).
- 31 Prof. Dr. Ferdinand KRAMER, Bayerischer Ministerpräsident, in: Historisches Lexikon Bayerns, https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Bayerischer_Ministerpräsident (11.07.2021).
- 32 Vgl. HINTERBERGER, Beamtenministerpräsidenten (wie Anm. 2), S. 7.
- 33 Staatsarchiv Amberg, Schlossarchiv Köfering Amtsbücher und Akten 38.
- 34 Ebd.
- 35 Ebd.
- 36 Ebd.
- 37 Vgl. Karl SOMMER, Beiträge zur bayerischen und deutschen Geschichte in der Zeit von 1910–1933, o.O. 1981, S. 161.
- 38 Ebd.
- 39 Ebd.
- 40 Vgl. Christoph SACHSSE, Von der Kriegsfürsorge zum republikanischen Wohlfahrtsstaat, in: Ursula RÖPER – Carol JÜLLIG, Die Macht der Nächstenliebe, Berlin 1998, S. 202.
- 41 Vgl. Christoph SACHSSE – Florian TENNSTEDT, Der Wohlfahrtsstaat im Nationalsozialismus, Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Band 3, Stuttgart 1992, S. 135.
- 42 Staatsarchiv Amberg, Schlossarchiv Köfering Amtsbücher und Akten 36.



Abb. 1: Ein Teil des tragischen Geschehens des Jahres 1633 im Ort Schierling ist hier zusammengefasst: Die hungrigen schwedischen Plünderer entdecken die letzten Gänse, versetzen die Bevölkerung in Schrecken und lassen Leid und Tod zurück.

Fritz Wallner

„Ihr Gennßhenkher!“

Wie Schierling verarmte, geplündert, verspottet wurde

Das Schierlinger „Gennßhenkher-Fest“ (Gänshänger-Fest) erzählt seit 1995 im Vier-Jahres-Turnus Facetten aus der Geschichte eines Dorfes im „Schwedischen Krieg“ als Teil des Dreißigjährigen Krieges. Hunderte Einheimische werden zu Akteuren, die Viehmarktwiese im Ortskern ist authentischer Schauplatz des Geschehens.

Wenn bei den Schierlinger Männern der Bart immer üppiger wird, dann ist das „Gennßhenkher-Fest“ nicht mehr weit. Alle vier Jahre tauchen sie dann in die Geschichte ihres Heimatortes im 17. Jahrhundert ein. Dabei geht es um Krieg, wie so oft in der Menschheitsgeschichte. Die Zeit war für die Bevölkerung schwer und oft grausam. Bei dem vom Verein für Heimatpflege veranstalteten Schierlinger „Gennßhenkher-Fest“ handelt es sich um gelebte Heimatgeschichte, die von der Verteidigungsbereitschaft bis zur Dankbarkeit für verhindertes Leid reicht. Dass sich dafür rund 500 Schierlinger Bürger kleiden wie um das Jahr 1633, Gäste aus ganz Europa mitwirken und Akteure auch in einfachen Zelten entlang der Großen Laiber einige Tage übernachten, das verleiht Authen-



Abb. 2: Schierlings Ortsheimatpfleger Schorsch Schindlbeck war Initiator und Ideengeber für das „Schierlinger Gennßhenkher-Fest“.

tizität. Es beweist, wie Bürger und Gemeinwesen eine Einheit werden können.

Zuerst die Pest, dann der Krieg

Wer wollte schon wirklich in diesen Jahrzehnten Zeitgenosse gewesen sein? Wohl niemand. Denn zwischen 1618 und 1648 war Europa gefangen vom Dreißigjährigen Krieg, in den 1630er Jahren speziell vom „Schwedischen Krieg“. Die Menschen erlebten genau das Gegenteil von einer beschaulichen „guten alten Zeit“. Armut, politische Wirrnisse, Angst und Machtkämpfe waren ständige Begleiter. Und einige Jahre zuvor, nämlich 1627, war Schierling bereits von der Pest heimgesucht worden.

Wachsam sein, den eigenen Hausstand zusammenhalten, für das Gemeinwesen eintreten und Verteidigungsbereitschaft zeigen – darum ging es. Auch die Schierlinger trugen trotz bitterer Not zur Verteidigung von Hab und Gut bei. Das ist die Geschichte, die Schierlings Ortsheimatpfleger Georg (Schorsch) Schindlbeck schon Anfang der 1970er Jahre bewegte. Er hatte die Idee, eine Gruppe aufzustellen, die sich vorwiegend den Musketieren und Pikenieren aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges widmen sollte. Einen kleinen Teil dieses Gedankens setzte er erstmals bei der Einweihung des Gänshänger-Brunnens 1980 in die Tat um. Er trat dabei in einem historischen Kostüm auf, das er nach gründlichem Studium der Literatur selbst gefertigt hatte. Noch im gleichen Jahr wurde der Verein für Heimatpflege gegründet und etwas später skizzierte Schindlbeck den Ablauf eines dreitägigen Festes. Die Planung ging in alle Einzelheiten, denn der Heimatpfleger war als Perfektionist bekannt. Aufgrund seines außerordentlichen Engagements für die Heimatgeschichte hat ihm der Markt Schierling im Jahr 2004 die Bürgermedaille verliehen.

Im Laufe der Jahre wurden es immer mehr, die sich für diesen Teil der Schierlinger Geschichte interessierten und sich mit ihr identifizierten. Heute wird die Tradition ebenso original wie engagiert von den Ehrenamtlichen rund um Markus Schweiß, Carlheinz Inkoferer, Hans-Peter Stöckl und vielen anderen fortgeführt.

Mit den Schweden kam die Not

Im Juli 1630 hatte der schwedische König Gustav Adolf in den Dreißigjährigen Krieg eingegriffen. Er war mit einem Heer auf der Insel Usedom gelandet, um mit finanzieller Hilfe Frankreichs die protestantischen Reichsfürsten zu unterstützen. Diese waren nach vielen Niederlagen im Kampf gegen den Habsburger Kaiser Ferdinand II. mit dessen Feldherrn Wallenstein und gegen die katholische Liga unter Kommando des bayerischen Kurfürsten Maximilian I. und seines Feldherrn Tilly in schwere Bedrängnis geraten. Die protestantischen Kurfürstentümer Sachsen und Brandenburg hatten sich nach längeren Verhandlungen zögerlich dem Feldzug des schwedischen Königs angeschlossen und viele protestantische Fürsten und Reichsstädte folgten. Im September 1631 hatte das protestantische Heer einen entscheidenden Sieg in der Schlacht bei Breitenfeld errungen und der ganze Südwesten des Reiches war unter den Einfluss der Schweden geraten. Nach einem erneuten Sieg im Folgejahr 1632, in der Schlacht bei Rain am Lech, war das schwedische Heer unter Gustav Adolf donauabwärts zunächst bis Ingolstadt, dann aber nicht wie erwartet weiter nach Regensburg gezogen. Stattdessen drang es südlich der Donau über Landshut vor, das nach einer Lösegeldzahlung unbehelligt blieb. Im Mai 1632 wurde München gegen eine hohe Lösegeldzahlung kampfflos besetzt.



Abb. 3: Die „Schierlinger Schützen vom Kelheimer Landfähnlein“ stehen im Zentrum des „Gennßhenkher-Festes“, das auch die Wehrhaftigkeit eines Dorfes im Dreißigjährigen Krieg zeigt.

Während durch den Feldzug der Schweden große Teile des ländlichen westlichen und südlichen Bayerns schwer verwüstet wurden, blieben Regensburg und die Donauregion nördlich und östlich von Ingolstadt verschont. Grund dafür war die vor Beginn des Krieges ausgebaut Landesfestung Ingolstadt, die vom schwedischen Heer im Frühjahr 1632 nicht eingenommen werden konnte. Sie blockierte die Donau-Nachschublinie für die Schweden, so dass das ursprüngliche Ziel des Feldzugs von Gustav Adolf, donauabwärts über die Reichsstadt Regensburg Wien

zu erreichen, nicht zu verwirklichen war. Militärstrategisch aber war klar, dass die Schweden – unterstützt von ihren kursächsischen Verbündeten – Regensburg auch von Norden her, von Böhmen über die Oberpfalz erreichen könnten. Für die Schweden blieb die protestantische Reichsstadt Regensburg, die mit der Steinernen Brücke sogar einen festen Donauübergang zu bieten hatte, ein militärisch und logistisch attraktiver Ausgangspunkt für einen geplanten Angriff auf die Habsburgischen Erblande.



Abb. 4: Die Gruppe der „Gennßhenker“ im Verein für Heimatpflege gehört seit annähernd 40 Jahren zum Schierlinger Ortsbild.

Die Stadt Regensburg wurde schließlich am 14. November 1633 an die schwedischen Truppen übergeben. Diese waren hungrig, suchten nach Verpflegung und machten vor nichts und niemandem Halt. In dieser Zeit, aber auch bereits auf dem Weg nach Landshut, suchten die Schweden die Gegend südlich der Donau heim. Schierling traf es wohl besonders hart.

Schierlings Schicksal: „Ihr Gennßhenkher!“

Dass diese schwere Zeit gerade in Schierling so lebendig geblieben ist, hat mit einer Begebenheit am Rande der Geschichte zu tun, die über Jahrhunderte hinweg das Verhältnis zu den Nachbarorten beherrschen sollte. Und so kam es: Bis 1631 waren die damals rund 1.500 Schierlinger Bürger vom Krieg verschont geblieben. Dann aber mussten sie umso mehr Leid und Not über sich ergehen lassen. Im Frühjahr 1632 hatte eine „Plünderung an Pferden, Rindvieh und Fahrniß stattgefunden“, berichtet der damalige Pfarrer Reiffenstuehl. Im Jahre 1633 sei „die ganze Pfarr zu Dorf und zu Feld verwüstet worden“, schreibt er weiter. Er selbst war sogar von Haus und Hof gejagt worden. Erst ein Jahr später konnte er seine verwüstete Wohnung wieder beziehen.

Wen wundert es da, dass immer wieder ungeahnte Kreativität freigesetzt wurde, um wenigstens einige Brösel vor den Schweden zu retten. Der Schlossherr griff – wie die Sage bekundet – zum vielleicht letzten Mittel, um seine blütenweißen, leider verräterisch schnatternden Gänse zu retten. Er schlachtete das ebenso kostbare wie köstliche Federvieh und hängte es an der Rückseite des Schlosses auf. Doch das Versteck war zu windig für die hungrigen Schweden, welche die köstliche Speise rasch aufgespürt hatten.

Der Spott für den Schlossherrn angesichts solcher Ungeschicklichkeit übertrug sich – wenn auch völlig



unverdient – auf die Schierlinger. „Ihr Gennßhenkher!“ (Gänshänger) lautete das Schimpfwort knapp 350 Jahre lang. „Ihr hängt eure Gänse auf und seid zu dumm, um ein richtiges Versteck zu finden“, wollte man damit ausdrücken. Unbedeutende Dörfler eben, diese Schierlinger – auch das schwang mit.

Meistens nahmen die geschundenen Seelen Schimpf und Spott klaglos hin. Aber nicht immer. So steht geschrieben, dass Adam Mueßbacher im Jahre 1670 eine saftige Strafe von einem Gulden, acht Kreuzer und vier Heller bezahlen musste, weil er „ain ganz Gemein allda Gennßhenkher verscholten hat“. Aus diesem Urteil hat Heimatpfleger Schindlbeck die originale Schreibweise „Gennßhenkher“ übernommen und in der Folgezeit erfolgreich etabliert.

Abb. 5:
Die historische
Schreibweise
„Gennßhenkher“
geht auf das Urteil
gegen Adam Mueß-
bacher zurück.



Abb. 6:
*Das Üben für die
 Verteidigung ist
 wichtig, um dem
 „Hauptmann von
 Kelheim“ die Ein-
 satzbereitschaft
 zeigen zu können.*

Dem Spott zum Trotz

Besonders die jungen Burschen waren es, die sicher bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges diesen Spott nicht auf sich sitzen lassen wollten. In einem „Schnaderhüpfel“ gaben sie ihren Unwillen darüber kund:

„I bin halt von Schierling,
 vom Gänshängerland,
 i laß mi net spott’n,
 dös waar ja a Schand’.“

Sie rauchten dazu schon mal mit den Burschen der Nachbardörfer. Da ging es vielfach nicht gerade zimperlich zu.

Heute ist dieses Schnaderhüpfel fast vergessen. Heute fühlt sich auch keiner mehr beleidigt, wenn er als „Gänshänger“ bezeichnet wird. Josef Mundigl, einer der Chronisten Schierlings, bringt in seinem Werk aus dem Jahre 1953 den Schierlinger Spottnamen auch in Verbindung mit anderen Ortsneckereien aus der Umgebung, „so mit dem angeblich schlechten Bier der Langquaidler, dem schwarzen Mehl von Teugn und der ungeratenen Kochkunst von Hausen“:

„Da Langquaider Essig,
die Teugener Kleim (Kleie),
und die Schierlinger Gans
machen die Hausener Brüh' ganz.“

Einsatzbereites „Fähnlein“

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts gehörte Schierling zum Landgericht Kelheim. Der bayerische Herrscher Maximilian I. befahl, dass jedes Landgericht ein „Fähnlein Fußsoldaten“ aufstellen soll, um eine erste Verteidigung gegen Angriffe zu ermöglichen. Weil Schierling eine Art von Unterzentrum war, gab es einen Schießstand mit eigenen Schützen. „Der Schießstand war am Rathausplatz, dort wo heute der Politi steht“, verortet Heimatpfleger Schindlbeck den Standort beim heutigen Haushaltswarenladen. Damit die einheimischen Miliz-Schützen nicht immer nach Kelheim fahren mussten, übten sie dort einmal im Monat. Auch die „Herren Sexer“, die damaligen Gemeinderäte, waren zum Mitmachen verpflichtet. Um die Motivation für Einsatzbereitschaft und Treffsicherheit der Schierlinger hoch zu halten, kam der Landrichter regelmäßig zum inspizierenden Besuch.

Schindlbecks Inszenierung

Heimatpfleger Schorsch Schindlbeck hatte den sehnlichen Wunsch, einmal genügend Männer mit ihren Frauen und Kindern zu finden, um die Tradition der „Schierlinger Schützen vom Kelheimer Landfähnlein“ wieder aufscheinen zu lassen. Um die Situation in einem Feldlager leben und zeigen zu können, musste er immer wieder einen Blick auf die regulären Schützen werfen und für seine Inszenierung trotz aller Akribie Kompromisse schließen. In einem Feldlager machten die eigentlichen Soldaten nur rund ein Drittel der Be-



satzung aus. Der Rest waren Frauen und Kinder, die mit ihren Männern mitzogen, für das leibliche Wohl sorgten und auch Dienste für andere erledigten, vom Waschen bis zum Nähen. Das Geschehen und das Drumherum, von der Kleidung bis zu den Ausrüstungsgegenständen, sollte nach dem Wunsch und Vorbild Schindlbecks bis ins Detail originalgetreu sein. Die Musketiere bekamen den „Lederkoller“, eine Joppe, dazu einen Hut und Strümpfe – alles in Handarbeit gemacht. Für die Lederschuhe fand sich ein Fabrikant. Die Pikeniere brauchten zusätzlich einen Brustharnisch und einen eisernen Sturmhut. Für die

Abb. 7:
Beim Übungsschießen mit den Vorderladergewehren geht es laut und heiß zu.



Abb. 8: Nach dem erfolgreichen Exerzieren tanzen die Marketenderinnen.

Frauen mussten Röcke mit vielen Unterröcken, Blusen, Mieder und Jacken sowie Schürzen genäht werden. „Typisch für die damalige Zeit waren die weißen großen Manschetten und Krägen in verschiedensten Formen“, hatte der Heimatpfleger herausgefunden. Auch die Kinder wurden von Anfang an eingekleidet, denn sie waren für das Stehlen ebenso zu gebrauchen wie für das Legen von Schlingen im Wald.



Abb. 9: An der Großen Laber vertreiben sich die Kinder die Zeit.

Schwerter, Pulver- und Kugelbehälter

Für das Zeichnen der Ausrüstung verbrachte Schindlbeck Tage in Museen, nahm jedes Detail auf und baute auf dieser Grundlage Gewehre (Musketen), Schwerter aus Stahl, Pulverbehälter und Kugelbehälter aus Holz und Leder nach. Jahrelange mühselige Arbeit war dazu nötig. Später kamen auch noch die Zelte dazu. Die Truppe trat bei historischen Festzügen auf, doch



Abb. 10: Die Inspizierung der Truppen durch den „Hauptmann aus Kelheim“ (Friedrich Bronsart, sitzend rechts) bedarf bei den Gemeindeverantwortlichen eines genauen Planes und einer exakten Organisation.

irgendwann genügte es den „Gennßhenkern“ nicht mehr, sich nur anschauen zu lassen und passiv zu sein. Sie wollten alles tun: essen, trinken, schießen, nähen, mit Karten und Würfeln spielen und auch mit Geld umgehen – wie damals. So wurde in der Literatur weitergesucht, ein einfacher Grill gebaut, Kochrezepte wurden ausprobiert und im Museum alte Spielkarten fotografiert. Als Instrumente für die Militärmusik wurden Querfeife und Trommeln eingesetzt, für die

Unterhaltung kamen Drehleier und Dudelsack dazu. Bei den Liedern war es besonders schwer, die Originalität zu wahren, doch auch das gelang.

Besonders freute es die Bevölkerung, wenn Schindlbeck Silber- und Kupferheller, das Zahlungsmittel der Kriegszeit, öffentlich stanzte. Dazu beschriftete er kleine Tüten mit Federkiel und selbst hergestellter Tinte.



Abb. 11: Prominenz in Schierling: links Landrätin Tanja Schweiger, rechts Bürgermeister Raynald Tanter von Schierlings bretonischer Partnergemeinde Penmarch



Abb. 12: Markus Schweiß ist Vorsitzender des Vereins für Heimatpflege und wird von seiner Frau Sonja unterstützt.

Örtliches Kulturgut

Im Jahre 1995 war es dann so weit. Das „Gennßhenkher-Fest“ startete, zuerst war ein Drei-Jahres-Turnus geplant, bald stieg man auf vier Jahre um. Der Verein für Heimatpflege sieht das Gennßhenkher-Fest heute als wichtigen Teil des örtlichen Kulturgutes. Einerseits zeigt es, wie es den Menschen ging, als sich der Hauptmann aus Kelheim, zu dem die Schierlinger Schützen gehörten, zur Visitation angesagt hatte. Dieser Besuch rief auch die Gemeindeverantwortlichen, die Sexer, auf den Plan. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen – damals wie heute. Das Dorf Schierling musste jederzeit verteidigungsbereit sein. Fanfaren kündigten

den Hauptmann aus Kelheim an, der genau das zu kontrollieren hatte. Und weil alles gut geklappt hat, wurde danach gefeiert. Damals vielleicht nicht so kräftig wie heute.

Jedes Mal wird ein großes Gefecht so nachgestellt, wie es sich vor annähernd 400 Jahren ereignet haben könnte. Es gehe nicht um Kriegsverherrlichung, sondern allein um Geschichtsdarstellung, versichert Markus Schweiß, der aktuelle Vorsitzende des Vereins für Heimatpflege. Es werden Kanonen eingesetzt und die Soldaten immer wieder in den unmittelbaren Kampf Mann gegen Mann geschickt. Sieger gibt es nicht – wie es in jedem Krieg eben nur Verlierer geben kann. Beim letzten Fest im Jahr 2018 wurde eine Szene ge-

zeigt, die die Sage auf besondere Weise aufgriff. Die Schierlinger Schützen vom Kelheimer Landfahnlein waren den Schweden auf die Schliche gekommen und versuchten, den Raub der Gänse hinter dem Schloss zu verhindern. Doch das misslang. Die fünf Ganserl wurden Opfer der Feinde, viele Schützen und Pike-niere fanden – in der nachgestellten Szene – den Tod. Tatsächlich sei während des Krieges aber gottseidank kein Schierlinger Soldat zu Tode gekommen, auch wenn einige von ihnen in die nördliche Oberpfalz kommandiert worden seien, weiß Schindlbeck. Aus diesem Grund und weil das Dorf trotz aller Schwierigkeiten und Not noch einigermaßen gut weggekommen ist, gehört auch heute zu jedem Fest ein Gottesdienst. Denn die heute lebenden Nachfahren haben nicht vergessen, wie dankbar ihre Vorfahren dem Herrgott gegenüber waren.

Ein wahres „Volks“-Fest

Was Schierling hier feiere, sei ein wahres Volks-Fest, stellte beim letzten Fest im Jahr 2018 der Bürger Rudi Hüttner voll Anerkennung und mit ein bisschen Stolz fest. Hüttner freute sich über das Engagement so vieler Schierlinger ebenso wie über die Begeisterung, die damit in der Schierlinger Gesellschaft ausgelöst wurde. Um die 5.000 Menschen verfolgten im Laufe der drei Tage das Geschehen. Große Anerkennung kam damals auch von Landrätin Tanja Schweiger, MdB Peter Aumer sowie von Bürgermeister Raynald Tanter aus Schierlings französischer Partnergemeinde Penmarch. Das idyllische Gelände an der Großen Laber sei ideal und man fühle sich wie in einer anderen Welt, meinten Schweiger und Aumer übereinstimmend. „Mich begeistert vor allem das große Engagement so vieler junger Leute!“, sagte der Bretone Tanter. Das komme nicht von ungefähr, machten Sonja Schweiß



Abb. 13: Für die „Sexer“ und den Hauptmann ist das Mahl ein Höhepunkt und angesichts des saftigen Gänsebratens läuft ihnen das Wasser im Mund zusammen.

und Bürgermeister Christian Kiendl deutlich, denn die Gennßhenkher seien ein besonders familienfreundlicher Verein.

Leben im und am Feldlager

Über 600 Mannsbilder, Weiber und Kinder – Einheimische und Gäste – lebten während der drei Festtage im Feldlager, rund 250 übernachteten in Zelten unmittelbar an der Großen Laber. Der Fluss und Bach sorgten für Abkühlung und waren Spielplatz für die Kinder zugleich. Etwa 25 Gästegruppen aus Südwestengland, Brunn, Rostock, Delitzsch und Memmingen sowie vielen anderen Orten waren angereist. Sie



Abb. 14: Für das lagernde Fußvolk gibt es anstelle von Tellern ein „Schüssel-Brett“, aus dem der Eintopf gelöffelt wird.

alle erlebten die Damen-Tanzgruppe, junge Gaukler und Feuerspucker, den Chor des Vereins, Fanfaren, Trommler, einen Nachtwächter, die Landshuter Turmpfeifer und immer wieder das Exerzieren der Musketiere. „Wir haben die Mitwirkenden bei fast allen Gruppen verdoppeln können!“, freute sich Markus Schweiß, der zusammen mit Roland Kraus als Cheforganisator wirkte. Allein beim Aufbau haben 2018 gut 100 Leute mitgeholfen. Es war nicht nur das Feldlager authentisch vorzubereiten, sondern es waren auch Sitzgelegenheiten für rund 2.500 Besucher zu schaffen. Im Feldlager arbeiteten Schmiede sowie Messer- und Scherschleifer wie anno dazumal, und



Abb. 15: Gertraud Piendl kreierte köstliches Schmalzgebäck als „Ganserl an der Schnur“.

draußen unterhielten Zauberer sowie Akteure des Vereins Kinder und Erwachsene gleichermaßen. Für die Kulinarik gab es Unterstützung von den Rock 'n' Rollern, dem Schulförderverein, dem Partnerschaftsverein und dem Liederkranz.

Vom Hauptmann und Ganserl an der Schnur

Die Rolle des inspizierenden Hauptmanns aus Kelheim übernahm auch 2018 zum wiederholten Male Major a.D. Friedrich Bronsart, der vor langer Zeit einmal Kommandant des Munitionsdepots gewesen war. Weil die Prüfung der Truppen und der Ge-

meindevertreter erfolgreich verlaufen ist, wurde dem Hauptmann ein Festmahl kredenzt, an dem sich auch die „Herren Sexer“ labten. Beim Gottesdienst predigte Pfarrer Josef Helm über die Brotvermehrung und machte bewusst, dass der Mangel in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges dadurch behoben wurde, dass anderen einfach etwas genommen wurde. „So sind Frieden und Glück nicht erreichbar!“, sagte der Pfarrer.

Die nötigen Vorbereitungen für das Mahl traf der Vökl Luck mit seinem Gesinde – eine Aufgabe, die er vom legendären und viel zu früh gestorbenen Klaus Kindler übernommen hat. Knödel, Blaukraut, Soße und Kartoffelsalat wurden an Ort und Stelle zubereitet, die vier Ganserl erhielten ihre gold-braune Farbe beim Huber-Bäck.

Bei diesen Köstlichkeiten lief den Festgästen das Ganserl-Fett aus den Mundwinkeln und den Zuschauern das Wasser im Munde zusammen. Für die Schützen gab es am „Schüsselbrett“ – einer Holzbohle mit eingefrästen Vertiefungen – Wildschweineintopf. Außerdem machten sie sich über die Gansreste her. Als Nachtisch gab es „Ganserl an der Schnur“, wie Pfarrer Josef Helm angesichts des Schmalzgebäcks von Gertraud Piendl bemerkte.

Seinem Kollegen, dem evangelischen Pfarrer Uwe Biedermann, dagegen wurde übel mitgespielt. Er galt wegen seiner Konfession als Ketzer, wurde festgenommen, mit „Wahrheitsserum“ abgefüllt und wieder freigelassen. Der so Gescholtene revanchierte sich mit einem fulminanten „Spalt-Vers“. Besser ging es dem Schützen Uli Müller, der mit seiner Frau Tanja im Rahmen des Gennßhenkherfestes Hochzeit feierte.

Geschmähte Prominenz

Ein Teil des Spektakels war das Preisschießen auf der Viehmarktwiese. Dafür wurde von unterschied-



Abb. 16: Am Abend wird es über dem Feldlager besonders romantisch und Feuerspucker aus dem eigenen Verein treten zur Unterhaltung der Gäste auf.

lichen Künstlern eine eigene Schießscheibe gestaltet. Antreten durften nur ausgewählte Personen und vor allem solche, die beim wirklichen Schießen auf dem Schießstand der Schützengesellschaft „Wasservögel“ tatsächlich gute Leistungen erzielten. Der Prominenz wurde nur die Gelegenheit eingeräumt, auf der Viehmarktwiese mit Vorderladergewehren Krach zu machen und Pulverdampf abzulassen. Weil allein der Mann hinter der Schießscheibe über „Treffer“ oder „Daneben“ entschied, musste fast die gesamte Prominenz, einschließlich des ehemaligen Bürgermeisters Otto Gascher, des amtierenden Gemeindeoberhauptes Christian Kiendl, Landrätin Tanja Schweiger und Pen-

marchs Bürgermeister Raynald Tanter Schmähungen hinnehmen. Sie hatten angeblich die Scheibe verfehlt. Bei besonders großem „Versagen“ wurde schon auch einmal die Rute gegen die Verspotteten geschwungen.

Von Corporalen und Nähweibern

Markus Schweiß steht seit 2011 an der Spitze des Vereins für Heimatpflege mit der Gruppe der Gennßhenkher. Er ist begeistert von der Solidarität im Verein sowie von der Unterstützung aus der Bevölkerung.

Der Brunnen

Im Jahr 1980 hat der Markt Schierling eine entscheidende Wende eingeleitet. Aus dem Schimpf- und Spottnamen „Schierlinger Gänshänger“ wurde eine Marke. Sichtbarer Ausdruck ist der „Gänshänger-Brunnen“ des Münchner Künstlers Klaus Vrieslander in der Ortsmitte, direkt beim Bräustüberl und dessen Biergarten.

Zur Einweihung schrieb der damalige Kreisheimatpfleger Josef Fendl: „Die Gemeinde Schierling hat es nach meinem Dafürhalten geschickt verstanden, mit dem Gänshänger-Brunnen nicht nur die Erinnerung an die schlimme Zeit des Dreißigjährigen Krieges wach- und allgegenwärtig zu halten, sondern mit der bildhaft-plastischen und deshalb anschaulich-begreifbaren Darstellung der Gänshänger-Geschichte dem ganzen auch eine volkstümlich-heitere Note zu geben, – ganz abgesehen davon, daß es stets für jemanden spricht, wenn er nicht nur über andere, sondern auch über sich selbst lachen kann. Möge beides in dieser geschichtsträchtigen Marktgemeinde erhalten bleiben: das Wissen um die Bedrohung unseres Lebens und unserer Umwelt und der Sinn für herzhaften Humor, denn der ist (nach einem treffenden Aphorismus) der Knopf, der verhindert, daß uns der Kragen platzt.“

Der junge Clemens Zehender kommandiert aktuell als strenger Corporal rund 28 Musketiere. Die Gänshänger-Sage sei ein „großer Schatz“, um die Zäsur des Dreißigjährigen Krieges darzustellen.

Claudia Kraus und Jutta Stöckl haben lange Zeit vor dem Fest 2018 als „Näh-Weiber“ für historische Kleidung gesorgt. Gut ein Jahr lang fertigten und änderten sie zusammen mit sechs Näherinnen Kostüme, Röcke, Blusen, Mieder, Hosen, Hemden und Jacken für gut 100 Mitwirkende. Zum Start vor Jahrzehnten war in diesem Teil des Vereins Elisabeth Schindlbeck, die Frau des Heimatpflegers, federführend gewesen. Von Anfang an galt: Nur wer authentisch angezogen ist, wird Teil des Geschehens und darf das Feldlager betreten. Alle anderen schauen zu.

Altes Handwerk zeigt der Verein für Heimatpflege nicht nur beim großen Fest, sondern auch bei Handwerkermärkten, die im Rahmen von örtlichen Jahr- märkten immer wieder angeboten werden.

Zuletzt: Folgen des Krieges

An den Folgen des Dreißigjährigen Krieges hatte Bayern noch viele Jahrzehnte zu tragen. Vor allem das flache Land war schwer verwüstet. „... es war die Zeit der verödeten und abgemeierten Bauerngüter, wo man sich um 20 oder 50 Gulden einen ganzen Bauernhof kaufen konnte; Dienstboten waren überhaupt nicht aufzutreiben. Halten wir nur fest, daß Altbayern die Hofzahl aus dem Jahr 1616 noch im Jahre 1760 nicht wieder erreicht hatte, oder daß man den Spuren des Dreißigjährigen Krieges selbst noch in den Briefprotokollen des 18. Jahrhunderts begegnet. Auch in Schierling und Umgebung lagen noch lange Jahre nach dem Ende des Krieges ganze Höfe öde. Für die Gastwirtschaft in Walkenstetten hatte sich bis 1662 noch kein neuer Meier gefunden, und in Schier-

ling konnte erst 23 Jahre nach dem Krieg ein ganzer Hof wieder neu bemeiert werden ...“, ist in Schierlings Straßer-Chronik zu lesen.

Auch die Städte und Märkte hatten in der Kriegszeit schwer gelitten: „Freilich, auch in Bayern standen von den nicht ganz 5000 Städten und Flecken des Landes an die 900 völlig ausgeplündert und bis auf den Grund niedergebrannt. Und überall fehlte es an Geld und Arbeitskräften, auch an Schaffensfreude und Mut zum Anpacken“, schreibt Benno Hubensteiner in seiner „Bayerischen Geschichte“.

Betroffen waren auch die weniger begüterten Adeligen. Dazu schreibt Benno Hubensteiner: „Es war für den Grundherrn einfach unmöglich, von seinen völlig verarmten Bauern die üblichen Stiften, Gilten und Laudemien hereinzubekommen, so daß die wichtigste Einnahmequelle rundweg ausfiel. Bestehen blieb aber der anerzogene Hang zur Großtuerei und der Zwang zu standesgemäßer Repräsentation. So war bald jede Hofmark und jeder Edelsitz mit Schulden überladen und die Vergantungen waren an der Tagesordnung.“

Nicht besser stand es um den bayerischen Staat und dessen Finanzen: Von den 55 Millionen Gulden, die man für die Truppen der katholischen Liga und die „Bayerische Reichsarmada“ verausgabt hatte, waren gut 38 Millionen von Bayern allein aufgebracht worden. Wen wundert es da, dass das Land am Ende seiner Kräfte stand und die Armee bis auf etliche hundert Mann völlig abdanken musste.

Doch wegen der Sparpolitik des Kurfürsten Ferdinand Maria (1651–1679) erholte sich der Staat und dank seines Bestrebens, sich aus allen europäischen Händeln herauszuhalten, folgten für das Land nach 30 Jahren Krieg 30 Jahre Frieden.

Trotz seiner Friedenspolitik sorgte er für eine beträchtliche Aufrüstung des bayerischen Heeres. Eingesetzt jedoch wurde dieses in seiner ganzen Regie-



Abb. 17:
Seit 1980 steht im
Zentrum von Schier-
ling der „Gänshänger-
Brunnen“.

rungszeit nur zweimal, und zwar im Krieg gegen die Türken (1662/64), bei dem die bayerische Reiterei zum Sieg bei St. Gotthard an der Raab in Ungarn wesentlichen Anteil hatte, sowie gegen Genua. Dort aber kam das Heer gerade rechtzeitig zum Friedensschluss.

Literaturverzeichnis

- Josef MUNDIGL, Tausend Jahre Schierling. Festschrift zur Jahrtausendfeier, Straubing 1953.
- Johann STRASSER, Schierling und die Schierlinger. Chronik des Marktes Schierling, Band 1 (bis ca. 1800), Schierling 2003.
- Benno HUBENSTEINER, Bayerische Geschichte, München ²1952.
- Freie Enzyklopädie Wikipedia, Kämpfe um Regensburg (1632–1634), [https://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%A4mpfe_um_Regensburg_\(1632%E2%80%931634\)](https://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%A4mpfe_um_Regensburg_(1632%E2%80%931634)) (21.09.2021).
- Fritz WALLNER, Wie die Gennßhenkher lebten, in: Labertaler Lesebuch. Geschichtliche, kulturelle, heimatkundliche und naturwissenschaftliche Beiträge, Band 3, Mallersdorf-Pfaffenberg 1993.



Abb. 1:
Tonmeister Andreas Ziegler
bei einer Aufnahme

Michael Scheiner

Jeder Ton braucht Raum zu klingen

Ein Porträt des Gründers und Inhabers von TYXart

Andreas Ziegler ist Labelchef, Tonmeister, Produzent, Förderer und Klangästhet. Von Nittendorf aus begeistert er Fachwelt und Musikliebhaber mit Musikaufnahmen von Barock bis Weltmusik.

Klangereignisse, oder etwas einfacher gesagt Musik, waren seit den ersten Tonaufnahmen Mitte des 19. Jahrhunderts noch nie so leicht und allgemein verfügbar, wie in unserer heutigen digitalen Welt. Ein Klick und die neuesten Aufnahmen von Billie Eilish, dem *Melbourne Symphony Orchestra* oder *Stormzy* stehen als Stream oder Download zur Verfügung. Ebenso unkompliziert sind auch die neuesten Aufnahmen von *Tango Sentimentale*, dem österreichischen Pianisten Bernhard Parz oder dem israelischen Solo-Klarinettenisten Ron Selka im Duo mit Aviram Reichert, Professor für Klavier an der Universität Seoul sowie Preisträger des Van-Cliburn-Wettbewerbs, auf diversen Plattformen zu finden.

Die letztgenannten Interpreten, weithin unbekannt verglichen mit den Millionen Klicks von Popgrößen, eint, dass ihre Musik vom gleichen Tonmeister aufgenommen und auf dessen Label TYXart veröffentlicht worden ist. Andreas Ziegler, Labelchef und Betreiber eines exquisiten Tonstudios, ist kein wirklicher

Freund dieser Form digitaler Verbreitung. Sie gehöre für ihn zwar „selbstverständlich dazu, ebenso wie das physische Produkt in Form einer CD oder inzwischen auch wieder von LPs“, erläutert er das weltweite Vertriebskonzept. Denn auch Musikhörerinnen und -hörer von Klassik und neuer Musik würden diese Form des Zugriffs auf und des Erwerbs von Neuerscheinungen mittlerweile erwarten.

Der in Nittendorf aufgewachsene Tonmeister und Produzent ist trotz seiner Vorbehalte gegenüber dem Streaming weder rückwärtsgewandt noch setzt er auf Retro. Im Gegenteil: Seine Arbeit basiert technisch auf einem sehr hohen Standard. Was Mikrofone und Aufnahmegeräte angeht, kann er mit Fingerspitzengefühl und Gehör das Bestmögliche aus nahezu jeder räumlichen Situation herausholen. Musik aber ist für ihn, den Klangkompositeur, immer mehr als ein einzelnes schönes Stück. Oder ein Song „der gerade zu meiner Stimmung passt“ oder der besser gefällt, als zwei andere auf dem gleichen Album.

Raum für den Atem der Musik

Digital „geht das Albumkonzept verloren“, beschreibt Ziegler den Vorteil einer Schallplatte oder der Compact Disc. Für diese Tonträger habe sich jemand „viele Gedanken über die Abfolge der Stücke gemacht.“ Überlegungen, wie ein Akkord ende und mit welchem Ton es im nächsten Stück weitergehe, seien bei der

Planung eines jeden Albums wichtig, um zu entscheiden, was für eine Dramaturgie die Musik bekommen soll. Es sind Fragen, die ihn und die an einer Aufnahme beteiligten Künstler intensiv beschäftigen. Selbst die Pausen zwischen den Stücken oder Songs „kann man nicht einfach pauschal mit fünf Sekunden abhaken“, ist der Klangtüftler überzeugt. Vielmehr komme es darauf an zu erfassen, „welchen Atem die Musik braucht.“

Voller Begeisterung erzählt Ziegler von einer Besprechung einer Aufnahme mit Kirchenmusikdirektor Roman Emilius auf der Späth-Orgel in St. Oswald (TYXart 19144). Über diese Kritik sei er richtig erfreut gewesen, beschreibt er seine Stimmung beim Lesen. „Endlich mal eine Aufnahme, wo der Musik auch entsprechende Pausen gelassen werden!“, habe der Kritiker regelrecht gejubelt. Ziegler selbst schwärmt davon, wie der „Orgelton im Kirchenraum ausklingt“. Er wolle mit seiner Aufnahme die Atmosphäre einfangen und damit der Musik von Mozart, Bach und Heinrich Scheidemann „die Zeit geben, bis die Wellen im Raum tatsächlich auch verklungen sind“. „Und wenn es volle zwölf Sekunden sind“, fügt Ziegler im Bewusstsein der gefühlten Länge eines solchen Zeitraums bei jedem Zuhörenden hinzu. Für den Verfechter qualitativ exzellenter Aufnahmen ist klar, dass Musik immer auch „im Körper spürbar ist“.

Anfänge in der Blaskapelle und im Theater

Wie bei vielen jungen Menschen hat diese Hingabe zum Kunst- und Unterhaltungsgut Musik in einer Blasmusikkapelle begonnen. Kreativ aufgeladene Luft hatte er da schon länger geschnuppert. Im Atelier des Vaters saß er unterm Tisch und beobachtete wie dieser, im Brotberuf Beamter, malte und bis in die Nacht hinein Kunst schuf. Anfang der 1980er Jahre, mit sechs

oder sieben Jahren, wurde der Grundschüler von seinen Eltern in den örtlichen Musikverein gesteckt. „Eigentlich“, erinnert sich der 46-Jährige, „wollte ich unbedingt Tuba oder Schlagzeug spielen.“ Weil aber beide Instrumente schon besetzt waren, wurden es das Tenor- und etwas später das Baritonhorn, die im bayerisch-böhmischen Raum weit verbreitet sind. Angefangen bei den wöchentlichen Proben über Auftritte bei Festen bis zu Wettbewerben zehrt er noch heute von der regelmäßigen musikalischen Praxis in dieser Kapelle. Über kleinere Combos, in denen er auch spielte, wechselte Ziegler, älter geworden, in den Bereich symphonischer Blasmusik mit Leistungsspiel in der höchsten Bewertungsstufe. „Josef Dietz vom längst abgewickelten Heeresmusikkorps 4 war damals unser Leiter“, erinnert er sich.

Als Jugendlerner entschied sich Andreas dann für die Posaune, weil sie „einen universelleren Einsatz bietet und sowohl im klassischen Bereich, wie im Big Band-Jazz eingesetzt wird“. Den in dieser Aussage erkennbaren, undogmatisch breitgefächerten Musikgeschmack hat sich der sehr jung wirkende, schlanke Mittvierziger bis heute bewahrt. Zwar hört er eher selten auch noch privat Musik, wenn er aber zu einem Konzert geht, schätzt er neben Klassik, Jazz und Big Bands auch „gut gemachten Pop oder Rock und neue Musik“.

Schon bevor er die Fachoberschule im Bereich Technik und ein Jahr Zivildienst am Uniklinikum durchlaufen hatte, stand für ihn „definitiv fest, dass ich beruflich einmal etwas mit Musik und Technik machen werde“. Während des Zivildienstes, wo er im Notfalldienst im Einsatz war, hatte er zwar noch kurz überlegt Medizin zu studieren, diesen Gedanken aber schnell wieder fallen lassen.

Ein einjähriges Praktikum am Theater Regensburg – hier konnte er bereits „selbständig das Licht im damaligen Ausweichquartier Velodrom machen“

– bestärkte ihn in seinem ursprünglichen Vorhaben. In München absolvierte er ein Grundstudium Elektrotechnik und Tontechnik, bevor er über das Berufsinformationszentrum endlich die Plätze ausfindig machte, wo es ihn hinzog: Detmold und Berlin. Diese beiden Städte gelten seit langem weltweit als die besten Adressen für eine Tonmeisterausbildung. Um die Jahrtausendwende ist „auf langes, öffentliches Drängen des Pioniers für historische Musizierpraxis“, dem Dirigenten Nikolaus Harnoncourt, Wien hinzugekommen.

Für Kunst und Kulinarisches nach Wien

Für den Jungen aus der tiefen Provinz war klar, „ich ziehe nicht in eine kleinere, sondern nur in eine größere Stadt“, wo es einen Rundfunk „und jeden Tag 75 Konzerte zur Auswahl“ gibt. Das konnte, ganz klar, nur Berlin sein. Unter Hunderten von Bewerbern ergatterte er einen der wenigen Studienplätze. Doch bevor er sich einschrieb, hörte er von einem Kommilitonen, dass an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien ein neuer Studiengang Tonmeisterausbildung eingerichtet worden sei. Sofort stand für ihn fest: „Ich muss da hin!“ Allein schon wegen des österreichischen Essens, das er und sein Bruder über die Großmutter zu schätzen gelernt hatten. Die stammte aus Böhmen und lebte viele Jahre in Wien.

Ziegler schickte erneut eine Bewerbung los und bekam auch in Österreichs Hauptstadt einen Studienplatz zugesagt, den er auch annahm. An der hochmodernen ausgestatteten Hochschule traf er auf Professoren und Dozenten, die zu den Besten ihres jeweiligen Faches zählten. Bereits während des Studiums, welches ein Studium in Musik und die Tonmeisterausbildung umfasste, wurden er und seine Kollegen „ins kalte Wasser geworfen“. Bei Sonntagsgottesdiensten,



Abb. 2: Für unterschiedliche Räume und Aufnahmesituationen benötigt Andreas Ziegler verschiedene Mikrofone.

die vom ORF übertragen wurden, mussten sie die Tonaufnahmen meistern. Ziegler assistierte bei den Bregenzer Festspielen, war im Konzerthaus und im Wiener Musikverein dabei. „Einer der besten Akustiksäle der Welt“, gerät Ziegler über „die rechteckige Schuhschachtel mit viel Holz“ in Wien regelrecht ins Schwärmen.

Die Erfahrung der großen Meister

Von Koryphäen wie dem langjährigen Produzenten des *Alban Berg Quartetts* und Elisabeth Schwarz-

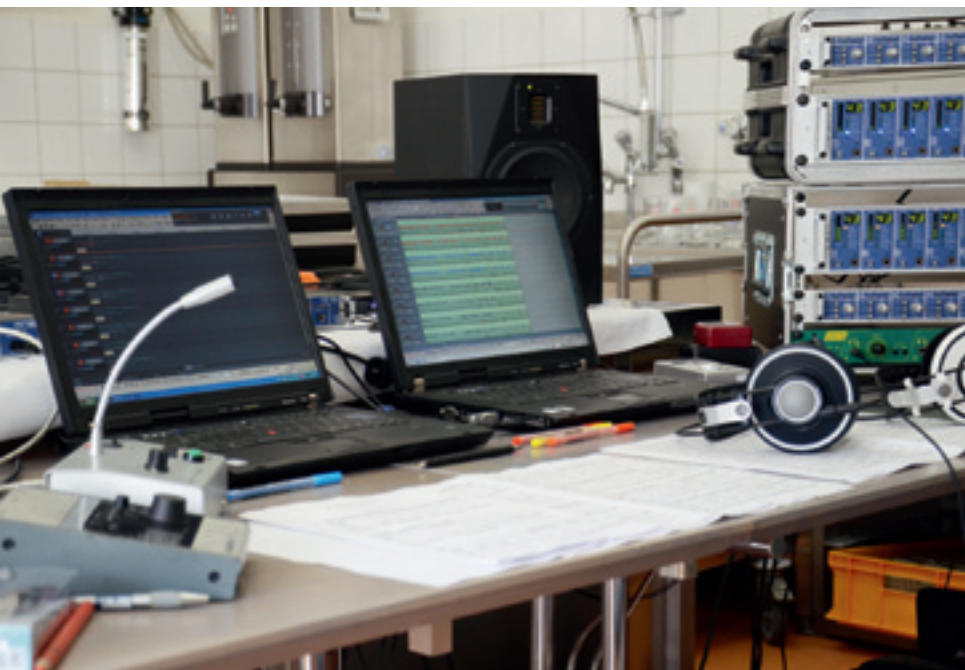


Abb. 3: Im Herbst 2016 nahm er im Festsaal des Bezirksklinikums Regensburg das Sojka Quartett Prag für die CD „Roland Leistner-Mayer: Streichquartette 5, 6, 7“ (TXA17090) auf.

kopfs lernte er, „warum man bei Querflöten Mikrofone niemals da hinstellt, wo es Luftverwirbelungen geben kann“. „Wo liest man so etwas?“ richtet er eine rhetorische Frage an den Interviewer und gibt selbst die Antwort: „Das ist Erfahrungswissen, das erfährst du nie aus Büchern!“ Ziegler schaute genau hin und saugte alles auf, was er diesen Großmeistern abschauen und von ihnen erfahren konnte. Um sich weiterzubilden besuchte er Meisterkurse, unter anderem beim *Queen*-Produzenten Reinhold Mack und beim ame-

rikanischen Toningenieur Bruce Swedien. Letzterer ist für seine Aufnahmen mit Michael Jackson, Herbie Hancock, Duke Ellington, Barbra Streisand und andere Weltstars mehrfach mit einem Grammy ausgezeichnet worden. Vergangenes Jahr ist Swedien verstorben. Zudem hospitierte Ziegler auch bei einigen großen Orchestern wie den *Berliner Philharmonikern*.

Nach dem Studium gründete er mit zwei befreundeten Kommilitonen das Label Spektral in Regensburg. Nach einer internen Auseinandersetzung trennte er sich von den Kollegen und gründete sein eigenes Label. TYXart war geboren.

International und regional

Im kommenden Jahr, 2022, feiert es zehnjähriges Bestehen. Längst sind die Veröffentlichungen international erhältlich. Das Label erfährt von Tokio über Paris bis nach New York viel Anerkennung in einschlägigen Magazinen, Onlineforen und bei Musikjournalisten. Den etwas sperrigen Namen, der lautmalerisch an den Unterweltfluss Styx aus der griechischen Mythologie erinnert, hat Ziegler selbst kreiert. Bei einer Internetrecherche fand er heraus, dass die Buchstabenkombination „tyx“ in Verbindung mit dem englischen „art“ (Kunst) noch frei war und taufte sein Musiklabel kurzerhand danach. Seither hat er in Kirchen, Konzerthäusern und anderen klanglich herausragenden Sälen einige hundert Aufnahmen mit zahlreichen Künstlern gemacht. Im Jubiläumsjahr werden davon rund 200 auf TYXart veröffentlicht sein.

Die bisherigen Veröffentlichungen bereichern heute schon die Musikwelt, was in der Corona- und Pandemiezeit wichtiger ist denn je. Dabei legt der Produzent und Aufnahmeleiter mit dem exzellenten Gehör sein Augenmerk keineswegs nur auf große Namen und zugkräftige Komponisten wie Bach, Mozart und

Beethoven. Von diesen historischen Größen hat er natürlich auch etliches im Programm. Ziegler geht es aber vielmehr „um aufregende Aufnahmen“, um Aufnahmen, bei denen er ungewöhnliche Interpretationen aus verschiedenen Epochen einander gegenüberstellt. Auf diese durchaus radikale Weise möchte er ein größeres Publikum mit der Lebendigkeit und Schönheit neuer Kompositionen vertraut machen.

Ein großes Anliegen ist ihm zudem, regionale Musiker und Komponisten zu fördern und bekannter zu machen. Neben spannenden Aufnahmen mit Werken des Riedener Komponisten Franz Hummel, mit dem er befreundet ist, dem Ingolstädter Cellisten Alexander Suleiman und den Domspatzen machte er auch mehrere CD-Produktionen mit dem Pianisten Christoph Preiß aus Tegernheim, einem Domspatz, der 2018 mit dem Jugendkulturpreis des Landkreises ausgezeichnet worden ist. Das erste Album, welches 2012 auf dem neu gegründeten Label erschienen und bis heute erhältlich ist, war eine Aufnahme mit dem damals 15-jährigen Yojo Christen. Heute wird dieser, ein Schüler Hummels, zu Konzerten nach Japan, Russland und in viele weitere Länder der Welt eingeladen.

Roland Büchner, der frühere Chorleiter der Regensburger Domspatzen, sagte über die Zusammenarbeit mit Ziegler: „Für die Domspatzen und mich war es eine große Freude einige Produktionen, darunter die musikalische Dokumentation der Israelreise (CD „Terra Sancta“, Anm. d. Autors) und Lieder für eine ZDF-Weihnachtssendung mit Andreas Ziegler aufzunehmen. Seine ruhige und konzentrierte Arbeit war äußerst effektiv für die besonderen Herausforderungen an Klangbild, Intonation und Schnitt für eine A cappella-Produktion. Eine durchwegs gewinnbringende Arbeit.“



Abb. 4: Bei der Aufnahme sitzt Andreas Ziegler hochkonzentriert in einem Nebenraum des Festsaals im Bezirksklinikum. Als Co-Produzent trat dabei das SMI – Sudetendeutsches Musikinstitut Regensburg (Träger: Bezirk Oberpfalz) auf.

Ein Label mit vielen Facetten

Obwohl klassische Musik einen breiten Raum im Katalog von TYXart einnimmt, bildet sie nur einen Teil des breiten Spektrums an Veröffentlichungen ab. Zum Repertoire gehören ebenso Weltmusik, wie das neue Tango-Album von *Tango Sentimentale*, einer Gruppe von Musikern der *Münchner Philharmoniker*, so genannte atavistische Musik, aber auch Hörbücher und Kabarettistisches. Viele Alben sind Grenzgänge und



Abb. 5: Ein Opus Klassik für „The Complete Symphonies“ des Komponisten Heinz Winbeck: (v.l.) Udo Samel und Christel Borchers (für die Künstler), Gerhilde Winbeck (für den Komponisten), Andreas Ziegler und Clara Criado (für das Label) bei der Preisverleihung im Oktober 2020 in Berlin

haben ebenso wie ausgesprochene Raritäten und Zeitgenössisches ihren Platz auf dem Nittendorfer Label.

Um es Hörerinnen und Hörern leichter zu machen, teilt Ziegler seine Veröffentlichungen in verschiedene Sparten ein. Bei CDs in der Reihe „Early Music“ findet man Musik der Renaissance und des Barock bis hin zu Bach. Die Reihe „Classics“ versammelt Musik von der Wiener Klassik bis zur Spätromantik. „Chromart Classics“ steht für Crossover-Projekte, etwa Einspielungen, die Bläser- mit zeitgenössischen Kompositionen kontrastiert. Hier hat auch das Musikkabarett seinen Platz.

In der „Crazy Edition“ finden sich Improvisationen, Jazz und Weltmusik. Die Schiene „Modern Classics“ ist der zeitgenössischen Musik vorbehalten und schließlich gibt es noch eine Kategorie „Rising Stars“. Das sind herausragende junge Künstler wie Preiß und Yojo, die Ziegler mit seinen Aufnahmen in ihrer künstlerischen Entwicklung begleitet.

Persönlich ist der gefragte Klangästhet „kein Freund von vielen Unterscheidungen“, weiß aber um das Bedürfnis von Verkäufern wie von Musikliebhabern, Dinge einzuordnen. Wichtig ist für ihn, dass Musik gut gemacht ist. „Wenn es zu seicht wird, klappen die Ohren zu“, beschreibt er seine Hörgrenzen. Das macht er weniger an einem Genre als vielmehr daran fest, „wenn nur noch Plattitüden verwendet werden“. Lieber folgt er einem Spruch des Komponisten Karlheinz Stockhausen, der meinte, wenn man nur eine halbe Note verändere, habe man ein neues Stück Musik.

Auszeichnung erst nach dem Tod

Dass sich dieser hohe Anspruch, die Qualität und Akribie bei den Aufnahmen, sowie die Sorgfalt am Mischpult tatsächlich auch lohnen, lässt sich an den Auszeichnungen für CDs aus dem TYXart-Stall ab-

lesen. Mit einem Opus Klassik und dem Preis der Deutschen Schallplattenkritik war das für Musiker extrem schwierige Coronajahr 2020 für das Nittendorfer Label besonders ergiebig. Preiswürdig fanden die Juroren des Deutschen Klassikpreises Opus das Album „The Complete Symphonies“, eine 5-CD-Box des Komponisten Heinz Winbeck. Der in Schambach bei Riedenburg lebende Professor für Komposition, der in den 1970er Jahren auch für die Luisenburg-Festspiele tätig war, konnte die Auszeichnung für die „Weltersteinspielung des Jahres“ nicht mehr selbst entgegennehmen. Der große Ruhm kam so spät, dass er ihn nicht mehr erlebte. Er ist 2019 in Regensburg gestorben. Bei den Vorbereitungen zur Edition seiner Sinfonien, an welcher neben dem *Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks* und dem Dirigenten Dennis Russell Davies auch der Schauspieler Udo Samel beteiligt ist, war Winbeck noch dabei. Ziegler erinnert sich, wie er mit ihm in der Küche seines Schambacher Anwesens zusammensaß und letzte Einzelheiten besprach.

Als weitere Auszeichnung hat die Aufnahme „Bridge & Brahms“ des jungen, charismatischen Ensembles *Namirovsky-Lark-Pae-Trio* den wichtigen Preis der deutschen Schallplattenkritik in der Kategorie „Kammermusik (mit Klavier)“ erhalten. In der Jury-Begründung hieß es dazu: „Zwei exzellent interpretierte Meisterwerke, die sich in ihrem stilistischen Kontrast prächtig ergänzen.“

Ziegler sieht seine Arbeit, die ein hohes Maß an Hörkultur, Feingefühl und Wissen über die Musikgeschichte voraussetzt, vorrangig der Kultur und erst in zweiter Linie dem kommerziellen Erfolg verpflichtet. Er hat damit einen überschaubaren, dabei aber außerordentlichen musikalischen Schatz geschaffen, der weit über die Grenzen des Landkreises und der Region hinaus ausstrahlt.



Abb. 1: Das alte Rathaus in Sinzing (hinten) wurde 1905 erbaut. Der Neubau (vorne) entstand von 2016 bis 2018.

1100 Jahre Sinzing (921–2021)

Ein Blick in die Vergangenheit und Gegenwart der Großgemeinde

Im Jahr 2021 beging die Gemeinde Sinzing ihr 1100-jähriges Jubiläum – Zeit für eine Reise in ihre Geschichte: von der ersten urkundlichen Erwähnung über die vergessene Zeit als Wein- und Hopfenanbaugebiet bis hin zum kulturellen Leben.

Als Grundlage für das Jubiläum gilt eine urkundliche Erwähnung, die auf das Jahr 921 datiert wird. Bis vor nicht allzu langer Zeit war noch ein anderes Datum im Umlauf: Heimatpfleger Rudolf Ottlinger dachte daran, 2002 eine Tausendjahrfeier für Sinzing anzusetzen. Er orientierte sich an einer Urkunde König Heinrichs II. für das Regensburger Damenstift Niedermünster vom 20. November 1002, in der Sinzing genannt wird. Prof. Dr. Peter Schmid, ehemaliger Inhaber des Lehrstuhls für Bayerische Landesgeschichte an der Universität Regensburg, machte die Gemeinde jedoch darauf aufmerksam, dass Sinzing fast ein Jahrhundert früher in Urkunden auftaucht.

Erste urkundliche Erwähnung Sinzings

Tatsächlich wird Sinzing in der lateinischen Namensform „Sinzinga“ zum ersten Mal in einer Schenkungs-urkunde des Eichstätter Bischofs Uodalfrid (912–933)

fassbar. Vor seiner Bischofserhebung war Uodalfrid Notar der königlichen Kanzlei unter dem letzten Ostfrankenherzogs Ludwig dem Kind (908–910) und dann für die Jahre 910–912 unter dem ersten Herrscher des neuen deutschen Reiches, König Konrad I. Uodalfrid nahm an einer bayerischen Synode im Regensburger Petersdom am 14. Januar 932 teil, bevor er am 1. Januar 933 starb.

Zu Lebzeiten beurkundete Bischof Uodalfrid um seines Seelenheiles willen mehrere Schenkungen. Erhalten haben sich die Schenkungen auf einem Pergamentblatt eines Eichstätter Kopialbuchs (Urkundenabschrift) des 11. Jahrhunderts, das heute in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek in München, Signatur Clm 29880(2), aufbewahrt wird.

Sinzing taucht in der Namensform „Sinzinga“ auf diesem Dokument zweimal kurz hintereinander auf: So beurkundete Bischof Uodalfrid zunächst: „Tradidi ... alodem meam in villa, que dicitur Sinzinga“ – „Ich übergab ... mein Erbgut in einem Dorf, das Sinzing genannt wird“ – dem Domkapitel in Eichstätt, damit der Eichstätter Bischof ein „proprium illic pro mea commemoratione possideat hospicium“ – „dort eine eigene Absteige zu meinem Gedenken besitze“. Hintergrund war, dass der neue deutsche König Heinrich I. und der bayerische Herzog Arnulf sich nach Kämpfen 921 bei Regensburg auf gegenseitige Anerkennung geeinigt hatten, und nun immer wieder

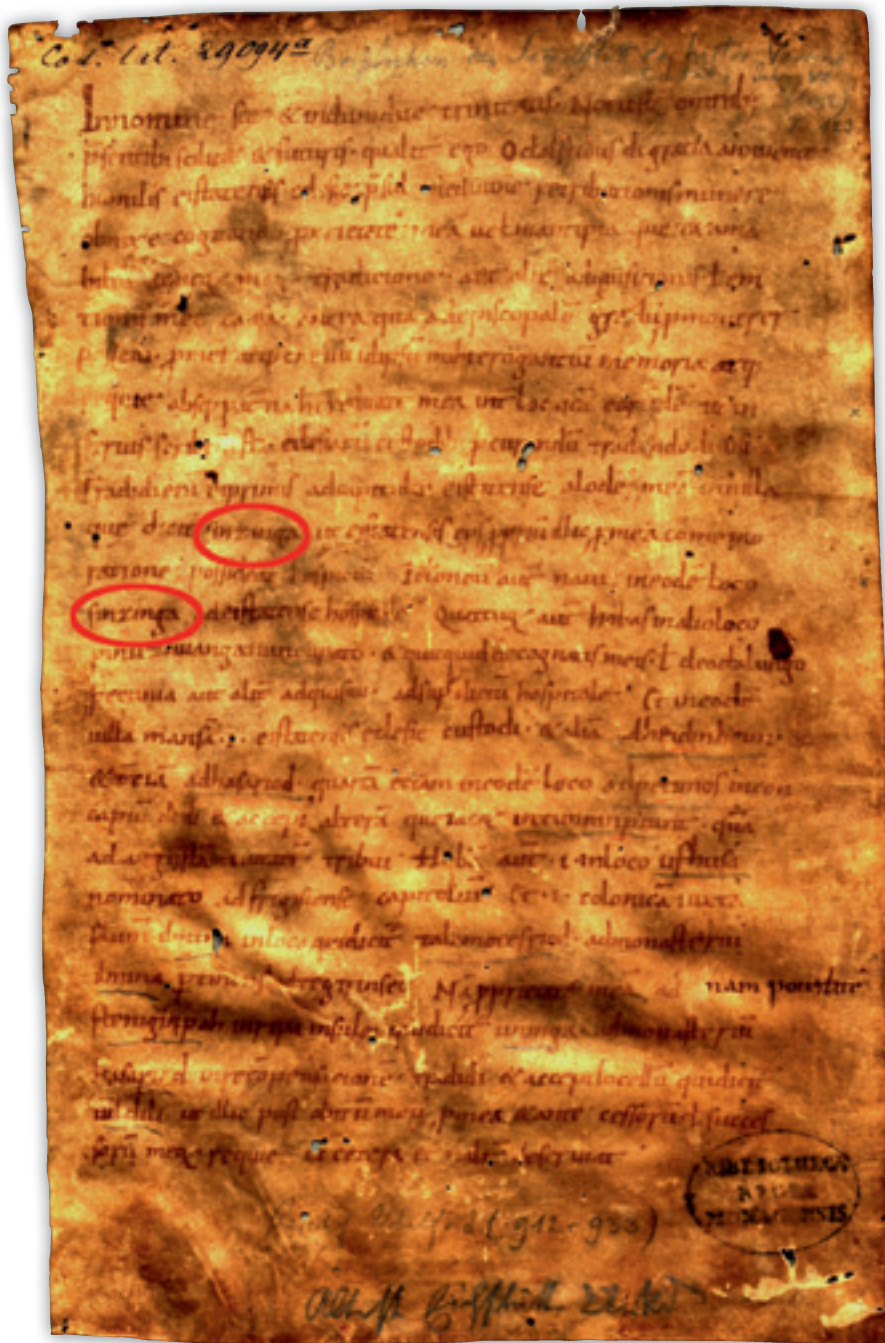


Abb. 2: In der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek in München, Signatur Clm 29880(2), findet sich die erste urkundliche Erwähnung Sinzings 921 durch Bischof Uodalfrid von Eichstätt.

Reichsversammlungen in Regensburg stattfanden, an denen auch der Eichstättener Bischof teilzunehmen hatte.

In unmittelbarer Fortsetzung des Urkundentextes wird Sinzing in einer zweiten Schenkung genannt: „teloneum autem navium in eodem loco Sinzinga ad Eistatense hospitale“ – „den Schiffszoll aber in demselben Orte Sinzing übergab ich an das Hospital in Eichstätt“. Der Schiffszoll in Sinzing wird hier zum ersten Mal greifbar. Zugleich wird damit deutlich, dass der Schiffsverkehr auf der Donau für Sinzing damals schon eine wichtige Bedeutung hatte.

Besiedelung schon in der Altsteinzeit

Dass Menschen schon viele Jahrtausende vor der ersten urkundlichen Erwähnung auf dem Gebiet der Gemeinde Sinzing lebten, ist durch viele vorgeschichtliche Funde belegt. Am ältesten sind die Überreste, die in einer Höhle bei Waltenhofen im Naabtal ausgegraben wurden und in die Altsteinzeit um 60.000 v. Chr. datiert werden. Bedeutend jünger sind die Reste von Pfahlbauten, die 2017 im Zentrum Sinzings beim Bau des Evangelischen Kinderhauses St. Markus aufgedeckt wurden und in die Zeit von 3000 bis etwa 1000 v. Chr. angesetzt werden. Eindrucksvoll sind Keramikgefäße mit Früchteresten, die um 2000 am Mönchsweg beim Bau eines Fahrradwegs gefunden wurden und um 1400–1350 v. Chr. vergraben wurden.

Gründungsdaten der Gemeindeteile

Im Zusammenhang mit dem 1100-jährigen Jubiläum des Hauptortes Sinzing ist es auch interessant, sich im Vergleich das Alter verschiedener Gemeindeteile Sinzings vor Augen zu führen. Der Ort Bergmatting („Maetingen“) wird bereits im 9. Jahrhundert in einem „pagus Vuestermannomarcha“, einem

Herrschaftsgebiet zwischen Naab und Schwarzer Laber greifbar. Eilsbrunn („Egilisprunna“) wird in einem Güterverzeichnis des Regensburger Klosters St. Emmeram, allerdings wohl in einem Nachtrag des 12. Jahrhunderts, aufgeführt. Saxberg („Sassinperc“) kommt 1044/45 in den Traditionen des Hochstifts Regensburg vor. Bruckdorf („Bruggedorf“) wird im Zusammenhang mit der legendenhaften Fernweihe seiner Kirche durch Papst Leo IX. 1052 genannt, geschichtlich gesichert allerdings erst 1130. Für Alling gilt das Jahr 1090 als Ersterwähnungsdatum.

Rieglings erste urkundliche Erwähnung erfolgte 1145 im Zusammenhang mit Weinbergzuschreibungen. Ebenfalls 1145 tritt Kleinprüfening ins Licht der Geschichte, hier bei der Erwähnung von Schiffsleuten und Fährmännern. Viehhausen wird 1181 mit „Brouno de Vienhusen“ als Zeuge in einem Rechtsgeschäft des Klosters St. Emmeram dokumentiert. Waltenhofen taucht 1192 in einem Streit zwischen dem Pfarrer von Eilsbrunn und einem Priester an der damaligen Kirche in Waltenhofen, die heute nicht mehr existiert, auf. Um 1220/1240 kann Dürnstetten („Düringstetten“) urkundlich namhaft gemacht werden. Der Minoritenhof bzw. das Gut Alkofen wird 1318 in einer Urkunde der bayerischen Herzöge bezeugt. Reichenstetten ist 1435 im Saalbuch der Herrschaft Laaber aufgeführt. Vergleichsweise jung sind dagegen die Ortsteile Schneckenbach und Kohlstadt, die erst 1813 bzw. 1838 historisch fassbar werden.

Drei-Flüsse-Gemeinde in reizvoller Juralandschaft

Die Gemeinde Sinzing ist gekennzeichnet durch seine Lage an drei Flüssen: der mächtigen Donau mit dem breiten Donaual im Süden, der Schwarzen Laber im Westen, die durch Sinzings Ortskern fließt und gegenüber dem Max-Schultze-Steig in die Donau mündet,



und der Naab im Osten, die sich bei Mariaort in die Donau ergießt.

Die Landschaft Sinzings ist außer durch die Flusstäler großteils durch Höhenzüge des Weißen Jura (entstanden vor etwa 150 Millionen Jahren) und nachfolgender Kreideformationen (entstanden vor etwa 60 Millionen Jahren) geprägt. Markant erhebt sich ein „Alpiner Steig“ – mit Anklängen an alpenländische Landschaften – zwischen Eilsbrunn und Schönhofen über das Tal der Schwarzen Laber. Die Fluss- und Berglandschaft bietet ideale Naherholungs- und Freizeitmöglichkeiten, sowohl für die Sinzinger selbst wie auch für die benachbarten Einwohner der Großstadt Regensburg. Besondere Verlockungen stellen ein Natur- und Kulturlehrpfad im Prüfening Holz, ein seit 2008 eingerichtetes Walderlebniszentrum bei Riegling, der 2014 eröffnete Schönwerth-Märchenpfad oder auch der Golfplatz Minoritenhof (in Betrieb seit 1998) dar.

*Abb. 3:
Der Ortsteil Minoritenhof (Gut Alkofen), wurde zum ersten Mal 1318 erwähnt. Heute befindet sich dort unter anderem ein Golfplatz.*



Abb. 4 und 5:
links: Schwarze
Laber und Alpiner
Steig bei Eilsbrunn;
rechts: die „Gierseil-
fähre“ (Drahtseil-
fähre) über die 127
Meter breite Donau
in Sinzing, um 1925

Frühere Wirtschafts- und Berufsstruktur

Durch die geographischen Voraussetzungen bedingt fanden sich in Sinzing von Alters her Berufe, die mit den Flüssen in Verbindung stehen, wie Fischer, Schiffer und Fährleute. Eine „Urfahr“ (Überfuhr) über die Donau ist bereits 1145 bezeugt. Eine „Gierseilfähre“ (Fähre am Drahtseil), damals die größte Fähre zwischen Ulm und Linz, stellte 1969 ihren Dienst ein. Übrig blieb eine kleine Motorfähre, betrieben durch die Familie Hofmeister, nahe der Eisenbahnbrücke bei Kleinprüfening, die heute hauptsächlich von landwirtschaftlichen Fahrzeugen genutzt wird.

An der durch ausreichendes Gefälle ausgestatteten Schwarzen Laber siedelten sich seit dem Mittelalter mehr als ein halbes Dutzend Mühlen an. In Sinzing selbst gehörte die 1213 erwähnte Mittermühle zum



Regensburger Schottenkloster, die 1291 erstmals genannte Untermühle dem Damenstift Niedermünster, ebenso wie die 1394 erstmals erwähnte Mehlmühle der zweigeteilten Obermühle. Die gleichzeitig abgezweigte Sägemühle unterstand dem Kloster Mallersdorf. Teilweise wurden die Mühlen im 19. Jahrhundert im Zuge der Industrialisierung zu Farbmühlen umgebaut. Die Obermühle kauften die Gebrüder Bernard 1842, um hier bis heute Schnupftabak zu produzieren. Die untere Mühle in Bruckdorf, bekannt als die „Poschenrieder Mühle“, produziert als einzige bis zur Gegenwart Weizen-, Roggen- und Dinkelmehl.

Neben den durch die Flusslage bedingten typischen Berufen gab es natürlich auch Landwirtschaft mit bäuerlichen Betrieben. Erstaunlich ist, dass bereits im Mittelalter der heute verschwundene Wein- und Hopfenanbau bezeugt ist: 1186 wird von einem umge-



ackerten Weinberg in Bruckdorf berichtet. In Riegling besaß das Kloster St. Emmeram im 12. und 14. Jahrhundert mehrere Weingärten. Hopfenanbau in Sinzing wird erstmals im 14. Jahrhundert genannt, weiter wird von Hopfenanbau in Sinzing und Eilsbrunn im 19. und 20. Jahrhundert berichtet.

Der Hopfenanbau weist auf dessen Verwendung durch ortsansässige Brauereien hin: Tatsächlich ist 1576 in Sinzing ein Brauhaus und 1580 ein Brauhaus mit Tafernwirtschaft in Eilsbrunn greifbar. Viehhausen hatte auf alle Fälle von der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis 1914 eine Brauerei.

Ansätze zur Industrialisierung

Bemerkenswerterweise entwickelten sich im 19. Jahrhundert im Tal der Schwarzen Laber wie auch auf

den angrenzenden südlichen Höhenzügen einige Industrialisierungsansätze, die jedoch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wieder verschwanden. Voraussetzungen waren die Wasserkraft des Flusses, geologische Vorkommen von Bodenschätzen und der Unternehmergeist eines findigen Regensburgers.

1836 gründete der Buchhändler, Buchdrucker und Verleger Friedrich Pustet in Mittelalling eine Papierfabrik, 1853 ein Erweiterungswerk in Unteralling, ferner zur Versorgung der beiden Werke 1859 ein Elektrizitätswerk in Oberalling. Für die Dampfmaschinenbefuerung der Papierfabrik erwarb er 1865 eine Braunkohlenzeche in Schneckenbach bei Viehhausen. Die Papierfabrik gelangte nach dem Verkauf durch die Firma Pustet 1915 an wechselnde Besitzer, bis sie 1972 ihren Betrieb beendete. Die Braunkohleförderung in Viehhausen und Umgebung wurde 1972

*Abb. 6:
Die Papierfabrik
„Alt-Alling“: Das
Aquarell auf Vor-
zeichnung entstand
um 1840 und wird
Johann Bichtel
zugeschrieben.*



Abb. 7:
Am 30. August 1965
wurde die Sinzinger
Autobahnbrücke
eröffnet.

aufgrund der Einfuhr billigerer Konkurrenzkohle aus Tschechien eingestellt.

Boten des Industriezeitalters waren auch die Eisenbahnstrecken, die im 19. Jahrhundert angelegt wurden und die Sinzing „an die weite Welt“ anschlossen. War die erste Eisenbahnstrecke in Deutschland zwischen Nürnberg und Fürth 1835 eröffnet worden, so folgte eine Bahnstrecke von Regensburg nach Nürnberg mit einer großen Brücke über die Donau bei Mariaort 1873. Ein Jahr später, 1874, konnte die Donautal-Eisenbahn von Regensburg nach Ingolstadt mit dem Bahnhof in Sinzing und einer Brücke über die Schwarze Laber eingeweiht werden. Wiederum ein Jahr später, 1875, folgte die Labertalbahn von Sinzing nach Alling. Sie war mit gut vier Kilometern die kürzeste Vicinalbahn (Nebenbahn) des Königreichs Bayern und wurde bis 1986 betrieben – lange Zeit davon

mit dem berühmten „Allinger Bockerl“, einer kleinen Dampflokomotive.

Einen Einschnitt im Verkehrswesen bedeutete für Sinzing auch der Bau der Autobahn Regensburg – Nürnberg. Vorarbeiten wurden bereits zwischen 1938 und 1942 durchgeführt. Weitergebaut wurde ab 1961, bevor sie 1965 schließlich eingeweiht wurde. Eine Anschlussstelle direkt nach der Sinzinger Donaubrücke bescherte Sinzing ein mit Freuden begrüßtes, verkehrsstrukturelles Geschenk für die Zukunft.

Versorgungs-Infrastruktur

Ein Meilenstein für die Versorgung der Gemeinde Sinzing mit Wasser war die Inbetriebnahme einer Pumpstation der Viehhausen-Bergmattinger Gruppe 1911 in Alling, die mit Erweiterungen letztendlich die Wasserversorgung der Großgemeinde bis in die Gegenwart sichert. Die für uns heute selbstverständliche Stromversorgung für Sinzing insgesamt kam erst 1919 zustande, nachdem vorher erste Teilversorgungen über kleine Strom-Turbinen an Mühlen und Glaschleifen kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts angelaufen waren.

Politische Farbtupfer

Bedingt durch die Beschäftigten beim Braunkohle-Abbau in Viehhausen und Umgebung und in der Papierfabrik Alling hatte Sinzing im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert einen hohen Arbeiteranteil aufzuweisen und wurde deshalb in der Weimarer Republik als „rotes Dorf“ tituliert. 1933 wurde der amtierende SPD-Bürgermeister Georg Pommer von den Nationalsozialisten zum Rücktritt gezwungen. Im „Dritten Reich“ errang die NSDAP hier die Mehrheit. Tröstlich erscheint es, dass sich nicht alle Sinzinger von der

Partei Hitlers vereinnahmen ließen. Gegen Kriegsende gab es hier eine Widerstandsgruppe um die Landwirte Franz Eichinger und Karl Maag, die mehrere englische Kriegsgefangene versteckten und vor den fanatischen Nazis retteten.

Nach Kriegsende 1945 gelangten rund 500 Flüchtlinge und Vertriebene nach Sinzing. In Alling wurde daraufhin ein Baracken-Flüchtlingslager mit eigener Schule, eigener Verwaltung und eigenem Krankenhaus eingerichtet. Die Flüchtlingsschule wurde erst 1964 wieder aufgelöst.

Durch die Flüchtlingswelle des Jahres 2014/2015 kamen etwa 50 Geflüchtete, vor allem aus dem Nahen Osten und Afghanistan, nach Sinzing, um deren Integration sich ein eigener „Arbeitskreis Asyl“ bemüht.

Gebietsreform 1972

Die Gebietsreform in Bayern 1972 erbrachte für die Gemeinde Sinzing weitreichende Veränderungen: Durch die Eingemeindung der bis dahin selbstständigen Gemeinden Eilsbrunn, Viehhausen und Bergmatting wuchs Sinzing zur Großgemeinde heran. Von zunächst 2400 stieg die Einwohnerzahl von Sinzing schlagartig auf 4200 an. Bis 2020 verdoppelte sich die Einwohnerzahl fast nochmal auf 8100 Einwohner. Sinzing, amtlich auf 338 Metern über Meereshöhe gelegen, umfasst eine Fläche von rund 44 Quadratkilometern und weist damit eine Bevölkerungsdichte von 184 Einwohnern pro Quadratkilometer auf.

Altes und neues Rathaus

Der Bevölkerungsanstieg seit der Gebietsreform führte auch dazu, dass eine Rathäuserweiterung nötig wurde. Das alte Rathaus am Fahrenweg 4 war ursprünglich 1904 als Schulhaus erbaut worden, seit



1960 wurde es als Rathaus genutzt. Der harmonische Bau mit geschweiftem Giebel im Süden und Walm-dachabschluss im Norden erhielt 2016–2018 einen betont modernen Erweiterungsbau aus Glas und Beton: Die Außenwand zierte ein vierzeiliges Schriftband mit den Namen der 24 Ortsteile und als dominanten Schriftzug dem Namen der Großgemeinde

Kirchen in der Großgemeinde Sinzing

Das Rathaus bildet das Zentrum des „profanen Sinzing“, das Zentrum der Bürgergemeinde. Doch markanter im Erscheinungsbild sind die Sakralbauten, Zentren des „geistlichen Sinzing“. Betrachtet man die Historie und den kunstgeschichtlichen Wert, kann die Großgemeinde durchaus einige besuchenswerte Kirchenbauten vorweisen.

*Abb. 8:
Das Flüchtlings- und
Vertriebenenlager in
Alling wurde 1946
eingerrichtet.*



Abb. 9:
Die Wallfahrtskirche
Mariä Himmelfahrt
in Mariaort

Die Alte Kirche Mariä Himmelfahrt auf einer hochwasserfreien Erhebung über der Schwarzen Laber inmitten Sinzings mit einem gotischen Turm besitzt – dies zeigten Ausgrabungen 1987 – bereits Vorgängerbauten aus dem 8./9. Jahrhundert. Das im Kircheninneren aufgefundene Skelett des „Riesen von Sinzing“ mit 2,12 Metern Körpergröße ist dem 10. Jahrhundert, also der Zeit der ersten urkundlichen Erwähnung Sinzings, zuzuordnen. Eine früher vorhandene Kirche St. Ägid oder St. Gilgenkirche in Sinzing wurde bereits im 17. Jahrhundert profaniert und als Schmiede genutzt. Wegen der gestiegenen Bevölkerungszahl

erhielt Sinzing 1951/52 die neue Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, einen Steinwurf entfernt von der Alten Kirche mit gleichem Patrozinium.

Ein ehrwürdiges Alter weisen Kirchen rundum in den Ortsteilen von Sinzing auf. Die Kirche St. Wolfgang in Eilsbrunn geht im Kern bis ins 11./12. Jahrhundert zurück, sie ist zugleich die älteste Wolfgangs-Kirche des Bistums Regensburg. Die Kirche zum Heiligen Kreuz in Bruckdorf, eine mittelalterliche Chorturmkirche, wurde 1142 geweiht. Die Kirche St. Michael in Riegling ist eine spätromanische Kirche aus dem 13. Jahrhundert. In Alling erwuchs die Kirche St. Martin aus einer romanischen Kapelle, die gegenwärtige Baugestalt mit dem Ring der Friedhofsmauer ist in der Gotik anzusiedeln.

Die über die Gemeindegrenzen Sinzings hinaus bekannteste Kirche der Großgemeinde ist zweifellos die Wallfahrtskirche Mariä Himmelfahrt in Mariaort. Der gotische Chor der ersten Kirche, heute als Sakristei genutzt, erinnert noch an das Mittelalter, während der spätbarocke Neubau mit klassizistisch beeinflusster Einrichtung erst in den Jahren 1774–1776 entstand. Am Fest Mariä Himmelfahrt, dem 15. August, ist die Kirche immer noch Ziel einer Wallfahrt. Die der Wallfahrtskirche Mariaort benachbarte Kalvarienbergkirche Heilig Kreuz ist ein kunstgeschichtliches Kleinod. Sie wurde 1714/15 auf Initiative des Regensburger Weihbischofs Albert Ernst Graf Wartenberg nach dem Vorbild der Heiligen Stiege im Lateran in Rom errichtet.

Viehhausen hatte einst im Schloss, das nach seiner Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg um 1700 neu errichtet wurde, eine Schlosskapelle. In deren Nachfolge wurde die heutige Pfarrkirche St. Leonhard 1867/68 im neuromanischen Stil an das Schloss angebaut. Das Gebäude der Bergmattinger Kirche St. Leodegar ist in das 13./14. Jahrhundert zu datieren,

während die qualitätsvolle Einrichtung teils gotisch, teils barock ausgeführt ist. Keine eigene Kirche besitzt bisher die Evangelische Gemeinde Sinzing. Ihr steht ein Gemeindesaal im 2017–2020 neu errichteten Kinderhaus St. Markus für kirchengemeindliche und kulturelle Zwecke zur Verfügung. Das Gotteshaus der Gemeinde ist die Kirche St. Markus im Regensburger Stadtwesten.

Burgen-Reste

Von den profanen Herrschaftszentren einiger Burgen ist noch der eindrucksvolle Bergfried der Burgruine Niederviehhausen mit romanischen Buckelquadern erhalten. An eine Burg Schlossberg bei Bruckdorf erinnern spärliche Reste. Desgleichen sind der Burgstall Schwarzenfels südöstlich von Bergmatting und der Burgstall Stifterfelsen bei Eilsbrunn nur mehr mit Mühe erkennbar.

Europäische Partnerschaften

Sinzing pflegt erfolgreich seit mehr als 30 Jahren europäische Partnerschaften. 1989 wurde die Verbindung zu Les Ancizes-Comps und Saint-Georges-de-Mons in Frankreich, 2004 zu Csorna in Ungarn und 2015 zu San Mateo de Gállego in Spanien aufgenommen. Die Aktivitäten hierzu – ideenreich unterstützt durch den Förderverein Europäische Kontakte Sinzing e.V. – wurden mehrfach durch den Europarat und den Freistaat Bayern ausgezeichnet.

Schulen, Kinderbetreuung und Jugendpflege

Eine erste Schule im Mesnerhaus in Sinzing wird 1559 bezeugt, ebenfalls eine kirchliche Schule in Eilsbrunn im Jahr 1736. Eine Schule in Mariaort wurde 1972 in



Abb. 10:
Der Bergfried der
Burgruine Nieder-
viehhausen

die Schule Sinzing eingegliedert. Heute ist das Grundschulwesen in der Gemeinde auf zwei Schulhäuser verteilt, einerseits auf die Schule in Sinzing (erbaut 1959/60), andererseits auf die Schule in Viehhausen (erbaut 1952, umgebaut 1984). Die Hauptschüler Sinzings besuchen die Wolfgangsschule in Regensburg.

Kunst und Kultur

Es ist der Ehrgeiz der Gemeinde Sinzing, dass in der Großgemeinde ein vielfältiges Angebot an Kunst und Kultur geboten wird. Träger hierfür sind in erster



Abb. 11: In der Bücherei Viehhausen finden auch Veranstaltungen statt, etwa im April 2019 eine Lesung mit einheimischen Autorinnen und Autoren sowie musikalischer Umrahmung.

Linie Vereine und der Arbeitskreis Kultur, die ihre Veranstaltungen ehrenamtlich ausrichten. Die Gemeinde veröffentlicht die Programme in einem seit 2009 halbjährlich erscheinenden Kulturkalender. An jährlichen Kultur- und Begegnungstagen präsentieren einheimische Kunstschafter, aber auch solche aus den europäischen Partnerstädten, ihre Werke der Öffentlichkeit. Bücher und Medien zum Ausleihen bietet die Bücherei in Viehhausen seit 1997 und die in Sinzing seit 2018 an. Auch Autorinnen und Autoren sind dort immer wieder für Lesungen zu Gast.

Die Theatergruppe Viehhausen, gegründet 1983, tritt regelmäßig im Klosterstadel Viehhausen auf und

wird inzwischen auch von einer Kinder- und Jugendgruppe unterstützt. Die Blasorchester Viehhausen (gegründet 1969) und Sinzing (gegründet 1980) sind mit Frühjahrs- und Herbstkonzerten und vielen Auftritten während des Jahres zu einer kulturellen Institution geworden. Dazu kommen kleinere Musikgruppen wie das Kammerorchester Sinzing (gegründet 2009), das Saxophonensemble Sinzing (gegründet 2010) und das daraus erwachsene Trio Sax & Co., ferner die Bläsergruppe St. Wolfgang in Eilsbrunn. Sehr aktiv zeigt sich der Arbeitskreis Kultur Sinzing, der zudem einen Historischen Stammtisch eingerichtet hat und mit Ausstellungen zu Sinzinger Themen, etwa dem Bau der Sinzinger Autobahnbrücke, der Post in Sinzing oder dem Ersten Weltkrieg und seinen Auswirkungen auf die Gemeinde, einlädt. Der Stammtisch hat aber auch Informationstafeln zu Sinzinger Gebäuden und Sehenswürdigkeiten verfasst und realisiert.

Brauchtum

Die Großgemeinde Sinzing weist eine breite Palette lebendigen Brauchtums auf. Für manche der Ortsteile ist die Pflege eigenen Brauchtums zudem eine Möglichkeit der Identitätsbewahrung und -stärkung. So organisiert der kleine Ortsteil Saxberg seit 1988 einen Faschingszug. Kleinprüfening hat aus dem Maibaumaufstellen seit 1989 ein zweitägiges Maifest gemacht, mit Blasmusik und Fischessen. Das seit 1975 organisierte Bürgerfest in Viehhausen versetzt den Ortsteil in einen dreitägigen „Ausnahmestand“, bei dem sich die ganze Ortschaft im Klostergarten und Klosterstadel trifft. Das Kirtabaum-Aufstellen mit anschließendem Kirchweih Tanz ist in Eilsbrunn seit 1970 lebendig und hat in den letzten 25 Jahren sogar zur Wiederbelebung des in den 1930er Jahren gegründeten, zwischendurch eingeschlafenen, Burschenvereins

geführt. Auch in Viehhausen pflegt der dortige Burschenverein den Brauch des Kirtabaum-Aufstellens mit Kirchweih Tanz.

Das Pfarrfest in Eilsbrunn wird seit 1980 durchgeführt und lockt im Geviert zwischen Pfarrhof, Pfarrstadel und ehemaligen Ökonomiegebäuden nicht nur Kirchenbesucher an. Natürlich besitzt auch die Ortschaft Sinzing ein Pfarrfest (seit 1977) und ein Bürgerfest (seit 1986). Beide Feste wurden fast zwei Jahrzehnte im zweijährigen Turnus abwechselnd ausgerichtet, inzwischen finden sie beide wieder jährlich statt. Advents- und Weihnachtsmärkte sind sowohl in Sinzing selbst wie auch in den Ortsteilen beliebt. In Saxberg ist die Stadlweihnacht im Kiendlstadel ein besonderer Magnet in der Vorweihnachtszeit. Neben traditionellem Brauchtum tauchen aber auch neue Ideen auf, so etwa ein Halloween-Umzug in Sinzing seit 2015.

Sinzing – Stadtrandgemeinde mit Zukunft

Sinzing, das Dorf mit seiner stolzen 1100-jährigen Geschichte, spielte in unmittelbarer Nachbarschaft zur fast 2000 Jahre alten Stadt Regensburg lange Zeit keine große Rolle. Die dörfliche Struktur blieb weitgehend bestimmend, abgesehen von ersten Industrialisierungsansätzen im Tal der Schwarzen Laber, die durch den Regensburger Unternehmer Friedrich Pustet mit dem Bau einer Papierfabrik angestoßen wurden. Die Anbindung mit Eisenbahnlinien an Regensburg, vor allem aber die Anbindung mit einer eigenen Abfahrt an die Autobahn Regensburg – Nürnberg eröffneten Sinzing neue Möglichkeiten. Auf Zukunft hin ist die durch landschaftliche Reize ausgestattete Großgemeinde vor den Toren Regensburgs ein bevorzugtes Wohngebiet, auf das in Regensburg tätige Arbeitnehmer ein besonderes Augenmerk richten.



Abb. 12: Beim Faschingszug in Saxberg 2019 war unter anderem eine Gruppe Außerirdischer dabei.

Die Jubiläumschronik

Im Jahr 2021 konnte die Gemeinde Sinzing auf ihr Jubiläum „1100 Jahre Sinzing“ zurückblicken. Zwar fiel das geplante Feierwochenende vom 23. bis 25. Juli 2021 der Corona-Pandemie zum Opfer, doch als bleibende Erinnerung an das Jubiläumsjahr erschien bereits im Juni die Jubiläumschronik „1100 Jahre Sinzing (921–2021) – Vergangenheit und Gegenwart“. Die Publikation mit 84 Seiten wurde durch einen Arbeitskreis ehrenamtlicher Mitarbeiter aus den Heimatpflegern der Gemeinde Sinzing und dem Historischen Arbeitskreis Sinzing unter Vorsitz von Bürgermeister Patrick Grossmann in Jahresfrist erarbeitet und von der Gemeinde kostenlos als Jubiläumsgabe an alle Haushalte verteilt.



Abb. 1: Die Band Hadé gewann 2019 den Heimatsound-Wettbewerb des Bayerischen Rundfunks. Mit ihrem Mundart-Rock überzeugten Philipp Meller, Anna „Änny“ Kammermeier, Max Dobler und Johannes Tappert (von links) damals Jury und Publikum.

Sandra Adler

Heimatsound im Landkreis Regensburg

Hadé, Susi Raith, Isa Fischer und Die Nowak

Heimatsound als Bezeichnung für ganz unterschiedliche Popmusik aus Bayern und dem Alpenraum ist in den vergangenen Jahren immer präsenter geworden. Vier Beispiele aus dem Regensburger Land zeigen, was das Phänomen ausmacht – mit ihren Gemeinsamkeiten, Unterschieden und ihrem Verständnis davon, was Heimat eigentlich ist.

Die vier Bandmitglieder von *Hadé* (gesprochen [Häde]) sitzen nebeneinander auf einem Balkon in ihrem Heimatort Steinsberg und erzählen von ihrem Auftritt beim Heimatsound-Festival 2019 in Oberammergau. Sie ergatterten ihn als Sieger des Heimatsound-Wettbewerbs, mit dem der Bayerische Rundfunk seit 2014 jedes Jahr Nachwuchsmusikerinnen und -musiker aus Bayern, Österreich, der Schweiz und Südtirol sucht. Es war der größte Erfolg in der bisherigen Laufbahn der Band – und mit sehr viel Aufregung im Vorfeld verbunden.

Als erster Act am Nachmittag waren sie die letzten beim Soundcheck. „Als wir eigentlich zum Soundcheck auf die Bühne gegangen sind, sind gleichzeitig die Leute reingelassen worden“, erinnert sich Gitar-

rist und Sänger Max Dobler an die knappe Vorbereitungszeit. „Uns hat es ja eh schon zerrissen vor Aufregung“, beschreibt Drummer Philipp Meller die angespannte Situation. Auch die Zeit für den Auftritt verkürzte sich. Da das Konzert gestreamt wurde, konnten sie aber keinen Song weglassen. Also fielen die geplanten Ansagen weg. „Und wir haben alles ein bisschen schneller gespielt“, scherzt der Schlagzeuger. „Ein Lied nach dem anderen, ohne zu reden. Bum, bum, bum – schon war’s vorbei.“

Nicht nur wegen der besonderen Umstände wird der Band der Auftritt noch lange in Erinnerung bleiben. Die Dimensionen des Festivals mit einer Riesenhöhle, Crew, Techniker et cetera beeindruckten die Band, ebenso das offene Publikum, das bei den Songs der Newcomer spätestens beim zweiten Refrain mitsang. „Das hat so viele Gefühle transportiert vom Publikum auf die Bühne. Das war für mich schon ein ganz besonderer Moment“, sagt Anna „Änny“ Kammermeier, die bei *Hadé* singt und Synthespielerin.

Der Festivalauftritt brachte ihnen viel Aufmerksamkeit. Schon vor dem Wettbewerb spielten sie ein paar Mal als Vorband vom *Keller Steff* und hatten lange versucht, dass dessen Booker auch die Organisation ihrer Konzerte übernimmt. Nach dem Erfolg beim Heimatsound-Wettbewerb hat das endlich geklappt. 2020 wären für die Steinsberger etliche Auftritte angestanden. Corona machte auch ihnen einen Strich durch die Rechnung. „Mei, es hilft halt nix“,

sagt Änny mit bayerischer Stoizität. Die Band hat das Beste draus gemacht, ist ins Studio gegangen und hat ein neues Album mit dem Titel „Schmalzl“ rausgebracht. Seit dem Debütalbum „Jungspunt“ über die EP „NILA“ hat sich ihr Songwriting immer weiter verfeinert. Sie spielen mal treibenden, mal melancholischen Alternative Rock, inspiriert von Vorbildern wie *Kings of Leon* oder *Biffy Clyro*. Bilderreich und poetisch, manchmal auch unbeschwert und direkt sind die bairischen Texte, die sie über den rockigen Sound legen. *Hadé* haben ihren Stil gefunden. Das hat ein wenig gedauert, denn für eine junge Band im Alter von 21 bis 24 Jahren haben sie schon eine relativ lange Geschichte.

Hadé: Alternative-Rock auf bairisch

Angefangen haben sie 2010 als Punkrock-Coverband und mit einem Auftritt beim Bandwettbewerb „Kids4Rock“ im Jugendzentrum Lappersdorf. Ein halbes Jahr später ersetzte Änny den damaligen vier-

ten Mann. Es folgten weitere Jahre als Cover-Band: Sie spielten Rock, dann Party-Musik und schließlich Akustik-Songs in Bars. Während der letzten Phase schafften es nach und nach immer mehr eigene Songs ins Programm, bis sie schließlich beschlossen, nur noch eigene Musik zu machen. „Wir haben dann gesagt: Okay, jetzt sind wir angekommen. 2017 haben wir uns dann auf *Hadé* umbenannt“, sagt Max.

Nach der Bedeutung des Bandnamens werden die vier öfter gefragt. „Wer macht’s?“, fragt Max in die Runde. Philipp erbarmt sich und erklärt wie alles mit dem gemeinsamen Großvater der Cousins Philipp, Max und Johannes zurückgeht. „Unser Opa, das ist der Schmalzl Josef gewesen. Im Dorf war sein Spitzname der Hadé Sepp“, sagt Philipp. Unter dem Hausnamen Hadé sei in Steinsberg die ganze Familie bekannt. Aber auch Jugendfreundin Änny verbindet etwas mit dem Namen, denn sie hat mit ihren Eltern im Haus vom Hadé Sepp gewohnt. In besagtem Haus entstand auch das One-Shot-Video zu „Umdraht Part II“, mit dem sich die Band beim Heimatsound-Wettbewerb beworben hat.

Generell legt die Band viel Wert auf ihre Videos. Ihr Fotograf und Videofilmer Alex Weigert ist sowas wie ein fünftes Bandmitglied. Aus dem letzten Album „Schmalzl“ hat außerdem jedes Bandmitglied ein Video bekommen, bei dem es die Hauptrolle spielt. Mit einem Clip für Schlagzeuger Philipp fing alles an. Zum scheppernden Vollgas-Song „I Konns Ned Ändern Wenns So Waar Wias Is“ haut Philipp auf einem Basketballplatz in die Felle seiner Drums. Aus dieser ersten Idee ist eine Art Miniserie mit vier Musikclips entstanden. Zwischen den Videos gibt es auch versteckte Verweise auf die jeweils anderen. Und am Ende von „Ausdraht“, in dem Bassist Johannes Tappert im Mittelpunkt steht, sind sie alle am gleichen Ort vereint.

Für *Hadé* bedeutet Heimat,
 ... dass man sich wohl fühlt. Das ist nicht unbedingt örtlich begrenzt.
 (Änny Kammermeier, Gesang und Synthie)
 ... dass man die Leute um sich hat, die man gern hat. (Philipp Meller,
 Schlagzeug)
 Wir sind eine große Familie und wohnen fast alle in Steinberg. Würden
 wir jetzt alle an den Chiemsee ziehen, wär' mir das wurscht. Aber ich
 würde nicht allein hinziehen wollen, das ist der Punkt. Heimat ist gleich-
 zeitig Familie. (Max Dobler, Sänger)

„Umdraht Part II“ sei immer noch das charmanteste Video der Band, findet Max. Darin führt eine Kamerafahrt ohne Schnitte ins und um das „Hadé-Haus“ herum, während die Bandmitglieder immer wieder im Video auftauchen bis sie gemeinsam im Hof spielen. Das Besondere an dem Song sind Ukulele und Rap-Part. Mit ihm gewannen sie den Wettbewerb. Für das Publikumsvoting, mit dem aus fünf Finalistinnen und Finalisten der Sieger ermittelt wird, haben sie damals aber auch ordentlich die Werbetrommel gerührt und zum Beispiel auf der Arbeit ihre Kolleginnen und Kollegen mit Rundmails bombardiert. „Da haben wir uns nichts geschenkt“, sagt Max.

Und inwiefern verstehen *Hadé* ihre Musik als Heimatsound? Bassist Johannes Tappert sagt dazu: „Natürlich lieben wir unsere Heimat. Aber wir spiegeln das gar nicht so in unseren Texten und der Musik wider.“ Bis auf die Tatsache, dass die Texte in Mundart geschrieben sind. Das ist für die Band aber fast selbstverständlich: „Weil wir bairisch reden, sing ma auf bairisch. Wir versuchen einfach, so echt wie möglich zu sein“, sagt Johannes. Als Englisch-Student hätte er auch auf Englisch schreiben können. Doch die eigene Sprache sei authentischer. Mit den bairischen Texten fühlt sich die Band einfach wohler.

Susi Raith: Die Wurzeln des Heimatsounds

Bairische Songtexte sind keine Voraussetzung, um beim Heimatsound-Festival, -Wettbewerb oder der Konzertreihe des Bayerischen Rundfunks mitzumachen. Trotzdem ist es eines der offensichtlichsten Merkmale, durch das Künstler mit Heimatsound in Verbindung gebracht werden. Dialekt ist für Susi Raith und ihre Musik wichtig. „Für mich persönlich ist Heimatsound schon Mundart, weil ich auch nicht anders Texte schreiben kann als in Mundart. Das



Abb. 2: Hadé in ihrem Proberaum: Hier feilen sie gemeinsam an den Songs. Melodie und Text kommen davor meistens von Bassist Johannes (links) und Sänger/Gitarrist Max (rechts).

spiegelt oft einen Landstrich oder die Menschen in einem Landstrich wider.“ Für die Musikerin, die in Lehen bei Bernhardswald zu Hause ist, ist das aber nicht exklusiv. Auch das Authentische, „wenn jemand das macht, was aus ihm rauskommt“, zeichnet für sie die Musik aus, die unter dem Begriff zusammengefasst ist.

Letztendlich sieht sie sich selbst als Singer-Songwriterin, die auf Mundart singt. Mit ihrer aktuel-

Heimat ist für mich da, wo ich so sein kann, wie ich bin – und wo mich jeder versteht. Also ich glaube, das hat schon auch was mit Sprache zu tun. (Susi Raith)

len Band *Susi & Die Spießer* spielt sie eigene Songs, die sie zusammen mit ihrem Mann Jochen Goricnik schreibt. Der macht als Mitglied von *Schinderhannes* bzw. der Ringlstetter-Band von Hannes Ringlstetter schon seit den 1990er Jahren Mundart-Rock. Auch ein paar englische Nummern hat die Band im Repertoire. Die stammen von Bandmitglied Jörg Willms, der lange Zeit in Australien und Amerika gewesen ist. Die Musik der *Spießer* fällt besonders auf durch den mehrstimmigen Gesang, der sich wunderbar in die Country, Blues und Akustik-Rock-Arrangements einfügt.

Ihre musikalischen Wurzeln hat Susi in der traditionellen Volksmusik und in der Wirtshausmusik. Zusammen mit ihrer Mutter und Schwester trat sie schon als Kind auf Heimatabenden und mit dem Oberpfälzer Volksliedkreis auf. Später wurde sie zusammen mit ihrer Schwester Tanja und deren Ehemann als *D’Raith-Schwestern und da Blaimer* bekannt. Mit ihrem deftigen Musikkabarett und den eigenständigen Mundart-Liedern machte die Gruppe schon Heimatsound bevor es dieses Label überhaupt gab.

Für Susi gab es für das, was heute unter Heimatsound firmiert, schon lange vorher einzelne Vorreiter wie *Ringsgwandl* oder die *Biermösl Blosn*, die sehr politische Texte hatten. In Regensburg gründeten vor knapp 20 Jahren unter anderem Jürgen Buchner (*Haindling*) und der mittlerweile verstorbene Rudi

Stieglitz vom *Leberkas Duo* die *MundArtAgeh*. Die Initiative verfolgt auch heute noch das Ziel, die Kultur- und Musikszene in Bayern zu fördern. Sie vernetzt Musiker und bietet etwa mit dem MundartFestival in Stadtamhof heimischer Popmusik eine Plattform. Dort traten neben *D’Raith-Schwestern und da Blaimer* zum Beispiel auch die *Kapelle Josef Menzl*, *Da Huawa*, *da Meier und I* oder *Schinderhannes* auf. *Hadé* wiederum waren 2018 beim Mundart-Festival dabei.

Susi und ihre Schwester Tanja nahmen als Frauen, die auch mal anrühige Wirtshauslieder sangen, in der Szene selbst eine gewisse Vorreiterrolle ein. Zum Singen im Wirtshaus – und zwar zu einer Zeit, als das gar nicht mehr so üblich war – brachte sie 2001 die Jazz-Combo *Die Negerländer*, mit denen sie eine anarchische Kombination aus Jazz und Wirtshausliedern im Regensburger Auerbräu spielten. „Da gab es noch gar kein richtiges Programm. Es musste einfach raus – rauf auf den Tisch und los ging’s“, sagt Susi. Zwei Weiber, die sich einfach hinstellen und dermaßen laut singen – das habe die Leute damals beeindruckt. „Das gab es damals einfach nicht.“

Die Wirtshausmusik erlebte ein Revival, und langsam entstand eine richtige Bewegung aus neuer bayrischer Volksmusik, Wirtshausmusik, Musikkabarett und Mundart-Bands. Das Label Heimatsound ist erst später aufgetaucht, etwa mit den Chiemgauern Claudia Koreck, *Labrassbanda* oder dem *Keller Steff*, mit dem Susi demnächst ein Singer-Songwriter-Projekt auf die Beine stellen will.

Plötzlich gab es eine Plattform und Akzeptanz für traditionelle Lieder mit modernem Text oder moderne Mundart-Musik mit ganz unterschiedlichen stilistischen Einflüssen, von Rock über Balkan-Beat bis Reggae. Diese Offenheit hatten die ersten Künstlerinnen und Künstler, die mit ihrer eigenen Musik eine neue

Art von Volksmusik schufen, nicht immer gespürt. Texte mit Themen aus der Gegenwart, musikalische Einflüsse aus anderen Ländern oder auch unkonventionelleres Auftreten – bei puristischen Anhängern traditioneller Volksmusik eckten sie damit an. Die Raith-Schwester etwa stellten sich in Lederhosen und mit sexy Miedern auf die Bühne oder auch gerne mal auf Tische und redeten daher wie die bayerischen Männer. Damals brachen einige Vertreterinnen und Vertreter der sogenannten „Neuen Volksmusik“ bewusst mit Klischees und gewissen Traditionen, auch um den Konservativen ein wenig auf den Schlips zu treten. Diese warfen ihnen vor, die Tradition kaputt zu machen. „Aber man kann die Tradition auch tot pflegen. Wir leben halt doch in einem anderen Jahrhundert. Da gibt es jetzt auch Mundartlieder, die eine andere Melodie haben wie vor hundert Jahren“, sagt Susi.

Heimat: Lebensgefühl statt Klischees

Dabei spielen die traditionellen Volkslieder für sie auch heute noch eine wichtige Rolle. Mit „Wissts Wou Mei Hoamat Is“ widmeten D’Raith-Schwester und da Blaimer dieser Art von Musik 2013 ein ganzes Programm und Album, das die Gruppe wieder von einer ganz anderen Seite zeigte. „Diese Lieder berühren mich, wenn ich sie höre. Sie erinnern mich an meine Kindheit, meine Großeltern und meine Mama, die uns das alles beigebracht hat“, sagt Susi. Bei der melancholischen, oft tieftraurigen Musik merke man bei den Texten sofort, was die Menschen vor 100 Jahren beschäftigt habe: der Krieg, die Kälte im Winter, der Kampf ums Überleben. Oft denke sie dabei: „Das ist eine Wahnsinns-Textzeile. Die sagt alles aus in einem Satz.“

Bei aller Verbundenheit mit Traditionen und ihrer Heimat, vor allem auch der Sprache, stört Susi aber



Abb. 3: Susi & Die Spießer sind (von links) Jörg Willms, Sebastian „Stitzi“ Stitzinger, Jochen Goricnik und Susi Raith.



Abb. 4: Mit „See“ landete Isa im Finale des Heimatsound-Wettbewerbs. In der Natur kriegt sie den Kopf frei.

Heimat, das sind für mich auf jeden Fall Gerüche – wenn Oma gekocht hat oder draußen die Wäsche aufgehängt hat und es immer nach dem gleichen Weichspüler gerochen hat. Wenn man manchmal im Alltag wo vorbeikommt, wo es zufällig nach dem gleichen Weichspüler riecht, kriegt man sofort wieder das Gefühl von Heimat. Ich würde es fast an Gerüchen festmachen, was Heimat für mich ist: Erinnerungen, die einem das Gefühl von Geborgenheit aus der Kindheit geben. (Isa Fischer)

auch, dass der Heimatbegriff oft mit Klischees und Oberflächlichkeiten verbunden ist. „Dult, Dirndl, Bier – aber nicht das richtige Lebensgefühl, das Heimat ausmacht.“ Außerdem mag sie nicht, wenn es zu patriotisch wird. „Wir sind Bayern, wir sind die Besten – das ist mir too much.“

Gleichzeitig glaubt sie, dass sich viele junge Menschen schon danach sehnen, zu wissen, wo sie herkommen. Die Heimatsound-Künstlerinnen und -Künstler hätten diese Identifikation geschaffen, indem sie im Dialekt singen oder dort herkommen, wo auch das Publikum zu Hause ist, meint Susi.

Isa: Verträumt „aufs Land“

Dafür müssen die Texte nicht immer in Mundart sein, wie zwei Finalistinnen des diesjährigen Heimatsound-Wettbewerbs zeigen, die beide aus dem Landkreis Regensburg kommen: Isa Fischer und Rebekka Maier alias *Die Nowak* sind von der Jury unter die besten fünf Bewerber gewählt worden. Beim anschließenden Online-Voting setzten sich *Die Widersacher aller Liebermacher* aus Würzburg durch. Aber allein ins Finale zu kommen, das sei schon eine Ehre gewesen, sagt Isa. „Was bleibt ist, dass Bayern 2 meine Musik spielt, was cool ist, und dass ich bestimmte Kontakte knüpfen konnte“, ergänzt sie.

Bevor sie ihr Soloprojekt startete war sie in verschiedenen Formationen und Bands als Sängerin und Songwriterin dabei, darunter *Isa & ich* oder *Beißer*. Schon als Kind habe sie viel Musik gemacht, obwohl sie aus keiner musikalischen Familie komme, erzählt Isa, die in Niederbayern in der Gegend Dingolfing-Landau aufgewachsen ist. Mit sieben Jahren hat sie Gitarre gelernt. „Aber Gesang war immer mein Hauptding, das ich faszinierend fand“, sagt sie. Als sie sich nach dem Abitur entschied, Musik zum Beruf

zu machen und auf dem Music College in Regensburg ihre Ausbildung mit Schwerpunkt Gesang anfang, war ihre Familie nicht gerade begeistert. Der wäre etwas „Solides“ lieber gewesen. „Aber mein Wunsch danach, Musikerin zu sein, war größer.“

Ihre Entscheidung hat sie nicht bereut. Allerdings hatte sie ihre eigenen Songs eine Zeit lang in der Schublade, ehe sie sich damit auf die Bühne getraut hat und wusste, wer sie als Solokünstlerin eigentlich sein wollte. Ein Schlüsselmoment war das Jahresfinale des Song Slams 2019, als sie merkte, wie sehr sie die Leute mit ihren Songs begeistern kann. Dass die auf hochdeutsch sind, hat einerseits praktische Gründe: Sie möchte, dass zumindest die Menschen im deutschsprachigen Raum ihre Texte verstehen können. Sie wollte ihr Publikum aber nicht nur auf Bayern beschränken. Andererseits könne sie auf hochdeutsch auch poetischer schreiben. Dabei ließen sich Bairisch und Englisch phonetisch leichter formen, erklärt Isa. Sie feilt an den Texten, so dass sie flüssig und nicht sperrig klingen. Der Klang der Sprache ist ihr dabei wichtiger als der konkrete Inhalt. „Warum hat deutsche Musik oft den Anspruch, dass es so einem Poetry Slam gleicht?“, fragt sie sich manchmal. „Deutsche Künstler müssen dann voll die krasse Aussage haben – oder es muss sinnstiftend sein. Das ist in anderen Sprachen auch wurscht, dann klingt es halt einfach nur schön. Im Deutschen ist es dann oft zu kitschig oder zu nichtssagend.“

Beim Heimatsoundwettbewerb hat sie ihren Song „See“ eingereicht. Wie in ihrer Single „Aufs Land“ spielt die ländliche Natur im Text eine zentrale Rolle. Mit ihrer Musik zwischen Soul und Folk vermittelt Isa ein Gefühl von Verträumtheit, Geborgenheit und leichter Melancholie. Sie sei nicht mit der Absicht rangegangen, einen Song über ihre Heimat zu schreiben, erzählt sie. Dass diese beiden Lieder von ihrer Hei-

mat und dem Gefühl draußen auf dem Land handeln, sei eher Zufall gewesen. „Das war in dem Moment scheinbar gerade Thema bei mir“, sagt die Musikerin, die vor eineinhalb Jahren mit ihrem Kind von Regensburg in ein kleines Dorf bei Laaber gezogen ist. Als alleinerziehende Mama war ihr das Stadtleben zu anonym. Sie wünschte sich für sich und ihr Kind, mehr in eine Gemeinschaft eingebunden zu sein. Diese Hoffnung habe sich bewahrheitet: In ihrem Dorf unterstützten sich die Nachbarn und die Kinder spielten draußen miteinander. „Sehr bullerbü-mäßig“, sagt Isa.

Die Nowak: Authentisch mit Kunstfigur

Der Musikerin Rebekka Maier hat es in der Umgebung ihres Wohnortes Riegling vor allem die Donau angetan. „Am Fluss zu wohnen hat was ganz Besonders.“ Zusammen mit Magdalena Wawra aus Wien hat sie in der Corona-Zeit den Song „Zusammen allein“ herausgebracht – persönlich getroffen aber haben sie sich bisher nicht. „Ich wusste, uns verbindet die Donau. Das war ein total schönes Gefühl.“

Beim Heimatsound-Wettbewerb 2021 hat sie sich mit dem Song „Ein neues Jahr“ beworben und es ins Finale geschafft. Authentizität wird von vielen als Merkmal von Heimatsound ins Spiel gebracht. Bei Rebekka, die ihre Songs mit Klavier und als Kunstfigur *Die Nowak* auf die Bühne bringt, ist das auf den ersten Blick ein schwieriger Begriff. Innerhalb dieser Kunstfigur sei sie hoffentlich authentisch, sagt Rebekka. Ein Teil ihres Repertoires besteht aus bissig-bösen satirischen Songs wie „Mein Bester“ über Ex-Freunde oder „Schottergärtner“ über artenvielfalt-zerstörende Gartentrends, die sehr gut zur divenhaften, distanzierten Nowak passen. Bei ernsteren Songs wie „Ein neuer Tag“ oder „Norderney“ fließen laut Rebekka auch viele persönliche Erfahrungen aus dem privaten

Umfeld ein. Diese melancholischen Songs kämen bei den Menschen auch als authentisch an und gingen ihnen nahe, berichtet sie.

Ihre Bühnenrolle gibt ihr Freiheit und Schutz für ihre Kunst. „Wenn ich als Rebekka in meiner Arbeit einen Elternabend führen muss, fällt mir das tausendmal schwerer“, sagt die gelernte Erzieherin. „Als *Nowak* auf der Bühne kann mir als Mensch nichts passieren.“ Manchmal merkt sie aber auch die Tücken der Kunstfigur, etwa wenn sie eigentlich gerne auf den Sozialen Medien zu politischen Themen wie Rassismus Stellung beziehen würde. Darüber mit Distanz und in der dritten Person zu sprechen, sei schwierig. „Da habe ich noch nicht so den richtigen Weg gefunden, der für mich passt.“

Auf der Bühne sei sie allerdings auch immer ein bisschen Rebekka, besonders eben bei melancholischen und ernsten Liedern. Oder am Merch-Stand, wenn sie sich freue, dass die Leute zu ihr kämen. Mittlerweile berichtet sie auch ganz offen darüber, wie eine persönliche Lebenskrise der Auslöser für ihr Soloprojekt gewesen ist. Die Trennung von ihrem Mann hatte auch zur Folge, dass sie ihre beiden Kinder nur noch jede zweite Woche bei sich hatte, wie es im sogenannten Wechselmodell üblich ist. „Das ist ganz komisch gewesen am Anfang. Ich habe mit meiner Zeit nichts anzufangen gewusst“, erinnert sie sich.

Heimat sind die Menschen, die mich umgeben. Ich bin ein sehr familienverbundener und gesellschaftlicher Mensch. Außerdem: die Landschaft, Jura-Häuser und böhmisch-bayerische Küche. (Rebekka Maier alias Die Nowak)

Vor *Die Nowak* hatte Rebekka bereits in der Formation *24indigo* und später beim Elektropop-Duo *Cato Janko* Musik gemacht. Alleine mit ihren eigenen Liedern aufzutreten habe sie sich lange nicht zgetraut. Die Musik half ihr, ihre Lebenskrise zu bewältigen. Es sei ein Prozess gewesen zu erkennen, dass die Musik zu ihr gehöre und dass es ihr damit gut gehe, was sich auch auf ihre Kinder übertragen würde. „Am Anfang habe ich irgendwie ein schlechtes Gewissen gehabt“, beschreibt sie den Zwiespalt, in dem sie sich damals befand.

Inzwischen läuft es für sie ziemlich gut: Sie war erfolgreich beim FM4-Protestsongcontest, gewann 2018 den Rio-Reiser-Songpreis und 2020 den Liedermacherpreis „Hoyschrecke“, nahm mit Constantin Wecker Kontakt auf, war als Support von *Pam Pam Ida* unterwegs und wurde in das BY.on-Förderprojekt des Verbandes für Popkultur e.V. aufgenommen. Ihr erstes Album, das nächstes Jahr erscheinen wird, finanziert sie durch die Förderung der Initiative Musik. Und sie landete eben auch beim Heimatsoundwettbewerb im Finale.

Dabei klingt *Die Nowak* wirklich so gar nicht, als würde sie aus Bayern oder den benachbarten Regionen kommen. Meistens werde sie in Berlin verortet, erzählt Rebekka. Beim Singen hat sie sich sogar das rollende „R“ abgewöhnt, bei den Ansagen ist es aber noch da. Die Verbindung zur Heimat ist in ihrer Musik nicht sofort erkennbar. Rebekka ist sich aber sicher, dass das Direkte und der Humor der Nowak von den bayerischen G'stanzln geprägt sind, die sie früher mit ihren Geschwistern und Eltern gemacht hat. Gesungen hat sie als Kind auch bairisch, aber gesprochen nur hochdeutsch.

In ihrer neuesten Rolle als Anita Schwendner benutzt sie nun trotzdem den Dialekt aus dem Neumarkter Raum, wo sie aufgewachsen ist: Anita ist



Tourmanagerin und Social-Media-Beauftragte der *Nowak*. Bei Auftritten bereitet sie das Publikum vor und sorgt dafür, dass *Die Nowak* alle Aufmerksamkeit hat, sobald sie die Bühne betritt. Dass mit dieser weiteren Kunstfigur mehr Heimatkontext in ihre Auftritte kommt, freut Rebekka. Sie mag den bayerischen Humor und den Dialekt, auch in der Musik. „Ich finde, dass bayerische oder österreichische Sprache eine sehr emotionale und tatsächlich auch eine sehr erotische Sprache ist“, sagt sie.

Kein Widerspruch: Weltoffenheit und Landleben

Mundart-Rock, Musikkabarett, Singer-Songwritertum in Mundart, mit Folk-und-Souleinflüssen oder

mit Klavier – die Musik, die als Heimatsound bezeichnet wird, ist divers. Als Bezeichnung eines Musikstils oder -genres taugt Heimatsound also nicht. Vielmehr funktioniert er als Marketinglabel für „einheimische“ Künstlerinnen und Künstler. Das wirkt teils sehr gewollt, und man kann diese Willkürlichkeit auch kritisch sehen. Auf der anderen Seite vermitteln der Heimatsound und seine Vertreterinnen und Vertreter, gerade durch die Vielfalt, ein neues Selbstbewusstsein. Sie zeigen, dass gute Popmusik nicht nur in den Metropolen dieser Welt entsteht, sondern dass Spannendes auch aus den ländlichen Regionen kommt – ob die Texte nun auf bairisch sind, das ländliche Leben konkret thematisieren oder die Musikschaaffenden einfach die Umgebung für ihre Kreativität schätzen.

*Abb. 5:
Rebekka Maier lebt
gern in der Nähe
der Donau. Als Die
Nowak macht sie
Musik – mit Klavier
und deutschen
Texten.*



Abb. 6: Hadé vor dem Haus in Steinsberg, das den gleichen Namen wie ihre Band hat



Abb. 7: Seit eineinhalb Jahren wohnt Isa mit ihrem Kind in der Nähe von Laaber.

„Ich habe schon gemerkt, ich funktioniere als Mensch oder als Kreativ-Schaffende besser auf dem Land oder zumindest da, wo ich gerade wohne“, sagt Isa. Nur ein paar Wiesen um sie herum – daraus ziehe sie viel Kraft. „Das klingt sehr romantisch, aber das ist tatsächlich so. Ich brauch’ diese Natur um mich, damit mein Kopf frei sein kann.“

Auch Susi Raith findet Inspiration in der Ruhe und Natur ihres Heimatorts Lehen. Dort schätzt sie auch die Dorfgemeinschaft, mit der zusammen sie in den vergangenen beiden Jahren das „Gmahde Wiesen“-

Festival auf die Beine gestellt hat. *Hadé* sehen die praktischen Vorteile des Landlebens. „Was für unsere Musik maßgeblich ist und was uns als Band unglaublich prägt, ist, dass wir so nah beieinander sind, dass wir Cousins Fußweg zwei Minuten auseinander sind und immer gleich beieinander sein können, wenn wir Musik machen wollen“, erklärt Johannes. Drummer Philipp ergänzt: „In der Stadt kannst du auch nicht überall so eine Gaudi machen.“

Gleichzeitig steht der Heimatsound auch für ein Heimatgefühl, das Weltoffenheit nicht ausschließt –



Abb. 8: Susi Raith mit ihren Pferden, die mit ihr in Lehen bei Bernhardswald leben.



Abb. 9: Hamburg? Berlin? Nein, in Riegling ist Die Nowak zu Hause.

ganz im Gegenteil: Gegenüber zu viel Heimattümelei sind die Vertreterinnen und Vertreter skeptisch. Isa lehnt die „Mia san mia“-Mentalität ab, auch wenn sie es gut findet, wenn Leute ihre Heimat schätzen, authentisch sind und dazu stehen. „Aber ich brauche nicht diesen geschlossenen Club. Ich will trotzdem offen sein.“ Auch *Hadé* betonen diese Offenheit und Rebekka Maier ist ebenfalls gegen einen Heimat-Begriff, bei dem man nur das Eigene gut findet und nichts Fremdes zulassen will. „Heimat ist ein wandelbarer Begriff, genauso wie Tradition wandelbar ist.

Es sollte ein flexibler Rahmen sein“, sagt sie. „Gerade in der Zeit in der wir uns befinden, in der viele Menschen zu uns kommen, finde ich es ganz wichtig, dass wir eine Heimat für die sein können.“

Für Susi Raith spielt Reisen eine wichtige Rolle. Unterwegs ist sie genauso gern wie zu Hause. In einem ihrer neuen Songs kommt eine Zeile aus einem alten Lied vor, die in ihren Augen alles in einem Satz sagt: „Draußd in da Welt wennst bist/Rouh host do koane/viel scheene Platzler! gibt's/Hoamat bloß oane“



Abb. 1: Ein Stopp bei den Landkreiskulturfahrten war das Barockschloss Alteglofsheim mit seiner imposanten Fassade. Bernd Schweinar, künstlerischer Leiter der dort ansässigen Musikakademie, berichtete von der kreativen Arbeit in den historischen Mauern.

Christine Schmid

Von Kunst und Kultur, ihren Machern und Bewahrern

Landkreiskulturfahrten 2021 führten in alle vier Himmelsrichtungen

Bei vier Busausflügen im August zeigte sich, was der Landkreis kulturell zu bieten hat. Das Konzept der Landkreiskulturfahrten erwies sich als voller Erfolg. Besonderes Augenmerk lag auf der persönlichen Begegnung mit den Kunstschaaffenden und Kulturmachern.

Ein Samstagmorgen im August, vor dem Landratsamt Regensburg steht ein Reisebus. Dort sammeln sich 25 Menschen, setzen ihre FFP2-Masken auf und suchen sich einen Platz im Bus. Als es um neun Uhr losgeht, ist die Stimmung noch verhalten.

Zehn Stunden später, zurück am Abfahrtsort, sind die Reisenden in Sachen regionaler Kultur pappsatt an Eindrücken, müde und zufrieden. Lächelnd verabschieden sie sich. Und die beiden Programmgestalter und Reisebegleiter Wilma Rapf-Karikari und Ingo Kübler wissen, dass das brandneue Konzept der Landkreiskulturfahrten aufgegangen ist.

Vier Samstage in Folge führten Kübler und Rapf-Karikari einen Bus Kulturinteressierter in jeweils eine Himmelsrichtung des Landkreises. Dem „Norden – zwischen Regen und Naab“, folgten der „Osten – Vorderer Bayerischer Wald“, der „Süden – weites Land



Abb. 2:
Ingo Kübler und
Wilma Rapf-Karikari
entwickelten in Zu-
sammenarbeit mit
dem Kulturreferat
Konzept und Pro-
gramm der Land-
kreiskulturfahrten.



Abb. 3: Bühnen- und Kostümbildnerin Katharina Claudia Dobner (links) gewährte Zugang zu ihrem Haus und Garten in Sünching. Sie faszinierte mit Erzählungen über ihre Arbeit in Berlin und andernorts.

unterhalb der Donau“ und der „Westen – vom Tal der Schwarzen Laber auf den Tangrintel“.

Die Teilnehmenden lernten Kulturschaffende und ihre Werke, Kulturräume und Gleichgesinnte kennen. Sie stöberten durch Kirchen, Ateliers, Geschäfts- und Privaträume, begleitet von Malerinnen, Bildhauern, Musikerinnen, Bauherren und Architekten, Geschäftsführern und Heimatpflegern. Sie hielten inne, lauschten Musik, ließen den Blick in die Weite der Kulturlandschaft schweifen und bestaunten ungeahnte Kleinode. Sie erfuhren von ungewöhnlichen privaten oder kommunalen Initiativen. Sie hörten Geschichten über Geschichten. Und sie genossen während der Pausen regionale Esskultur und Gastfreundschaft.

Kultur vor Ort statt Reisen in die Ferne

„Ich wusste, dass es funktioniert, als mich bei der ersten Fahrt in den Norden nach der dritten Station, der Besichtigung der gotischen Kirche auf dem Adlersberg, ein älterer Herr nach der E-Mail-Adresse der Volkshochschule gefragt hat“, berichtet Ingo Kübler. Er fragte den Mann daraufhin augenzwinkernd, ob er sich denn beschweren wolle. Doch der Mann erwiderte: „Ich will mich für nächsten Samstag anmelden.“

Wilma Rapf-Karikari und Ingo Kübler sind im Landkreis Regensburg als „Kunstpartner“ wohlbekannt. 25 Jahre lang gaben sie den KUNSTPARTNER Kalender mit Werken bildender Künstlerinnen und Künstler aus Ostbayern heraus – ein absolutes Novum, als sie 1994 starteten. Seit Anfang des neuen Jahrtausends betreiben sie im 300 Jahre alten Stall der ehemaligen Schlossgaststätte Adlmannstein, wo sie wohnen, die KUNSTPARTNER Galerie.

Das KUNSTPARTNER Schaulager direkt neben ihrer Galerie ist eine mögliche Antwort auf die Frage, wie mit den Nachlässen zeitgenössischer, regionaler

Kunstschaffender verfahren werden kann. Dort, in dem architektonisch modern überbauten Stadel, lagern Werke dreier Kunstschaffender, die in einem zentralen Ausstellungsraum auch betrachtet und gekauft werden können. Ihr herausragendes, innovatives Engagement bescherte Rapf-Karikari und Kübler eine Fülle an Kontakten und im Jahr 2020 den „Kulturpreis des Landkreises Regensburg“.

Mit diesen vielfältigen Erfahrungen und dem Anspruch, möglichst vielen unterschiedlichen Menschen



Abb. 4: Ignorierten sich geflissentlich: der Hund eines mitreisenden Paares und der Holzhund des Bildhauers Korbinian Huber aus Duggendorf.



Abb. 5: In Frauenzell standen Kloster und Kirche auf dem Programm.



Abb. 6: Im Atelier von Korbinian Huber

den Zugang zu Kunst und Kultur zu eröffnen, lag die Idee zu den Landkreiskulturfahrten fast auf der Hand. Sie entstand zusammen mit Kulturreferent Dr. Thomas Feuerer. Er vertraute darauf, dass angesichts eingeschränkter Urlaubsmöglichkeiten in Zeiten der Pandemie solche Tagestouren im Sommer ein attraktives Angebot sein könnten.

So entwickelten Rapf-Karikari, die sich nach 40 Jahren engagierter Arbeit im Druckereikollektiv nun ganz ihrer Passion Kunst widmen kann, und Kübler,

der nach seiner Tätigkeit im Kartenhaus Kollektiv heute freiberuflich im Bereich Kommunikation tätig ist, in Kooperation mit dem Kulturreferat des Landkreises Regensburg die Landkreiskulturfahrten. Dabei ging es erst einmal ums Weglassen. 120 sehens- und besuchenswerte Punkte hatten sie in kleinteiliger Recherche zusammengetragen. Übrig blieb pro Tour und Himmelsrichtung ein rundes Dutzend in den Kategorien „bildende Kunst“, „Musik/Performatives/Literatur“, „modernes Bauen“, „Sonderbauten“ und



Abb. 7: Die Jugend hält die Welt in Händen: eine Skulptur von Helmut Wolf vor dem Gymnasium in Lappersdorf

„Sonderbauten mit Sonderpersonen“. Bei den Sonderbauten handelt es sich vor allem um historische Gebäude, die schon lange kulturell genutzt werden, deren Umnutzung gerade geplant beziehungsweise umgesetzt wird oder wünschenswert wäre.

Frischer Wind in alten Mauern

Herausgekommen sind abwechslungsreiche Routen, während derer die Reisebegleiterin und der Reisebe-



Abb. 8: Die Dietrich Bonhoeffer Kirche in Wenzelbach ist aus Massivholz gebaut.

gleiter immer wieder das Augenmerk auf Details legen: auf den wunderbar erhöhten Blick aus dem Bus, die geologischen Besonderheiten zwischen Vorwald, Gäuboden, Jura und den Tälern von Donau, Regen, Naab und Laber oder auf unternehmerische Initiativen wie im Klosterstadel Pielenhofen, der mit Dorfladen, Kaffeerösterei und Café frischen Wind durch alte Mauern pustet. Der Landkreis Regensburg firmierte als Veranstalter der Landkreiskulturfahrten, die Buchungen liefen über die Landkreis-Volkshochschule.



Abb. 9: Weitere Stationen bei den Kulturfahrten: (im Uhrzeigersinn) die mittelalterliche Burg Wolfsegg, das KUNSTRAUM Atelier Wigg in Kallmünz, Klangkünstler Heinz Grobmeier in der Kirche St. Nikolaus in Haag und das Atelier von Bettina und Heinrich Glas in Nittendorf

Im Handumdrehen waren die Kulturreisenden angefixt, lauschten gebannt den Einführungen Küblers, Rapf-Karikaris und den Gastgeberinnen und Gastgebern. So gab beispielsweise die Malerin Maria Maier in ihrem Stadtatelier Einblicke in ihre Arbeitsweise und Techniken. Bernd Schweinar, künstlerischer Leiter der Musikakademie Alteglofsheim, plauderte im Park aus dem Nähkästchen diverser Kurse, während derer so manches musikalische Erfolgskonzept entstand. Bei der Bühnen- und Kostümbildnerin Katharina Claudia Dobner, die Berlin den Rücken kehrte, um sich in Sünching anzusiedeln, verzauberten eine detailreiche Werkstatt, farbstarke Wohnräume und ein fantasievoller Garten die Besucher gleichermaßen.

Die Friedhofskirche St. Martin in Schönnach überraschte mit ihrer ungewöhnlichen Sanierung, einer Gestaltung aus Architektenhand. Klaus Wenk, Leiter des Aureliums in Lappersdorf, erläuterte bei einer Führung durch das Veranstaltungsgebäude den Entwurf des Architekten Manfred Blasch, die Technik des Hauses und die Veranstaltungskonzeption. Eine moderne Kirche in Massivholzbauweise stand mit der Dietrich Bonhoeffer Kirche in Wenzelbach auf dem Programm.

In der Burg Wolfsegg erfuhren die Gäste, wie Privatleute durch ihr Engagement die mittelalterliche Burg retteten und mit wissenschaftlicher Begleitung ein faszinierendes Ausflugsziel schufen. Und im Garten von Günter Kempfs Atelierhaus in Wolkerling klang die Fahrt in den Süden entspannt bei einem Glas Roséwein aus.

Das Konzept soll weitergeführt werden

Offen und herzlich empfangen alle Gastgeberinnen und Gastgeber die Reisenden, freuten sich über deren Interesse, standen bereitwillig Rede und Antwort,

gaben Raum für Fragen nach dem Woher, Wohin und Warum von Leben und Arbeit im Landkreis. Wilma Rapf-Karikaris jahrzehntelange Kontaktpflege öffnete die Türen. Sie weiß, dass es auch für die Kunstschaufenden eine einmalige Chance ist, 25 Interessierte auf einen Streich in ihrem Atelier empfangen zu können.

Immer wieder musste Ingo Kübler augenzwinkernd mahnen, sich in wenigen Minuten am Bus einzufinden. Gar zu gerne wären manche noch ein wenig länger geblieben, insbesondere wenn Musik ins Spiel kam, so wie bei Klangkünstler Heinz Grobmeier in Haag. Auch Ursula und Frank Wendeberg in Regensburg faszinierten mit ihrer Kombination von Naturaufnahmen aus Nationalparks mit Musik. „Da wollten die Leute nimmer gehen“, sagt Kübler.

Es war viel, was die Teilnehmenden zu hören und sehen bekamen. Entsprechend willkommen waren die Pausen. Dennoch waren sie sich einig, „dass das alles so interessant ist“, dass man nichts hätte missen wollen und man dies auf eigene Faust ja gar nicht hätte entdecken können. Wohlweislich hatte das zweiköpfige Organisations-Team die Fahrten auf die Samstage gelegt, um die Eindrücke an den Sonntagen in Ruhe verarbeiten zu können.

Kulturbotschafterin Wilma Rapf-Karikari und Kulturbotschafter Ingo Kübler lächeln, wenn sie von den vier Samstagen erzählen. „Wir haben uns jedes Mal auf die nächste Fahrt gefreut“, sagt Wilma Rapf-Karikari. Die Verantwortlichen, Rapf-Karikari, Kübler und das Kulturreferat, machen nach der gelungenen Pilotreihe weiter, arbeiten am Konzept, wollen die Touren vielleicht einmal im Monat zwischen Frühjahr und Herbst anbieten und ein eigenes Angebot für die Jugend entwickeln. Unzählige Geschichten rund um die Kultur im Landkreis gibt es noch zu erzählen. Viele sind bereit zuzuhören.

Autorenverzeichnis

Sandra Adler

Kulturreferat des Landkreises Regensburg

Petra Aichinger

Stadtarchivarin, Neutraubling

Renate Christin

Bildende Künstlerin, Sinzing

Dr. Werner Chrobak

Historiker und Heimatpfleger, Sinzing

Dr. Rudolf Ebnet

Kreisrat a.D., und früherer Leiter der Presse-/Öffentlichkeitsarbeit bei BMW Regensburg, Wenzelbach

Stephanie Fleiner

Geschäftsführerin Kreisverband für Gartenkultur und Landespflege, Regensburg

Dr. Armin Gugau

Historiker und Konrektor an der Grundschule Regens-
tauf, Regensburg

Dominik Hagenmaier

Archäologe und Bauforscher, Senden

Prof. Dr. Bernhard Hopfensperger

Professor für Elektro- und Informationstechnik,
Donaustauf

Michael Scheiner

Journalist, Adlmannstein

Christine Schmid

Freie Autorin und Journalistin, Regensburg

Dieter Schwaiger

Studiendirektor i.R., Kelheim

Tanja Schweiger

Landrätin des Landkreises Regensburg

Dr. Christoph Steinmann

Oberkonservator beim Bayerischen Landesamt für
Denkmalpflege, Regensburg

Wolfgang Voigt

Projektmanager an der OTH Regensburg,
Alteglofsheim

Säm Wagner

Populärmusikbeauftragter des Bezirks Oberpfalz,
Regensburg

Fritz Wallner

Geschäftsleiter a.D. des Marktes Schierling, Schierling

Abbildungsnachweise

akg-images (74), ArcTron/P. Hillebrandt (79, 80/5), ArcTron/P. Hillebrandt – Bearbeitung: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege/Christoph Steinmann (81), Bauer Josef (50), Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege/Christoph Steinmann (78), Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege/Dominik Westermann (80/6, 82, 83), Bayerische Staatsbibliothek (72, 73, 168), Bayerische Vermessungsverwaltung (115/3), Bayerische Vermessungsverwaltung – Bearbeitung: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege/C. Steinmann und R. Röhrl (77, 85), Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg (134), BMW Group Werk Regensburg (10, 14, 20, 21, 22, 23, 24, 26), Bresche Manfred (172), Chrobak Werner (170/4, 174), Faber-Castell/Archiv (28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39), Fotoarchiv Sinzing/Egon Gröschl (170/5, 171, 173, 176, 177), Frank Edith (95/9), Giehl Einhard (169), Gräfliche Familie von und zu Lerchenfeld (133, 137, 140/7), Graml Ulrich jun. (52, 53, 57), Hagenmaier Dominik (112, 114, 115/4, 116, 117/7, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124), Hammerich Florian (129, 130), Hanke Stefan (166), Hopfensperger Bernhard (42), Jobst Christina (188/6), Kübler Ingo (190, 192, 194/5, 195/8, 196 l.u., 196 r.u.), Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt/

Karol Schauer (76), Landratsamt Regensburg/Archiv (Cover, 8), Landratsamt Regensburg/Sandra Adler (60, 62, 63, 64 l.o., 64 r.u., 65, 66, 67, 181, 184, 187, 188/7, 189/9), Landratsamt Regensburg/Stephanie Fleiner (105, 106, 107, 108, 109, 110, 111), Landratsamt Regensburg/Thomas Feuerer (117/8), Paffrath Johannes (64 r.o., 64 l.u., 68, 71), Petramer Ingo (126), Pinkert Gabrielle (164), Pleines-Foto (158, 161), Raith Susi (183, 189/8), Scheiner Michael (162, 163), Schleinkofer Hans (46, 55, 56), Schleinkofer Josef (40, 43, 44, 47), Schmid Christine (191, 193, 194/6, 195/7, 196 l.o., 196 r.o.), Spitzer Florian (45, 48), Stadtarchiv Neutraubling (86, 87, 88, 89, 91, 92, 93, 94, 95/10, 96, 97, 98, 100, 101, 102, 103), Steinmann Emma (84), Voigt Wolfgang (132, 140/6), Wagner Hans-Christian (104), Wallner Fritz (142, 143, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 157), Wandinger Franz (175), Weigert Alex (178), Weigert Willi (54), Wikipedia (138)

Wir haben uns bemüht, alle Copyright-Inhaber auffindig zu machen. Sollte dies in Einzelfällen nicht gelungen sein, bitten wir dies zu entschuldigen und um Nachricht an den Verlag.

Ein Kaleidoskop an bereichernden Eindrücken, ein lebendiges und buntes Bild der Region um Regensburg in Geschichte und Gegenwart: Die regelmäßig erscheinenden Bände der Schriftenreihe *Regensburger Land* enthalten – im Stile eines Almanachs – informative Beiträge zur regionalen Geschichte und Kultur. Ansprechend aufgemacht und reich bebildert, richtet sich die Reihe an eine breite Leserschaft.

Auch Band 7 | 2021 bietet wieder ein großes Themenspektrum: Die Aufsätze behandeln unter anderem das geschichtliche Erbe des Landkreises. Zum Beispiel anhand des sensationellen Fundes eines besonders reich ausgestatteten Glockenbechergrabes bei Köfering, das aus dem 3. Jahrtausend vor Christus stammt. Oder eines spannenden, kaum bekannten Wandbildes im Schloss Eichhofen, das an die österreichische Besetzung Bayerns 1742 erinnert. Beiträge zum gegenwärtigen Kulturlieben werfen Schlaglichter auf besondere Veranstaltungen und Kulturschaffende im Landkreis, darunter die Kabarettistin Eva Karl-Faltermeier oder das Phänomen Heimatsound.

Verlag Friedrich Pustet



WWW.VERLAG-PUSTET.DE